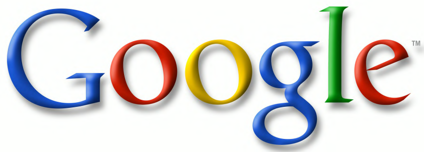





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Mond 7 c 3

NOTE: There are two leaves pp. 185-186. The first is a cancel, the second the original text, with a tear denoting that leaf is to be cancelled.

Kritische Betrachtungen über die Poesie und Mahlerey,

aus dem Französischen

des Herrn Abtes Dü Bos,

Eines der Vierziger und beständigen Secretärs der französischen Akademie.

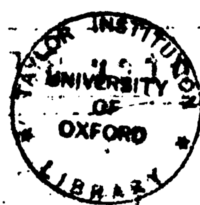
Zweyter Theil.



Kopenhagen,

In der Mummischen Buchhandlung,

1760.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

 srer

Neun

Sie=



Kritische Betrachtungen über die Poesie und Mahlerey.

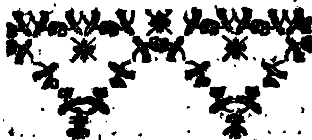
Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.
Von dem Genie überhaupt.



Das Höchste, was die Poesie und die Mahlerey thun können, ist, daß sie rühren und gefallen; so wie der höchste Endzweck der Beredsamkeit ist, zu überreden. Horaz sagt, und er sagt es in dem Tone eines Gesetzgebers, um seinem Ausspruche desto mehr Nachdruck zu geben: „Es ist nicht genug, daß

„Verse



Kriti=

„Verse schön sind; sie müssen auch vermögend seyn „die Herzen zu rühren, und diejenigen Empfindun„gen wirklich zu erregen, die sie erregen wollen.

Non satis est pulcra esse Poemata, dulcia sunto,
Et quocunque volent, animum auditoris agunto.

Horaz würde eben dasselbe zu den Mahlern gesagt haben.

Ein Gedicht sowohl als ein Gemählde kann diese Wirkung nicht hervorbringen, wenn es weiter keine Vollkommenheiten hat, als Regelmäßigkeit und Zierlichkeit in der Ausführung. Ein Gemählde, welches auf das schönste gemahlt, und ein Gedicht, das noch so regelmäßig und correct ist, können beyde frostig und langweilig seyn. Soll ein Werk uns rühren, so müssen, wofern es ein Gemählde ist, die Schönheit der Zeichnung und die Wahrheit des Colorites, und wenn es ein Gedicht ist, eine klangreiche Versification, blos dazu dienen, andern Gegenständen das Wesen zu geben, die an sich selbst fähig sind, zu rühren und zu gefallen. „Denn da die Kunst ihren Ursprung der „Natur zu danken hat, so kann sie blos vermittelst „der Natur rühren und ergötzen. a)

Wofern die Helden eines tragischen Dichters nicht durch ihre Charaktere, und durch ihre Schicksale

a) Ars enim cum a natura profecta sit, nisi natura mouet et delectet, nihil sane egisse videatur. *Cic.* Lib. III. de Orat.

sale intereßiren; so ist sein Trauerspiel langweilig, falls auch der Styl noch so rein wäre, und kein einziger Fehler wider die so genannten Regeln des Theaters darinn vorkäme. Wenn mir aber der Dichter wunderbare Begebenheiten erzählt, wenn er mir Situationen und Charaktere zeigt, die mich so sehr intereßiren, als die Situationen und Charaktere des Pyrrhus und der Paulina, so bringt mich sein Gedicht zu Thränen; und ich sehe den Künstler, der mein Herz so sehr in seiner Gewalt hat, als einen Mann an, der etwas Göttliches auszurichten im Stande ist.

b) Ille per extensum funem mihi posse videtur
Ire poeta, meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet.

Die Aehnlichkeit der Ideen, die der Dichter aus seinem Genie hernimmt, mit den Ideen, welche diejenigen haben würden, so sich in eben den Umständen befänden, worein der Dichter seine Personen setzt; und die rührenden Bilder, die er erschafft, ehe er die Feder oder den Pinsel zur Hand nimmt, machen also den größten Werth eines Gedichtes und eines Gemähldes aus. In dem Endzwecke des Mahlers oder Dichters, und in der Erfindung rührender Bilder und Gedanken, deren er sich zur Erreichung dieses Endzweckes bedient, sieht

b) Der Poet thut in meinen Augen übermenschliche Dinge, der mein Herz durch Erdichtungen in Angst und in Zorn setzen, wieder beruhigen und mit eingebildeten Schrecken anfüllen kann. *Hor.* Ep. I. Lib. II.

man den Unterscheid zwischen einem grossen Künstler, und einem blossen Handwerker, der in der Ausführung oftmals geschickter ist, als jener. Nicht die größten Versemacher sind die größten Dichter, so wie die regelmäßigsten Zeichner nicht die größten Mahler sind.

Wenn man die Werke grosser Künstler genau betrachtet, so wird man sehr bald gewahr, daß sie die Regelmäßigkeit und die Schönheiten der Ausführung nicht als den letzten Endzweck ihrer Kunst, sondern nur als Mittel angesehen haben, Schönheiten von einer höhern Gattung hervorzubringen.

Sie haben sich nach den Regeln gerichtet, um unsern Geist durch eine beständig beobachtete Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, und ihm aus den Gedanken zu bringen, daß das, was unser Herz in so grosse Bewegung setzt, nur eine Erdichtung sey. Sie haben die Schönheiten der Ausführung gebraucht, um uns für ihre Personen, durch die äusserliche Gestalt derselben, oder durch die Annehmlichkeit ihrer Sprache einzunehmen: Sie suchen unsre Sinne bey den Gegenständen aufzuhalten, welche die Seele rühren sollen. Dieses ist die Absicht des Redners, wenn er sich den Regeln der Grammatik und der Rhetorik unterwirft. Sein vornehmster Endzweck ist nicht, sich das Lob zu erwerben, daß seine Rede correct und glänzend ausgearbeitet sey; denn diese beyden Eigenschaften überreden Niemand: Sondern seine Zuhörer durch starke Gründe und rüh-

rührende Bilder von seiner eignen Erfindung, seiner Meynung zu machen; wobey ihm die Kunst nichts weiter hilft, als daß sie ihn seine Gedanken und Gemählde in die rechte Ordnung stellen lehrt.

Man muß ein gebohrnes Genie seyn, um zu erfinden, und doch bringt man es nur durch vieles Studiren dahin, gut zu erfinden. Wer schlechte Sachen erfindet, wer fruchtbar ist ohne Beurtheilung, verdient den Namen eines Erfinders nicht. Ego porro nec inueniſſe quidem credo eum, qui non indicauit, sagt Quintilian, c) da er von der Erfindung redet. Die Regeln, welche man schon in eine Methode gebracht hat, sind Führer, die uns den Weg nur von fern zeigen; und das glücklichste Genie lernt blos vermittelst der Erfahrung, wie man das, was diese so allgemeine Regeln vorschreiben, in Ausübung bringen müsse. Man sey, sagen sie, immer rührend, und lasse den Zuschauer oder Zuhörer niemals kalt werden. Wichtige Lehren! Aber ein Mensch ohne Genie sieht nicht ein, was für Foderungen in diesen Sätzen enthalten sind, und selbst das glücklichste Genie wird nicht auf einmal fähig, ihnen gehörig nachzukommen. Also werde ich nunmehr von dem Genie und vom Studiren handeln müssen, als den beyden Stücken, wodurch Mahler und Dichter gebildet werden.

c) *Inst. Orat.* Lib. III. c. 3.

Wenn jene göttliche Begeisterung, welche die Mahler zu Dichtern, und die Dichter zu Mahlern macht, unsern Künstlern mangelt, wenn sie nicht, wie Perrault sagt, d) jenes Feuer, jene göttliche Flamme, den Geist unsers Geistes und die Seele unsrer Seele haben; so bleiben sie ihr Lebelang schlechte Handwerker, denen man ihre Arbeit tageweise bezahlet, ohne daß sie auf die Achtung und auf die Belohnungen Anspruch machen dürfen, welche gesittete Nationen grossen Künstlern schuldig sind. e) Sie wissen von ihrer Kunst weiter nichts, als das Handwerksmäßige, welches sich eben so lernen läßt, wie man jede andre Profeßion lernt. Die gemeinsten Köpfe sind fähig, mittelmäßige Dichter und Mahler zu werden.

Die Geschicklichkeit, die ein Mensch von Natur besitzt, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, welche andre mit vieler Mühe nur schlecht machen, nennt man Genie. Man lernt eine Sache, wozu man Genie hat, mit eben so leichter Mühe, als man seine Muttersprache redet.

Derjenige, welcher von Natur Genie hat, mit Hülfe der Erfahrung ein grosser Feldherr zu werden, ist ein Mann, bey welchem die Organe der Seele

d) Ce feu, cette divine flamme,
L'esprit de notre esprit, & l'ame de notre ame.
Epître du génie à M. de Fontenelle.

e) Quorum opera, non quorum artes emuntur.
Cic. de off. L. I.

Seele von Natur so beschaffen sind, daß seine Herzhaftigkeit der Gegenwart seines Geistes nichts benimmt, und daß hinwiederum die Gegenwart des Geistes seiner Herzhaftigkeit keinen Eintrag thut: Ein Mann, von richtiger Beurtheilungskraft und geschwinder Einbildung, der den Gebrauch dieser beyden Kräfte mitten in dem Wallen des Blutes behält, welches auf die Erstarrung folgt, von der das menschliche Herz bey dem ersten Anblicke grosser Gefahren gewöhnlicher Weise eben so befallen wir, wie sich in einem Fieberparoxysmus die Hitze nach dem Froste einzustellen pflegt. In diesem Feuer, worinn er die Gefahr vergißt, übersieht er alles, er überlegt, und faßt seine Entschlüsse nicht anders, als wenn er ganz ruhig unter seinem Zelte sässe. Eine falsche Wendung, die der Feind macht, entdeckt er sogleich mit einem Blicke, dahingegen ältere Befehlshaber, als er, selbige lange betrachten, ehe sie die Absicht oder das Versehen davon gewahr werden.

Man kann sich diese Beschaffenheit des Geistes nicht erwerben; man bekömmt sie niemals, wenn man sie nicht mit sich auf die Welt gebracht hat. Die Furcht vor dem Tode macht diejenigen verzagt, welche der Anblick des Feindes nicht anfeuert; und diejenigen, die er allzu hitzig macht, verlieren die Gegenwart des Geistes, welche so nöthig ist, wenn man sich von dem, was vorgeht, deutliche Begriffe machen, und das, was geschehen muß, entdecken will. Ein Mensch mag, wenn er

bey kaltem Blute ist, einen noch so ausserordentlichen Geist haben; er kann doch nimmer ein guter General werden, wofern ihn der Anblick des Feindes wütend oder verzagt macht. Daher giebt es so viele, die den Krieg in ihrem Cabinete so gut, und im Felde so schlecht führen. Daher gehen so viele Zeitlebens in den Krieg, ohne jemals zum Commando fähig zu werden.

Ich weis wohl, Ehre und Nacheiferung können es dahin bringen, daß Leute, die von Natur feige sind, alle Zeichen und Merkmale einer angebohrnen Herzhaftigkeit an sich blicken lassen; so wie im Gegentheile die allerhitzigsten dem Befehle des Officiers gehorchen, der ihnen verbeut, so weit vorwärts zu dringen, als ihr wilder Muth sie treibt. Allein die Menschen haben nicht eben so viel Gewalt über ihre Einbildungskraft, als über ihre Füsse. Daher kann zwar die Kriegszucht einen Tollkühnen in seiner Linie und einen Zaghaften auf seinem Posten erhalten, aber sie ist nicht vermögend, es dahin zu bringen, daß nicht, wenn ich so reden darf, in dem Kopfe eines jeden von beyden alles drunter und drüber geht, und daß die Seele des einen in die Feinde eindringt, indem die Seele des andern auf der Flucht ist. Keiner von beyden ist fähig, mitten in der Gefahr die Freyheit des Geistes zu behalten, welche selbst von den Römern an dem Hannibal gerühmt wurde. f)

Wie

f) Plurimum consilii inter ipsa pericula. *Liv.* Lib. XXI.

Wie es mit dem Kriege ist, so ist es auch mit allen andern Lebensarten. Die Kunst grosse Angelegenheiten zu führen, die Kunst einen jedweden in denjenigen Verrichtungen zu gebrauchen, wozu er von Natur am geschicktesten ist, die Arzneykunst, und selbst das Spiel, alles erfodert ein eignes Genie. Die Natur wollte ihre Gaben unter die Menschen vertheilen, damit jeder den andern nöthig haben möchte; weil die Bedürfnisse der Menschen das vornehmste Band der Gesellschaft sind. Deswegen begabte sie einige mit einer vorzüglichen Geschicklichkeit zu gewissen Dingen, die andern unmöglich sind; diesen hingegen legte sie eine Leichtigkeit zu allerhand Dingen bey, welche sie jenen versagte. Die einen haben ein erhabnes und ausgebreitetes Genie in einer gewissen Sphäre; da andre in eben derselben einen unverdroßnen Fleiß und eine genaue Aufmerksamkeit besitzen, zwo Eigenschaften, die zur Ausführung des Einzelnen in allen Profeßionen und Geschäften so brauchbar sind. So wie Leute von dieser Art der erstern zu Anführern bedürfen, so sind die letztern den erstern als Werkzeuge unentbehrlich. Die Natur beobachtet in der Austheilung ihrer Gaben zwar keine vollkommne Gleichheit gegen ihre Kinder, sie will aber auch Niemanden enterben; und ein Mensch, der zu keiner einzigen Sache ein Geschicke hat, ist eben so selten anzutreffen, als ein allgemeines Genie. Ganz untaugliche Köpfe sind etwas eben so Ungewöhnliches, als eine Misgeburt; sagt ein Mann,

der sich mit der Erziehung junger Leute den größten Ruhm erworben hat. g)

Ja es scheint, als habe die Vorsehung gewisse Talente und Neigungen bey einem Volke gemeiner als bey dem andern, machen wollen, damit ganze Nationen eindnder eben so unentbehrlich seyn mögten, als es, nach ihrer weisen Einrichtung, einzelne Personen einander sind. Die Bedürfnisse, die einem jedweden Menschen die Gesellschaft nothwendig machen, nöthigen auch die Nationen mit einander in Gesellschaft zu treten. Solchergestalt setzt die Vorsehung alle Völker in die Nothwendigkeit, ihre Talente und ihren Fleiß eben so gegen einander zu vertauschen, als die verschiednen Früchten ihrer Länder; damit sie insgesammt den gemeinschaftlichen Umgang aus eben der Ursache suchen mögten, weswegen sich einzelne Personen zusammen thun, um Eine Nation auszumachen; aus Begierde sich wohl zu gehaben, oder ihre Umstände zu verbessern.

Aus der Verschiedenheit der Genies entsteht die Verschiedenheit der menschlichen Neigungen, die aus einer weisen Vorsicht der Natur bey Einem Menschen weit heftiger sind als bey dem andern; nach dem die Hindernisse grösser oder kleiner sind, die jeder in seiner eignen Lebensart zu übersteigen hat, wenn er seinen natürlichen Beruf erfüllen will. Die

g) Hebetes vero et indociles non magis secundum naturam hominis eduntur, quam prodigiosa corpora et monstris insignia. *Quint. Lib. I. cap. 1.*

Die Neigungen der Menschen sind blos deswegen so sehr von einander unterschieden, weil sie alle einerley Triebe, dem Triebe ihres Genies folgen.

Castor gaudet equis, ouo prognatus eodem
Pugnis; quot capitum viuunt, totidem studiorum
Millia. h)

Woher kömmt dieser Unterscheid? Fragt das Genie eines jedweden, sagt eben derselbe Philosoph, dieses allein kann die Ursache davon angeben. Jedermann hat sein besonderes Genie, welches keinem andern völlig ähnlich ist; ja manche sind einander so unähnlich, als weiß und schwarz.

Scit genius natale comes qui temperat astrum
Naturae Deus humanae, mortalis in vnum
Quodque caput, vultu mutabilis, albus et ater. i)

Daher kömmt es, daß manche Dichter gefallen, wenn sie gleich die Regeln nicht beobachten, da andere misfallen, die sie doch beobachten. In quibusdam virtutes non habent gratiam, in quibusdam vitia ipsa delectant. k) Der angebohrne Charakter der Menschen macht, daß einige selbst in ihren Fehlern etwas Einnehmendes haben, und daß andre

h) Kastor hat sein Vergnügen an Pferden; der, welcher aus eben demselben Eye entsprang, findet es am Ringen: So viele tausend Menschen, so viele tausend unterschiedene Neigungen. *Hor.* Sat. I. L. II.

i) Ep. II. L. II.

k) *Quint.* Inst. Lib. XI. cap. 3.

andre hingegen mit allen ihre guten Eigenschaften sich Niemanden angenehm machen können.

Mein Endzweck erlaubt mir nicht, weitläuftiger von der Verschiedenheit zu reden, welche man zwischen dem Genie aller und jeder Menschen, und selbst zwischen dem Genie ganzer Nationen antrifft. Diejenigen, so sich Einsichten darinnen erwerben, und ihre natürliche Fähigkeit die menschlichen Charaktere von einander zu unterscheiden, noch vollkommener machen wollen, können Huartes Erforschung der Geister, und Barclays Abbildung der menschlichen Charaktere, der Jahrhunderte und der Nationen lesen. Man kann aus diesen Werken vielen Nutzen ziehen, ob gleich der Leser sich nicht völlig auf sie verlassen darf. Ich habe hier blos von dem Genie der Mahler und Dichter zu reden.

****************:******************

Zweyter Abschnitt.

Von dem Genie, welches Dichter und Mahler macht.

Das Genie zu diesen Künsten besteht, wie ich mir vorstelle, in einer glücklichen Zusammensetzung der Organe des Gehirnes, in der guten Bildung jedes einzelnen dieser organischen Theile, und in einer Beschaffenheit des Blutes, vermö-

ge

ge deren es, während der Arbeit, in solch eine Wallung geräth, daß es den Triebrädern, mittelst deren die Einbildungskraft ihre Wirkungen verrichtet, Lebensgeister im Ueberflusse zuführt. In der That kann man sich durch die überaus grosse Ermattung, welche auf eine langwierige Anstrengung des Geistes zu folgen pflegt, leicht überzeugen, daß die Arbeit der Imagination eine grosse Erschöpfung der körperlichen Kräfte verursache. Ich setze voraus, daß sich das Blut desjenigen, welcher dichtet, erhitze; denn Mahler und Poeten können nicht mit kaltem Blute erfinden. Man weis, daß sie in eine Art von Entzückung gerathen, wenn sie ihre Ideen hervorbringen. Ja **Aristoteles** erwähnt eines Dichters, dem seine Arbeit niemals besser gelang, als wenn seine poetische Glut bis zur Phrenesie gieng. **Tasso** würde, ohne diejenige Beschaffenheit seiner Seele, in welcher die Anlage zu der wirklichen Raserey verborgen war, worein er gegen das Ende seines Lebens verfiel, niemals die bewundernswürdigen idealischen Schönheiten erfunden haben, nach deren Vorbilde **Armida** und **Clorinde** geschildert sind. **Apollo** hat seine Trunkenheit eben sowohl als wie **Bacchus**. Glaubt ihr, sagt **Cicero**, daß **Pacuvius** mit kaltem Blute dichtete? Nichts weniger. Man muß bis zu einer Art von Wut begeistert seyn, wenn man schöne Verse machen will. a)

Aber

a) Pacuuium putatis in scribendo leni animo ac remisso fuisse? Fieri nullo modo potuit; saepe enim audiui Poetam bonum neminem sine inflammatione animorum existere

Aber die feurigste Hitze des Blutes wird nichts als wunderliche Chimären in einem Gehirne hervorbringen, welches aus Organen besteht, die entweder an sich fehlerhaft, oder doch nicht glücklich zusammengefügt, und folglich unfähig sind, dem Dichter die Natur so vorzustellen, wie sie sich andern Menschen zeigt. Die Abbildungen, die er von der Natur macht, haben keine Aehnlichkeit mit dem Urbilde, weil gleichsam sein Spiegel nicht getreu ist. Bald kriecht er im Staube, bald fliegt er über den Wolken, und nur selten ist er einige Augenblicke auf dem richtigen Wege, weil er sich nur von ungefähr darauf verirrt. Von dieser Art Poeten war der Verfasser des Gedichtes von der Magdalena und der Autor des Gedichtes vom H. Ludwig, zween fruchtbare Geister, die aber in ihren Schildereyen niemals die Natur getroffen haben, weil sie selbige nach den falschen Hirngespinsten zeichneten, die sich ihre allzuglühende Einbildungskraft davon gemacht hatte: beyde haben sich gleichweit von dem Wahren entfernet, wiewohl sie auf verschiednen Wegen davon abgewichen sind.

Wenn hingegen dieses Feuer, welches aus einem heissen und geistreichen Blute entsteht, einem glücklich gebildeten Gehirne mangelt, so werden die Productionen desselben zwar regelmäßig, aber auch frostig gerathen.

b) Im-

flere posse, et sine quodam afflatu quasi furoris. *Cic. de Orat. L. III.*

b) Impetus ille sacer, vatum qui pectora nutrit,
- - - - Abest.

Wenn ihn das poetische Feuer auch einmal entflammt, so verlischt es doch bald wieder, und wirft nur schwache Schimmer von sich. Daher pflegt man zu sagen, ein witziger Kopf könne wohl eine Strophe machen, aber man müsse ein Dichter seyn, wenn man deren drey verfertigen wolle. Wer nicht ein gebohrner Dichter ist, kommt aus dem Odem, so bald er auf den Parnaß in die Höhe steigen soll. Halb sehen dergleichen Leute das, was sie ihren Personen in den Mund legen müssen, aber sie können es nicht deutlich denken, und noch weniger ausdrücken. Bey aller Mühe, die sie sich geben, rührend zu seyn, bleiben sie frostig. c)

Wenn aber ein so feuriges Blut und so glücklich gebaute Werkzeuge der Seele bey einem Menschen zusammen kommen, so entsteht daraus, wie ich mir einbilde, ein poetisches oder mahlerisches Genie: Denn ich traue keiner physikalischen Erklärung, in Betrachtung der Unvollkommenheit dieser Wissenschaft, worinnen fast alles bloß auf Muthmassungen ankömmt. Die Erfahrungen hingegen, die ich anführe, sind gewiß, und folglich hinreichend, mein System zu unterstützen, wenn man auch die Ur-

b) In ihm brennt nicht die heilige Glut, die des Dichters Busen begeistert. *Ovid.* ex Ponto Lib. IIII. El. II.

c) Nerui dificiunt animique. *Hor.* A. P.

Ursache davon nicht einsieht. Ich glaube also, daß diese glückliche Verbindung beyder oben erwähnten Vollkommenheiten, physicalisch zu reden, diejenige Gottheit ist, von welcher die Poeten sagen, sie komme in ihre Brust, und begeistere sie.

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo,
Impetus hic sacrae semina mentis habet. d)

Hierinnen besteht die göttliche Raserey, von der die Alten so viel geredet haben, und wovon ein Neuerer vor sechzig Jahren einen gelehrten Tractat verfertigte. e) Dieses ist es, was den Montagne zu sagen veranlaßt hat: „Warum wollen wir die „poetischen Sprünge, die ihren Urheber fortreissen „und ausser sich selbst setzen nicht seinem guten Glü„cke zuschreiben; da er selbst gesteht, daß sie seine „Kräfte übersteigen; da er selbst erkennt, daß sie „anders woher, als von ihm kommen, und keines„weges in seiner Gewalt seyn? So ist es auch in „der Mahlerey, wo der Hand des Mahlers dann „und wann Züge entwischen, die weit über seine „eigne Idee und Geschicklichkeit gehen, und ihn „selbst in Bewunderung und Erstaunen setzen. f)

Dieses Glück besteht darinnen, daß man mit einem Genie gebohren ist. Das Genie ist dieses Feuer, welches die Mahler über sich selbst erhebt, welches Leben in ihre Figuren, und Bewegung in ihre Com-

d) *Ovid.* Fast. Lib. I.

e) Petitus de furore poët.

f) Im dritten Kapitel des ersten Buches seiner Versuche.

Compositionen bringt. Es ist der Enthusiasmus, der die Dichter ergreift, wenn sie die Grazien auf einer Aue tanzen sehen, wo der gemeine Haufe der Menschen nichts als Heerden sieht. Daher steht ihnen ihre Begeisterung nicht allezeit zu Gebote; daher scheint es, als wenn sie Apollo bisweilen verlassen habe, und bisweilen, um mich eines virgilianischen Ausdruckes zu bedienen, sie beym Ohre zupfte, um sie zum Dichten oder zum Mahlen anzutreiben. Das Genie muß, wie ich in der Folge dieser Betrachtungen weitläuftiger zeigen werde, den Einfluß aller Veränderungen empfinden, denen unsre Maschine, zu Folge vieler Ursachen, die uns so gut als unbekannt sind, unterworfen ist. Glücklich sind diejenigen Mahler und Dichter, welche mehr Herrschaft über ihr Genie haben als andre; die sich von ihrem Enthusiasmus losmachen können, wenn sie aufhören zu arbeiten, und keinen Rausch aus der Hippokrene in die Gesellschaft mitbringen.

Die Erfahrung beweist zur Gnüge, daß nicht alle Menschen natürliches Genie haben, Dichter oder Mahler zu werden: Es giebt Leute, die sich durch eine vieljährige, mehr hartnäckig als unermüdet fortgesetzte Arbeit nicht über den Rang blosser Versemacher haben erheben können. Es hat so gar gute Köpfe gegeben, welche die schönsten Mahlereyen mehr als einmal copirt haben, und doch bey Pinsel und Palette alt geworden sind, ohne sich über den Rang mittelmäßiger Coloristen und knechti-

scher Nachzeichner der Figuren eines andern zu erhalten.

Die so von Natur Genie besitzen, grosse Heerführer, oder würdige Gesetzgeber zu werden, sterben oftmals, ehe sie ihre Talente haben zeigen können. Ein Mensch, der einen solchen Schatz im Besitze hat, kann ihn nicht an den Tag legen, wenn er nicht zu der Stelle berufen wird, wozu ihn dieses Genie geschickt macht; und oft stirbt er, ehe man ihm sie anvertrauet. Gesetzt auch das Schicksal hätte ihn durch seine Herkunft nicht so weit von diesem Posten entfernt, daß es nicht möglich seyn sollte, in dem Laufe eines menschlichen Lebens bis zu demselben zu gelangen; so fehlt es ihm doch oft an den Eigenschaften, die ihm dazu verhelfen könnten. So fähig er ist, ihn würdig zu bekleiden, so unfähig ist er, die Wege zu gehen, auf denen man in seinen Zeiten dazu gelangt. Das Genie ist fast allzeit mit einem gewissen Stolze verbunden. Ich verstehe darunter nicht den Hochmuth, der weiter nichts hinter sich hat, als einen gewissen Ton im Reden, und gewisse Mienen und Kopfhaltungen, dadurch man sich gern etwas Vornehmes geben mögte: Diese Art von Hochmuth ist ein blosses Großthun, das einen kleinen Geist verräth, und einen Menschen in den Augen eines Weisen viel verächtlicher macht, als ein Livreybedienter eines in Ungnade gefallnen Ministers in den Augen eines Hofmannes ist. Ich meyne hier den Stolz, der aus einem Herzen voll edler Gesinnungen, und aus einer Hoheit des Gei-

stes entspringt, welche macht, daß man sowohl die Ehrenstellen, auf die man seine Absichten richtet, als auch die Mühe, die es kostet, selbige zu erlangen, nach ihrem wahren Werthe schätzt; vornämlich wenn man sich bey solchen Leuten darum bewerben muß, die man nicht für fähig hält, Verdienste gehörig zu beurtheilen. Mit einem Worte, grosse Talante machen zwar einen Menschen zu hohen Würden fähig, aber es geschieht gar oft in der Welt, daß man nicht anders als durch Niederträchtigkeiten und lasterhafte Kunstgriffe zu denselben gelangen kann. Dieses muß nothwendig die Folge nach sich ziehen, daß viele Genies, die zu hohen Stellen gebohren waren, sterben, ohne ihre Talente an den Tag gelegt zu haben. Man hat ihnen weder Armeen anzuführen, noch Länder zu regieren gegeben; und dem, welchem ein Genie zur Baukunst angebohren war, ist niemals die Aufführung eines Gebäudes anvertraut worden, wobey sich sein Genie ganz hätte ausbreiten können.

Hingegen grosse Genies zur Mahlerey und zur Dichtkunst gehören nicht unter die, welche sich nicht ohne Einwilligung des Schicksales hervorthun können: Denn es kann sie nicht der Mittel berauben, die sie nöthig haben, ihre Talente an den Tag zu legen: Ich will dieses ausführlich darthun.

Die Mechanik der Mahlerey ist sehr mühsam, aber sie schreckt diejenigen nicht ab, welche mit einem Genie zu dieser Kunst gebohren sind. Die

Neigungen einer Lebensart, zu der sie ihre Bestimmung fühlen, und der sichtbare Fortgang, den sie in ihren Studiren machen, schützen sie gegen allen Ueberdruß: solche Schüler finden auch allenthalben Lehrer, die ihnen den Weg verkürzen. Ob diese Lehrer grosse Meister oder mittelmäßige Leute sind, daran ist nichts gelegen; ein Schüler, der Genie hat, zieht allemal Nutzen aus ihrem Unterrichte. Er hat weiter nichts nöthig, als daß ihm seine Lehrer überhaupt zeigen, wie man mit Pinsel und Farben zu Werke geht, eine Sache, die Niemanden unbekannt seyn kann, der die Kunst zehn oder zwölf Jahre getrieben hat. Ein junges Genie lernt gut mahlen, indem es seinen Lehrer schlecht mahlen sieht; es verwandelt durch seine eignen Kräfte die übelverdautesten Vorschriften in gute Nahrung; es macht gewisse Sachen am beßten, die ihm Niemand vorher gewiesen hat. Es ist, sagt Seneca, mit dem Unterrichte eines Lehrmeisters, wie mit den Saamenkörnern: Es kömmt größtentheils auf die Beschaffenheit des Erdreiches an, darein man sie säet, was für Früchte sie hervorbringen werden. Der schlechteste Saamen bringt in einem vortrefflichen Boden gute Früchte. Eben so bekleiben auch die Lehren, wenn sie in einen fähigen Kopf kommen; und, um das Gleichniß fortzusetzen, ein solcher Geist trägt Früchte von beßrer Art, als selbst der Saame war, den man hinein streute. g) Wie viele grosse Männer in allen Lebens-

g) Eadem praeceptorum ratio, quae seminum: multum effici-

bensarten haben die Anfangsgründe ihrer Kunst oder Wissenschaft von Lehrmeistern erlernt, welche niemals durch sonst etwas berühmt geworden sind, als dadurch, daß sie diese Männer zu Schülern gehabt haben.

So schwang sich **Raphael**, der von einem mittelmäßigen Mahler unterrichtet wurde, nach einer Uebung von einigen Jahren, durch die Stärke seines Genies, weit über seinen Lehrer. Er hatte die Unterweisung **Peter Perugins** zu weiter nichts nöthig, als um zu lernen, wie man studiren müsse. Eben so war es mit **Annibal Caraccio**, **Rubens**, **Poußin**, **Le Brün** und andern Mahlern, deren Genie man bewundert.

Was die Dichter anlangt, so sind die Regeln ihrer Kunst so leicht zu begreifen und in Ausübung zu bringen, daß sie nicht einmal jemand nöthig haben, der ihnen zeigt, wie sie selbige studiren müssen. Ein Genie kann sich selbst in zween Monathen mit allen Regeln der französischen Poesie bekannt machen. Ja es ist sehr bald fähig, so gar bis an die Quelle dieser Regeln zurücke zu gehen, und die Wichtigkeit einer jeden nach den Grundsätzen, woraus sie hergeleitet ist, zu beurtheilen. Auch hat sich die Welt niemals für verbunden geachtet, diejenigen mit Ruhm zu belohnen, welche so glücklich

ficiunt, etsi angusta sint; tantum, vt dixi, idonea mens accipiat illa, et in se trahat; multa inuicem generabit, et plus reddet, quam acceperit. *Seneca* in Ep. XXXVIII.

gewesen sind, Männern, deren Name durch alle Jahrhunderte unsterblich seyn wird, die Anfangsgründe der Poesie zu lehren. Man redet nie von denen, die den Virgil oder den Horaz in der Dichtkunst unterwiesen; man weis die Namen derjenigen nicht, welche den Moliere und den Corneille, so nahe sie auch an unsere Zeiten gränzen, den Abschnitt und das Sylbenmaaß unsrer Verse gelehrt haben. Man hat ihnen nicht so vielen Antheil an den Verdiensten ihrer Schüler zugeschrieben, daß man sie für würdig gehalten hätte, sich um ihre Namen zu bekümmern, und selbige der Nachwelt zu überliefern.



Dritter Abschnitt.

Daß der Antrieb des Genies diejenigen, denen es angebohren ist, zu dem Entschlusse bringt, Mahler oder Dichter zu werden.

In der That ist es kein grosses Verdienst, einem jungen Dichter die Feder in die Hand zu bringen: Der erste der beßte, sein Genie ganz allein würde es gethan haben. Das Genie läßt es nicht bey blossen Bitten bewenden, wenn es den, der damit versehen ist, nöthigt, sich hervorzuthun. Es läßt sich darum nicht abweisen, weil

weil seine ersten Anregungen keine Wirkung gehabt haben. Es treibt ihn mit einer ungestümen Beharrlichkeit, und weis endlich den Platz gegen alle Unstätigkeit und Zerstreuung der Jugend zu behaupteu.

Allzu vornehme oder allzu niedrige Beschäftigungen, eine Erziehung, die ein Genie von demjenigen abzuziehen scheint, wozu er gebohren ist, nichts kann den, der es besitzt, hindern, wenigstens zu zeigen, welches seine Bestimmung sey, wenn er sie auch nicht erfüllt. Er wird keiner Lebensart getreu bleiben, zu der man ihn anhält, wenn es die nicht ist, zu der ihn seine natürliche Neigung treibt.ª Von dieser hingegen, läßt er sich niemals lange abhalten, und kömmt, wenn ihn auch andre davon abziehen, wider ihren Willen, ja oft sogar wider seinen eignen Entschluß, immer von neuem darauf zurück. Derjenige Trieb, welcher seine Kraft von der Natur hat, ist unter allen der stärkste.

a) Custode et curâ natura potentior omni.

In den Händen eines Knabens, der ein Genie zur Mahlerey besitzt, wird alles zu Paletten und Pinseln. Er zeigt andern, was in ihm ist, ehe er es selbst noch weis.

Die Geschichtschreiber der Mahlerkunst führen eine grosse Menge Begebenheiten an, die meinen Satz bestätigen. Die meisten grossen Mahler sind

 nicht

a) Natur ist stärker, als Aufsicht und Pflege. Juven. Sat. X.

nicht in den Werksälen gebohren. Sehr wenige sind Mahlerssöhne, die der gemeinen Gewohnheit nach zu der Profeßion ihrer Väter hätten erzogen werden sollen. Unter den ausserordentlich grossen Künstlern, welche den letzten beyden Jahrhunderten so viel Ehre machen, war, so viel ich mich erinnere, der einzige Raphael eines Mahlers Sohn. Der Vater des Giorgione und der Vater des Titian haben beyde weder mit Pinsel noch Meissel gearbeitet; Leonhard Vinci und Paul Veronese waren beyde keine Mahlersöhne. Des Michael Angelo Aeltern lebten, so viel man weis, als Edelleute; und folglich, ohne eine Profeßion zu treiben, die Geld einbringt. Der Vater der drey Brüder Caraccio trieb ein Handwerk, wobey man die Reißfeder nicht braucht. Michael Angelo von Caravaggio war eines Maurers, und Correggio eines gemeinen Arbeiters Sohn. Des Guido Vater war ein Musikus, der Vater des Domenichino ein Schuster, und Albani war eines Seidenhändlers Sohn. Lanfranco war ein Fündelkind, den sein Genie die Mahlerey lehrte, so wie den Pascal das seine die Mathematik. Des Rubens Vater, welcher ein obrigkeitliches Amt zu Antwerpen bekleidete, war weder ein Künstler noch ein Kunsthändler. Du Fresnoy, von dem wir ein Gedicht über die Mahlerey haben, welches Herr de Piles für würdig gehalten hat, es zu übersetzen, und Anmerkungen darüber zu machen, und von dem noch überdieses Gemählde vorhanden sind, die über das Mittelmäßige gehen, dieser Du Fres-

noy

noy hatte die Arzneykunst studirt. Die Väter der vier größten französischen Mahler in dem vorigen Jahrhunderte, des Valentin, des Le Süeur, des Poußin und Le Brün waren keine Mahler. Ihr Genie kam gleichsam zu ihnen in das Haus ihrer Aeltern, und suchte sie daselbst auf, um sie auf den Parnaß zu führen: denn die Mahler steigen eben sowohl auf den Parnaß, als die Poeten.

Alle Dichter, die sich einen berühmten Namen erworben haben, sind noch ein stärkerer Beweis desjenigen, was ich von dem unwiderstehlichen Antriebe des Genies behaupte. Es würde gar keine Dichter geben, wenn nicht die Macht des Genies einige zu dem Entschlusse brächte, sich der Poesie gänzlich zu widmen. Niemals hat ein Vater den Vorsatz gefaßt, aus seinem Sohne einen Dichter zu machen. Noch mehr: diejenigen, welche die Erziehung eines jungen Menschen von sechzehn Jahren übernehmen, geben sich allemal Mühe, und man weis wol, weswegen, b) ihn von der Poesie abzuhalten, so bald er ein wenig zu viel Neigung zu Versen spüren läßt. Des Ovidius Vater ließ es, um das poetische Feuer seines Sohnes auszulöschen, nicht bey blossen Verweisen bewenden. Aber so mächtig ist die Gewalt des Genies, daß der junge Ovidius in Versen versprach, keine Verse wieder zu machen, wenn er dafür gezüchtigt wurde, daß er Verse verfertigt hatte. Horaz that in seiner Jugend Kriegsdienste; Virgil war eine Art von einem

b) Wo kann man was auf Verse borgen?

einem Roßtäuscher. Wenigstens sieht man aus seiner Lebensbeschreibung, daß gewisse geheime Mittel, Pferde zu curiren, ihn zuerst mit den Stallbedienten des Kaisers bekannt machten. Aber wir wollen, ohne uns länger bey der alten Geschichte aufzuhalten, einige Betrachtungen über den Beruf anstellen, der unsere neuern Dichter in die Arme der Poesie geführt hat. Beyspiele, die man von Begebenheiten hernimmt, wovon die Umstände genau bekannt sind, müssen mehr Eindruck machen, als die, so man aus den alten Zeiten herholet; und man wird ohne Mühe glauben, daß es zu allen Zeiten mit den Dichtern eben so gegangen ist, als heutiges Tages.

Alle grosse französische Poeten, welche dem Jahrhunderte **Ludwigs** des vierzehnden Ehre machen, waren, ihrer Geburt und Erziehung nach, weit davon entfernt, sich der Dichtkunst zu widmen. Es hatte so gar keiner von ihnen sich mit dem Unterrichte junger Leute oder mit sonst einer von den Wissenschaften abgegeben, die einen witzigen Kopf unvermerkt bis auf den Parnaß führen. Gegentheils schienen sie weit davon entfernt zu seyn, indem sich einige schon wirklich andern Lebensarten gewidmet hatten, einige aber durch ihre Geburt und Erziehung zu etwas ganz anderm bestimmt waren. **Molierens** Vater war willens, einen guten Tapezirer aus seinem Sohne zu ziehen. **Peter Corneille** trug den Advocatenrock, als er seine ersten Stücke verfertigte. **Quinault**

arbei-

arbeitete bey einem Advocaten im Conseil, als er sich in die Arme der Poesie warf. Die Entwürfe zu seinen ersten Schauspielen schrieb er auf Papiere, die schon mit Proceßangelegenheiten halb voll geschrieben waren. Racine trug noch die Kleidung des ernsthaftesten Standes, als er seine ersten drey Tragoedien verfertigte. Meine Leser werden leicht von selbst glauben, daß die Ordensleute, welche die Erziehung und den Unterricht des jungen Racine besorgten, ihn niemals werden aufgemuntert haben, für das Theater zu arbeiten. Sie gaben sich vielmehr alle Mühe, die Lust zu reimen in ihm zu ersticken. Le Maitre, unter dessen besondrer Aufsicht er stand, versteckte, so bald er seine Neigung wahrgenommen hatte, alle französische Poesien eben so sorgfältig vor ihm, als Pascals Vater seinem Sohne die Bücher, welche von der Geometrie handelten. **La Fontaine**, der eine Bedienung bey dem Forstwesen hatte, war von Amtswegen dazu verpflichtet, Bäume zu pflanzen und abzuhauen, nicht aber sie reden zu lassen. Wenn es auf den Herrn L'Hüillier, den Vater des **Chapelle** angekommen wäre, was für eine Lebensart sein Sohn ergreifen sollte, so würde er ihn zu etwas ganz andern, als zur Poesie angehalten haben. Jedermann weis die Verse auswendig, worinnen **Boileau**, eines Parlamentsbedienten Sohn, Bruder, Oheim und Vetter Rechenschaft von seinem Berufe ablegt, der ihn aus der Gerichtsstube auf den Parnaß brachte. Alle diese

gros-

grosse Männer sind ein Beweis, daß Natur, und nicht Erziehung die Dichter macht. c)

Wir wollen, ohne in die alten Zeiten zurücke zu gehen, einen Blick in die Geschichte andrer Professionen thun, die ein eignes Genie erfodern. Wir werden sehen, daß die meisten von denen, die in einer von diesen Künsten oder Wissenschaften berühmt geworden sind, sich ihnen nicht auf Anrathen und Befehl ihrer Aeltern, sondern aus einem innerlichen Triebe gewidmet haben, welcher von ihrem Genie herrührte. Nanteuils Aeltern gaben sich eben so viel Mühe, ihren Sohn von der Kupferstecherkunst abzubringen, als gemeiniglich andre Aeltern zu thun pflegen, um ihre Kinder zur Erlernung einer Profeßion zu nöthigen. Nanteuil mußte sich auf einen Baum verbergen, um in geheim zeichnen zu können.

Le Fevre, der zu einem grossen Algebristen und Sternkundigen gebohren war, fieng an, seine Bestimmung dadurch zu erfüllen, daß er das Weberhandwerk zu Lisieux trieb. Die Fäden seines Gewebes gaben ihm Anlaß, sich im Rechnen zu üben. Roberval konnte, ob er gleich die Schafe hütete, doch seinem Schicksale, welches ihn zum Meßkünstler bestimmt hatte, nicht entgehen. Er lernte die Geometrie, ehe er noch wußte, daß es eine Wissen-

c) Poetam natura ipsa valere et mentis viribus excitari, et quasi diuino quodam spiritu afflari. *Cic. pro Arch. Poeta.*

senschaft in der Welt gäbe, welche diesen Namen führte. Jemand, der den Zeitvertreib dieses Knabens, mit seinem Stabe Figuren auf die Erde zu zeichnen, gewahr wurde, nahm die Sorge über sich, ihm eine Erziehung zu verschaffen, welche seinen Talenten gemässer war, als die, so ihm der Bauer gab, in dessen Dienste er sich befand.' Die Geschichte des Herrn Pascal ist von so vielen bekannt gemacht worden, daß man sie in ganz Europa weis. Sein Vater war so wenig geneigt, ihn zum Studiren der Geometrie anzutreiben, daß er vielmehr alles, was ihm zur Erlernung derselben behülflich seyn konnte, auf das sorgfältigste vor ihm versteckte, aus Furcht, er möchte sich ihren Reitzungen allzuhitzig überlassen. Dem ohnerachtet hatte es dieser Knabe einzig und allein durch sein Genie so weit gebracht, daß er verschiedne Sätze des Euklides verstand. Ohne Anführung und Unterricht hatte er schon einen erstaunenden Fortgang in der Geometrie gemacht, ohne selbst zu wissen, daß er eine Wissenschaft studirte.

Tourneforts Aeltern hatten alles mögliche gethan, seine Liebe zur Kräuterkunde in ihm zu unterdrücken. Wenn er botanisiren gehen wollte, mußte er sich eben so wegschleichen, als andre Kinder, wenn sie ihre Zeit unnütze verderben wollen. Bernoulli, der sich schon in seinen jungen Jahren so viel Ruhm erwarb, und vor fünf und dreyßig Jahren als Professor der Mathematik an der Universität zu Basel starb, hatte sich dieser Wissen-

schaft gewidmet, ungeachtet aller Mühe, die sich sein Vater eine lange Zeit gab, ihn davon abzuhalten. Er versteckte sich, um die Mathematik zu studiren; weswegen er auch zu seinem Sinnbilde einen Phaeton wählte, mit den Worten: Inuito patre sidera verso. Es steht unter seinem Bildnisse in der Stadtbibliothek zu Basel. Jedweder Leser erinnere sich hier der ähnlichen Beyspiele, die er schon anderwärts gelesen, oder auch von Augenzeugen derselben gehört hat. Ich würde ins Langweilige verfallen, wenn ich alle Begebenheiten erzählen wollte, die zum Beweise dienen, daß keine Hindernisse für ein Genie unübersteiglich sind; man weis deren schon genug. Hat sich nicht der neuere Verfasser der Lebensbeschreibung des Philipp August und Carls des siebenden wider den Willen seiner Aeltern dem Geschichtschreiben gewidmet, wozu er so grosse Gaben von der Natur bekommen hat? d) Würden Herkules, Solimann, und andere Schauspiele iemals verfertigt worden seyn, wenn nicht das Genie den wahren Verfassern dieser Stücke Gewalt angethan, und sie gezwungen hätte, sich, zu Folge seiner Neigung, mit Dingen zu beschäfftigen, die ihrer gehabten Erziehung, und der Lebensart, welcher sie sich gewidmet hatten, ganz entgegen stunden? Und wie, wenn wir aus der gelehrten Republik in die Geschichte andrer Lebensarten, besonders in die Geschichte der grossen Feldherrn gehen wollen? Geschieht es nicht fast immer wider den Rath der Aeltern, wenn Söhne, die nicht

d) Baudot von Jülly, Steuereinnehmer zu Sarlat.

nicht aus Soldatenfamilien sind, sich in Kriegsdienste begeben?

Die Geburt der Menschen läßt sich von zwo Seiten betrachten. Erstlich, von Seiten ihrer physikalischen Beschaffenheit, und der natürlichen Neigungen, welche von dieser Beschaffenheit abhängen; und zweytens, von Seiten der Glücksumstände und des Standes, worinnen wir als Glieder einer gewissen Gesellschaft gebohren werden. Die physische Geburt behält allezeit die Oberhand über die moralische. Die Erziehung, welche Kindern ein gewisses Genie und gewisse Neigungen, die sie nicht schon haben, auch nicht geben kann, ist eben so wenig vermögend, dasjenige Genie, oder diejenigen Neigungen in ihnen auszurotten, welche sie mit sich zur Welt gebracht haben. Kinder können durch die Erziehung, die sie zu folge ihrer moralischen Geburt bekommen, nur eine Zeitlang gezwungen und eingeschränkt werden: Die Neigungen hingegen, welche sie zu folge ihrer physischen Geburt haben, dauern mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit so lange, als der Mensch selbst. Sie haben ihren Grund in dem Baue und der Einrichtung seiner Organe, und geben das Gewicht unaufhörlich auf diejenige Seite, wohin sie den Hang haben.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Und was noch mehr ist, sie sind gerade zu der Zeit am heftigsten, da der Zwang der Erziehung ein Ende hat.

schaft gewidmet, ungeachtet aller Mühe, die sich sein Vater eine lange Zeit gab, ihn davon abzuhalten. Er versteckte sich, um die Mathematik zu studiren; weswegen er auch zu seinem Sinnbilde einen Phaeton wählte, mit den Worten: Invito patre sidera verso. Es steht unter seinem Bildnisse in der Stadtbibliothek zu Basel. Jedweder Leser erinnere sich hier der ähnlichen Beyspiele, die er schon anderwärts gelesen, oder auch von Augenzeugen derselben gehört hat. Ich würde ins Langweilige verfallen, wenn ich alle Begebenheiten erzählen wollte, die zum Beweise dienen, daß keine Hindernisse für ein Genie unübersteiglich sind; man weis deren schon genug. Hat sich nicht der neuere Verfasser der Lebensbeschreibung des **Philipp August** und **Carls** des siebenden wider den Willen seiner Aeltern dem Geschichtschreiben gewidmet, wozu er so grosse Gaben von der Natur bekommen hat? d) Würden **Herkules**, **Solimann**, und andere Schauspiele iemals verfertigt worden seyn, wenn nicht das Genie den wahren Verfassern dieser Stücke Gewalt angethan, und sie gezwungen hätte, sich, zu Folge seiner Neigung, mit Dingen zu beschäfftigen, die ihrer gehabten Erziehung, und der Lebensart, welcher sie sich gewidmet hatten, ganz entgegen standen? Und wie, wen[illegible] aus der gelehrten Republik in die Geschich[illegible] Lebensarten, besonders in die Geschich[illegible]en Fel[illegible]herrn gehen wollen? Gesch[illegible] fast [illegible]mer wider den Rath der Ae[illegible]

d) Baudot von Jülly, S[illegible]

nicht aus Soldatenfamilien sind, sich in Kriegsdienste begeben?

Die Geburt der Menschen läßt sich von zwo Seiten betrachten. Erstlich, von Seiten ihrer physikalischen Beschaffenheit, und der natürlichen Neigungen, welche von dieser Beschaffenheit abhängen; und zweytens, von Seiten der Glücksumstände und des Standes, worinnen wir als Glieder einer gewissen Gesellschaft gebohren werden. Die physische Geburt behält allezeit die Oberhand über die moralische. Die Erziehung, welche Kindern ein gewisses Genie und gewisse Neigungen, die sie nicht schon haben, auch nicht geben kann, ist eben so wenig vermögend, dasjenige Genie, oder diejenigen Neigungen in ihnen auszurotten, welche sie mit sich zur Welt gebracht haben. Kinder können durch die Erziehung, die sie zu folge ihrer moralischen Geburt bekommen, nur eine Zeitlang gezwungen und eingeschränkt werden: Die Neigungen hingegen, welche sie zu folge ihrer physischen Geburt haben, dauern mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit so lange, als der Mensch selbst. Sie ha[illegible] Grund in dem Baue und der Einrichtu[illegible] Organe, und geben das Gewicht una[illegible]f diejenige S[illegible] wohin sie den Hang [illegible]

[illegible] expellas fu[illegible]que recurret.

[illegible] mehr i[illegible]rade zu der Zeit da d[illegible]r Erziehung ein

B



Vierter Abschnitt.

Ein Einwurf gegen den vorhergehenden Satz, nebst einer Beantwortung desselben.

Man wird mir vorwerfen, ich wüßte noch nicht, wie es in der Welt zu gehen pflege, wenn ich annähme, daß alle Genies ihre Bestimmung erfüllten. Es scheint, wird man sagen, dem Verfasser unbekannt zu seyn, daß die kümmerlichen Umstände die meisten Menschen an die Lebensart, zu der sie von Kindheit an erzogen sind, gleichsam anfesseln, wodurch eine grosse Anzahl von Genien erstickt werden muß, die sich hervorgethan haben würden, wenn sie von höherer Abkunft gewesen wären.

a) Vt saepe summa ingenia in occulto latent!
Hic qualis Imperator, nunc priuatus est.

Weil man also die meisten Menschen von Kindheit auf zu niedrigen Verrichtungen anhält, so werden sie alt, ehe sie Gelegenheit zur Erlernung desjeni-

a) Wie oft liegen nicht die besten Köpfe im Dunkeln verborgen! Dieser, der itzt ein Privatmann ist, was für ein vortrefflicher Feldherr würde er nicht gewesen seyn. *Plaut.* Capt. Act. I. Sc. 2.

jenigen haben, was sie nothwendig wissen müssen, ehe ihr Genie seinen Flug nehmen kann. Man wird mir in einem poetischen Tone sagen: Der Kutscher, der itzt in einem alten, zerlumpten Kleide geht, und sein Leben kümmerlich damit hinbringt, daß er zwey ausgemergelte Pferde peitschet, die vor einen Wagen gespannt sind, der jeden Augenblick in Stücke zerbrechen will, würde vielleicht ein Raphael oder ein Virgil geworden seyn, wenn er von guter Familie gebohren wäre, und eine seinen natürlichen Gaben gemässe Erziehung bekommen hätte.

Ich habe schon zugegeben, daß diejenigen, welche Genie zum Commando einer Armee, oder zu andern dergleichen grossen Dingen besitzen, (und ich lasse es gelten, wenn man auch die Genies zur Baukunst darunter rechnen will,) ihre Talente nicht an den Tag legen können, wofern sie nicht von dem Schicksale begünstigt und durch ihre Glücksumstände unterstützt werden. Ich gestehe, daß man die meisten davon für Leute von gemeinen Gaben hält; daher sie gemeiniglich sterben, ohne einen Namen zu hinterlassen, der die Nachwelt belehren könne, wer sie gewesen sind: Ihre Talente bleiben im Verborgnen, weil sie das Schicksal nicht hervor zieht. Aber ganz anders ist es mit denen, welche gebohrne Mahler oder Dichter sind, und von diesen allein ist hier die Rede. In Absicht auf diese letztern sehe ich die Menge der verschiednen Stände, woraus die Gesellschaft besteht, als ein Meer an

Mittelmäßige Köpfe versinken darinnen, grosse Genies aber finden endlich Mittel, an das Ufer zu gelangen.

Die Menschen sind nicht gleich von Geburt an das, was sie im dreyßigsten Jahre sind. Ehe sie Maurer, Ackerleute, Schuster werden, bleiben sie erst lange Zeit Kinder. Nachher sind sie eine Zeitlang Jünglinge, und folglich noch geschickt, die Profeßion zu erlernen, wozu sie von Natur einen Beruf haben. Die Zeit, welche die Natur denjenigen zu ihren Lehrjahren einräumt, die sie zu grossen Mahlern ausersehen hat, dauert bis ins fünf und zwanzigste Jahr. Nun beugt das Genie zur Dichtkunst und Mahlerey von Kindheit an, vor, daß der Besitzer solcher edlen Kräfte nicht zu maschinenmäßigen Handthierungen verdammt werde; überdieses treibt es ihn auch, selbst Mittel und Wege zu seinem Unterrichte aufzusuchen. Gesetzt, ein Vater könnte sich so wenig Hoffnung auf fremden Beystand machen, daß er sich ausser Stand sähe, einem Sohne, der edlere Neigungen als andre seines gleichen an sich spüren läßt, die gehörige Erziehung zu geben; so findet sich doch jemand anders, der die Sorge derselben übernimmt. Der Knabe selbst sucht sie so begierig, daß ihm endlich ein Zufall dazu verhilft. Ich rede hier von jeder einzelnen Gelegenheit für sich allein; denn überhaupt kommen dergleichen Gelegenheiten so häufig vor, daß derjenige Zufall, welcher die Veranlassung giebt, daß sich der Knabe eine davon zu Nutze macht, über lang oder kurz

ein-

einmal kommen muß. Kinder, die Genie haben, und Leute, welche dergleichen Kindern gern Unterricht geben, finden endlich einander.

Es läßt sich leicht schliessen, wie Kinder von Genie, wenn sie in Städten gebohren sind, solchen Personen in die Hände gerathen, welche fähig sind, sie zu unterrichten. Was die auf dem Lande betrifft, so ist der größte Theil von Europa voller Klöster; und ein Bauerknabe, der einen wißbegierigern und offnern Kopf blicken läßt, als andre seines gleichen, entgeht nicht leicht der Aufmerksamkeit der Ordensleute. Sie nehmen ihn an, um ihn bey der Messe zu gebrauchen, und dadurch kömmt er schon in den Stand, einen Anfang in seiner Kunst zu machen. Mehr braucht er nicht. Die Geschicklichkeit, die er dabey zu zeigen die Gelegenheit hat, bewegt andre Leute, ihm fortzuhelfen, und er selbst kömmt durch seinen Fleiß und durch seine Fähigkeit allem Beystande zuvor, den man ihm leistet. Man hat diesen Freystätten solcher Genies, welche von der Natur nicht an ihre rechte Stelle gesetzt werden, eine Menge vortrefflicher Männer zu danken. Herr Baillet, dem wir eine grosse Anzahl Bücher voll tiefer Gelehrsamkeit schuldig sind, war in eines von diesen Netzen gefallen.

Zudem macht eben dasselbe Genie, welches zu den Wissenschaften oder auch zur Mahlerey antreibt, ein solches Kind höchst abgeneigt von allen mechanischen Handthierungen, zu denen man seine Ge-

spielen anhält. Daher bekömmt es einen Haß gegen alle niedrigen Handarbeiten, zu denen man seinen erhabnern Geist herab setzen will. Dieser beschwerliche Zwang wird ihm von Kindheit an immer unerträglicher, jemehr es bey heranwachsendem Alter sein Talent und seine schlechten Umstände fühlen lernt. Sein innerer Trieb, und das Wenige, was er von der grossen Welt gehört hat, geben ihm einen dunkeln Begriff von seiner Bestimmung: Er merkt wohl, daß er nicht an seiner rechten Stelle steht. Endlich verläßt er heimlich das Haus seiner Aeltern, wie Sixtus der fünfte that, und wie es so viele andre gemacht haben, um in eine benachbarte Stadt zu kommen. Wenn ihn sein Genie zur Poesie und folglich zur Liebe zu den Wissenschaften treibt, so wird er dadurch die Aufmerksamkeit irgend eines rechtschaffnen Mannes auf sich ziehen; er wird Jemanden in die Hände gerathen, der ihn zu einem geistlichen Amte bestimmt, und es giebt in allen Gemeinen der Christenheit gutthätige Personen, die es für ihre Schuldigkeit halten, armen Studirenden, die einiges Genie blicken lassen, die gehörige Erziehung zu verschaffen, um dadurch die Kirche mit tüchtigen Arbeitern zu versorgen. Wenn aber solche Knaben nachher zu Jünglingen erwachsen, so halten sie sich nicht immer für verpflichtet, den frommen Absichten ihrer Wohlthäter zu folgen. Treibt sie ihr Genie zur Poesie, so überlassen sie sich derselben; sie ergeben sich einer Kunst, zu welcher man sie zwar nicht bestimmt hatte, wozu sie aber durch

ihre Erziehung fähig geworden sind. Wie kann man glauben, daß es noch gute Pflanzen gebe, die unbekannt bleiben, da die Welt diejenigen, welche die kleinste Hoffnung von sich spüren lassen, mit so vieler Sorgfalt ausfindig macht.

Noch mehr. Wenn auch ein widriges Schicksal einen Menschen von Genie zu einer der niedrigsten Lebensarten verdammte, ehe er noch lesen lernte, welches doch das ärgste ist, was man annehmen kann; so wird sich dennoch sein Genie nicht unentdeckt lassen. Er wird noch lesen lernen, wenn er schon zwanzig Jahre alt ist, damit er ohne Jemandes Beyhülfe das süsse Vergnügen geniessen könne, welches die Verse einem jedweden geben, der zum Poeten gebohren ist: Bald darauf wird er selbst Verse machen. Hat man nicht bey uns zween Poeten aus den Werkstätten zwoer Handthierungen, die gewiß nicht unter die edelsten gehören, aufstehen sehen: Den bekannten Tischler von Nevers, und den Schuster, welcher unter dem Namen, Reparateur des Brodequins d'Apollon bekannt ist? Hat nicht Meister Aubry, Pflasterer in Paris, es dahin gebracht, daß man seit sechzig Jahren Tragoedien von seiner Art aufführt? Wir haben so gar einen Kutscher gesehen, der nicht lesen konnte, und doch Verse machte, die in der That sehr schlecht waren, dennoch aber zu einem Beweise dienen, daß der kleinste Funken eines poetischen Feuers nie so sehr im Verborgnen glimmen könne, daß er nicht zuweilen einen Schimmer

mer von sich werfen sollte. Mit einem Worte, die Wissenschaften, die man lernt, machen Niemanden zum Dichter, sondern das angebohrne poetische Genie, welches ihn dahin bringt, selbige zu erlernen; indem es ihn antreibt, alle Mittel aufzusuchen, wodurch er sich die zur Ausbildung seines Talentes erforderlichen Kenntnisse erwerben kann.

Ein Knabe, dem ein Genie zur Mahlerey angebohren ist, versucht von seinem zehenden Jahre an, die Heiligen, die er in seiner Kirche sieht, mit Kohlen abzuzeichnen: Werden wohl zwanzig Jahre verlaufen, ehe er eine Gelegenheit findet, sein Talent auszubilden? Wird dieses Talent Niemanden in die Augen fallen, der ihn in eine benachbarte Stadt bringen kann, wo er sich unter der Anführung eines schlechten Lehrmeisters, der Aufmerksamkeit eines geschicktern würdig machen kann, den er bald in einer Provinz nach der andern aufsuchen wird? Aber gesetzt, daß ein solches Kind in seinem Dorfe bleibt: Auch da wird es sein natürliches Genie anbauen, bis endlich seine Talente einmal einen Reisenden in Verwunderung setzen. So war das Schicksal des Correggio, welcher gewahr wurde, daß er ein grosser Mahler wäre, ehe noch die Welt gehört hatte, daß sich in Correggio ein junger Mensch von grosser Hoffnung befände, der ein neues Talent in seiner Kunst blicken ließ. Daß dergleichen Begebenheiten selten sind, kömmt daher, weil nur selten ein so grosses

ses Genie gebohren wird, als Correggio war, und weil es sich noch seltener zuträgt, daß ein solches Genie in seinem zwanzigsten Jahre noch nicht an seiner rechten Stelle befindlich ist: Diejenigen, welche Zeitlebens verborgen bleiben, sind, wie ich schon gesagt habe, schwache Genies; Leute, denen es niemals in den Sinn gekommen seyn würde, zu mahlen, oder zu dichten, wenn man sie nicht erst darauf gebracht hätte; Leute, die von sich selbst niemals die Kunst gesucht haben würden, sondern denen man sie erst mit den Fingern zeigen muß. Man verliert nicht viel an ihnen; denn sie waren nicht zu grossen Künstlern gebohren.

Hieraus erhellet, daß die Geschichte der Mahler, der Dichter und anderer Gelehrten voller Begebenheiten ist, welche gnugsam beweisen, daß ein Mensch von Genie durch nichts gehindert werden könne, über den größten Zwischenraum hinweg zu springen, den nur immer seine Herkunft zwischen ihn und die Schulen legen mag. Wirkliche Beyspiele sind in dergleichen Dingen überzeugender, als blosse Gründe. Diejenigen aber, welche sich die Mühe nicht geben wollen, diese Geschichte zu lesen, mögen wenigstens überlegen, wie lebhaft und wie gelehrig junge Leute, und wie vielfältig die Wege sind, so wenige ich auch davon angezeigt habe, auf deren jedem ein Kind in solche Umstände kommen kann, wo es Gelegenheit hat, seine natürlichen Talente auszubilden. Sie werden alsdann überzeugt werden, daß es beynahe unmöglich ist, daß unter

hundert Genien ein einziges unbekannt und verborgen bleibe; es müßte es denn das Schicksal aus einem seltsamen Eigensinn unter den Kalmucken oder unter den Lappländern haben gebohren werden lassen.

****

Fünfter Abschnitt.

Von dem Studiren der Mahler und Dichter, und von ihrem Fortgange in der Kunst.

Das Genie gleicht also einer Pflanze: Diese keimet zwar von selbst hervor, aber die Güte sowohl, als die Menge ihrer Früchte, kömmt sehr auf die Wartung an, die man an sie wendet. So kann das glücklichste Genie nicht anders, als durch vielen und unermüdeten Fleiß vollkommen gemacht werden.

a) Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est: Ego nec studium sine diuite vena
Nec rude quid prosit video ingenium. Alterius sic
Altera poscit opem res, et coniurat amice.

Ein

a) Man hat die Frage aufgeworfen, ob ein vollkommenes Gedicht ein Werk der Natur oder der Kunst sey. Was mich anbetrifft, so sehe ich nicht, was die Arbeit ohne eine glückliche Ader, noch was der rohe unbearbeitete Geist aus sich

Ein anderer grosser Kunstrichter, Quintilian, hält es schlechterdings für unnöthig, die Frage aufzuwerfen, ob das Genie oder das Studiren einen grossen Redner bilde. Niemand wird ein grosser Redner werden, sagt er, wenn nicht beydes zusammen kömmt. b) Scio quaeri, naturane plus conferat ad eloquentiam quam doctrina. Quod ad propositum nostri quidem operis non pertinet. Nec enim consummatus artifex, nisi ex vtraque fieri potest.

Wer aber Genie hat, der ist bald fähig, allein zu studiren; und eben diejenige Art des Studirens, die er sich nach seinem eignen Geschmacke wählet, trägt das meiste bey, ihn zu bilden. Dieses Studiren besteht in einer beständigen Betrachtung der Natur, und in einem reifen Nachdenken über die Werke grosser Meister, wobey er bemerkt, was er nachahmen, und was er übertreffen muß. Diese Bemerkungen lehren vieles, was uns unser Genie allein niemals an die Hand gegeben, oder worauf es doch erst sehr spät gekommen seyn würde. Man entdeckt in Einem Tage Vortheile und Kunstgriffe, die ihren Erfindern jahrelange Untersuchung und Mühe gekostet haben. Und gesetzt, daß unser Genie Stärke genug gehabt hätte, uns einmal eben so weit

sich selber hervorbringen könnte: Sie müssen sich gemeinschaftliche Hülfe leisten, und zu einerley Zwecke mitwirken. *Hor.* de arte poët.

b) *Quint.* Inst. L. XI.

grosse Männer sind ein Beweis, daß Natur, und nicht Erziehung die Dichter macht. c)

Wir wollen, ohne in die alten Zeiten zurücke zu gehen, einen Blick in die Geschichte andrer Profeßionen thun, die ein eignes Genie erfodern. Wir werden sehen, daß die meisten von denen, die in einer von diesen Künsten oder Wissenschaften berühmt geworden sind, sich ihnen nicht auf Anrathen und Befehl ihrer Aeltern, sondern aus einem innerlichen Triebe gewidmet haben, welcher von ihrem Genie herrührte. Nanteuils Aeltern gaben sich eben so viel Mühe, ihren Sohn von der Kupferstecherkunst abzubringen, als gemeiniglich andre Aeltern zu thun pflegen, um ihre Kinder zur Erlernung einer Profeßion zu nöthigen. Nanteuil mußte sich auf einen Baum verbergen, um in geheim zeichnen zu können.

Le Fevre, der zu einem grossen Algebristen und Sternkundigen gebohren war, fieng an, seine Bestimmung dadurch zu erfüllen, daß er das Weberhandwerk zu Lisieux trieb. Die Fäden seines Gewebes gaben ihm Anlaß, sich im Rechnen zu üben. Roberval konnte, ob er gleich die Schafe hütete, doch seinem Schicksale, welches ihn zum Meßkünstler bestimmt hatte, nicht entgehen. Er lernte die Geometrie, ehe er noch wußte, daß es eine Wissen-

c) Poetam natura ipsa valere et mentis viribus excitari, et quasi diuino quodam spiritu afflari. *Cic. pro Arch. Poeta.*

senschaft in der Welt gäbe, welche diesen Namen führte. Jemand, der den Zeitvertreib dieses Knabens, mit seinem Stabe Figuren auf die Erde zu zeichnen, gewahr wurde, nahm die Sorge über sich, ihm eine Erziehung zu verschaffen, welche seinen Talenten gemässer war, als die, so ihm der Bauer gab, in dessen Dienste er sich befand. Die Geschichte des Herrn Pascal ist von so vielen bekannt gemacht worden, daß man sie in ganz Europa weis. Sein Vater war so wenig geneigt, ihn zum Studiren der Geometrie anzutreiben, daß er vielmehr alles, was ihm zur Erlernung derselben behülflich seyn konnte, auf das sorgfältigste vor ihm versteckte, aus Furcht, er möchte sich ihren Reitzungen allzuhitzig überlassen. Dem ohnerachtet hatte es dieser Knabe einzig und allein durch sein Genie so weit gebracht, daß er verschiedne Sätze des Euklides verstand. Ohne Anführung und Unterricht hatte er schon einen erstaunenden Fortgang in der Geometrie gemacht, ohne selbst zu wissen, daß er eine Wissenschaft studirte.

Tourneforts Aeltern hatten alles mögliche gethan, seine Liebe zur Kräuterkunde in ihm zu unterdrücken. Wenn er botanisiren gehen wollte, mußte er sich eben so wegschleichen, als andre Kinder, wenn sie ihre Zeit unnütze verderben wollen. Bernoulli, der sich schon in seinen jungen Jahren so viel Ruhm erwarb, und vor fünf und dreyßig Jahren als Professor der Mathematik an der Universität zu Basel starb, hatte sich dieser Wissen-

schiednen Orten dieser Capelle in den Tagewerken der Schöpfung vorgestellt hat, so sehr gerührt, daß er seine eigne Manier hierinnen fahren ließ, und die Manier seines Miteiferers dafür annahm. Er hat in dem letzten Gemählde der ersten Loge den ewigen Vater mit einer mehr als menschlichen Majestät abgebildet; es flößt derselbe nicht bloß Ehrerbietung ein, er erregt ein ehrfurchtsvolles Schauern. **Bellori** c) macht zwar dem **Michael Angelo** die Ehre streitig, **Raphaels** Manier durch seine Werke vergrössert zu haben; allein die Gründe dieses Autors scheinen mir nicht stark genug, die gemeine Meynung umzustossen, welche sich auf eine alte Sage in Rom und auf andern Begebenheiten gründet, als diejenigen sind, welche er läugnet.

Raphael colorirte noch nicht sonderlich, als ihm ein Gemählde des **Giorgione** zu Gesichte kam: In dem Augenblicke begriff er, daß die Kunst mittelst der Farben, deren sie sich bedient, ganz andre Schönheiten hervorbringen könnte, als er selbst noch damit hervor gebracht hatte. Er sah ein, daß er im Coloriren bisher noch unwissend gewesen war: Er versuchte, wie **Giorgione** zu mahlen, und da er durch die Stärke seines Genies errieth, auf was Art dieser Mahler, den er bewunderte, zu Werke gegangen war, so kam er seinem Muster nahe. Den ersten Versuch machte er d) mit dem Gemählde, wel-

c) Descrizione delle imagini di Rafaello d'Urbino nelle Camere del Vaticano. p. 86.

d) *Bellori*, ibid.

welches das zu Bolsena geschehene Wunderwerk vorstellt, wo der Priester, der vor dem Papste Messe las, und an der Transsubstantiation zweifelte, die geweyhte Hostie in seinen Händen blutig werden sah. Dieses Gemählde wird gemeiniglich die Messe des Papst Julius genennt, und ist im zweyten Zimmer der Canzelley im Vatican, über und neben dem Fenster al fresco gemahlt. Ich darf meinen Lesern nur sagen, daß dieses Gemählde aus Raphaels beßter Zeit ist, so wird Niemand zweifeln, daß die Poesie daran ganz bewundernswürdig ist. Der Priester, welcher an der wirklichen Gegenwart zweifelte, und der die Hostie, die er geweyhet hatte, während der Elevation in seinen Händen blutig werden sah, scheint von Schrecken und Ehrfurcht durchdrungen zu seyn. Der Mahler hat jedem von den Umstehenden seinen gehörigen Charakter ganz vortrefflich gegeben; sonderlich aber bemerkt man mit Vergnügen das Erstaunen der Schweitzer des Papstes, welche von dem untern Theile des Gemähldes, wohin sie Raphael gestellt hat, das Wunder anschauen. So wußte dieser grosse Künstler selbst daraus, daß er die Costume beobachten und dem Papste sein gewöhnliches Gefolge geben mußte, eine Schönheit zu ziehen. Durch eine poetische Freyheit bedient sich Raphael des Gesichtes Julius des zweyten, um den Papst vorzustellen, in dessen Gegenwart das Wunderwerk geschieht. Julius betrachtet das Wunder zwar mit Aufmerksamkeit, aber er scheint nicht in eine grosse Bewegung darüber zu gerathen. Der Mahler

ler setzt voraus, daß ein Papst von der wirklichen Gegenwart viel zu sehr überzeugt sey, als daß er auch über die wunderbarsten Begebenheiten, welche mit einer geweyhten Hostie vorgehen können, erstaunen sollte. Man kann das sichtbare Oberhaupt der Kirche, wenn es bey einer solchen Begebenheit gegenwärtig vorgestellt wird, durch keinen edlern und schicklichern Ausdruck charakterisiren. In eben diesem Ausdrucke schildert auch der Mahler den eigenthümlichen Gemüthscharakter Julius des zweyten sehr deutlich. Man erkennt in dem Gesichte desselben den hartnäckigen Belagerer der Stadt Mirandola. Aber das Colororit dieses Gemähldes, um dessenwillen wir hier davon reden, übertrifft das Colorit der andern Raphaelischen Gemählde sehr weit. Titian selbst hat niemals fleischigte Theile gemahlt, denen man die Weichheit, welche an einem aus festen und flüßigen Theilen bestehendem Körper befindlich seyn muß, deutlicher ansehen könnte. Die Gewänder scheinen schöne wollene und seidene Stoffe zu seyn, die der Schneider nur eben verarbeitet hat. Wenn Raphael mehrere Gemählde mit einem so wahren und schönen Colorite gemacht hätte, so würde er unter die vortrefflichsten Coloristen gezählt werden.

Eben so verhält sichs mit den jungen Leuten, welche gebohrne Dichter sind. Sie werden von den Schönheiten in den Werken ihrer Vorgänger lebhaft gerührt. Sie machen sich mit leichter Mühe die Kunst, Verse zu verfertigen, und das Mechanische

sche der Autoren in diesem Felde zu eigen. Ich wünschte, daß wir richtige und ausführliche Nachrichten hätten, wie sehr Virgils Einbildungskraft erhitzt und bereichert worden sey, als er die Ilias zum erstenmale las.

Die Werke grosser Meister haben für junge Genies noch eine Reitzung; sie schmeicheln nämlich ihrer Eigenliebe. Ein solcher Jüngling entdeckt in diesen Werken Schönheiten und Grazien, von denen er vorher nur einen dunkeln Begriff hatte, in aller Vollkommenheit, deren sie fähig sind. Er glaubt in den Schönheiten eines Meisterstückes, welches die Welt mit allgemeinem Beyfalle gekrönet hat, seine eignen Ideen anzutreffen. Es geht ihm, wie dem Correggio, als derselbe, da er noch ein blosser Bürger zu Correggio war, zum erstenmale ein Gemählde vom Raphael zu sehen bekam. Ich sage, ein blosser Bürger, ob gleich ein eingerißner Irrthum ihn zu einem Bauer, und zwar zu einem armen Bauer macht. Herr Crozat hat aus der Chronike der Stadt Corregio verschiedne gültige Beweise genommen, woraus man sieht, daß die Nachrichten, welche Vasari von den Glücksumständen des Correggio, und vornämlich von den Umständen seines Todes giebt, unrichtig sind.

Correggio, der noch in der Dunkelheit lebte, ob er gleich schon ein grosser Mahler war, war so voll von dem, was er vom Raphael, den die Fürsten um die Wette mit Geschenken und Ehrenbe-

zeugungen überhäuften, sagen hörte, daß er in der Meynung stand, ein Künstler, der so eine grosse Figur in der Welt machte, müsse weit größre Verdienste haben als er, den seine Verdienste noch nicht aus dem Mittelstande hätten erheben können. Als ein Mann ohne Kenntniß der Welt schloß er, Raphael müsse ein weit grösserer Künstler seyn, als er, weil er in weit bessern Umständen wäre. Endlich bekam Correggio ein Gemählde von diesem berühmten Mahler zu Gesichte. Nachdem er es nun aufmerksam betrachtet, und überlegt hatte, wie er eben dasselbe Subject ausgearbeitet haben würde, wenn man es ihm aufgegeben hätte, so rief er aus: c) Auch Ich bin ein Mahler! Vielleicht gieng es dem Racine eben so, als er den Cid zum erstenmale las.

Nichts hingegen verräth mehr einen Menschen ohne Genie, als wenn er mit ganz kaltem Blute und fein bedächtlich den Werth der vortrefflichsten Werke grosser Meister in der Kunst, die er treiben will, untersucht. Wer Genie hat, wird gewiß niemals eher von den Fehlern grosser Geister sprechen, als bis er den Schönheiten ihrer Werke Lobsprüche genug ertheilet hat. Er redet ohngefähr so davon, wie ein Vater von den Fehlern seiner Kinder. Cäsar, der zu einem grossen Generale gebohren war, wurde bis zu den Thränen gerührt, als er eine Statue des Alexanders sah. Sein erster Gedanke bey Erblickung der Bildsäule dieses griechischen Hel-

c) Anch' io son pittore.

Helden, dessen Ruhm sich bis in die entferntesten Gegenden der Erde ausgebreitet hat, war nicht der Gedanke an die Fehler, welche Alexander in seinen Feldzügen begangen hatte: Er setzte sie den schönen Thaten desselben nicht entgegen; denn er war zu stark von diesen gerührt.

Ich will damit nicht sagen, daß man es für ein schlimmes Anzeichen halten müsse, wenn ein junger Künstler Fehler in den Werken grosser Meister bemerkt. Sie haben wirklich Fehler; denn sie waren Menschen. Und weit gefehlt, daß das Genie hindern sollte, diese Fehler gewahr zu werden; es macht vielmehr, daß man dieselben bemerket. Was ich für ein schlimmes Anzeichen halte, ist, wenn ein junger Mensch von der Vortrefflichkeit der Werke grosser Meister nur wenig gerührt wird, wenn er beym Lesen derselben nicht in eine Art von Entzückung geräth; wenn er sich nicht eher entschliessen kann, sie zu bewundern, bis er erst ihre Schönheiten und Fehler gegen einander ausgerechnet hat; und sein Urtheil über ihren Werth nicht eher abfaßt, als bis er mit dieser Rechnung völlig zu Stande ist. Hätte er das lebhafte und zärtliche Gefühl, welches von dem Genie unzertrennlich ist, so müßte er von den Schönheiten unsterblicher Werke so stark gerührt werden, daß er Zirkel und Wage wegwerfen würde, um so darüber zu urtheilen, wie man immer über dergleichen Werke geurtheilet hat, nämlich nach dem Eindrucke, den sie auf einen jeden machen. Der Werth der Perlen und Diamanten läßt sich

nicht mit der Wage bestimmen. Eine Perle, die ungerade und von schlechtem Wasser ist, wird, so viel sie auch wägen möchte, der berühmten Peregrine nimmermehr am Werthe gleich geschätzt werden; dieser Perle, wofür ein Kaufmann hundert tausend Thaler zu geben wagte, weil er, wie er sagte, daran gedacht hätte, daß ein König von Spanien auf der Welt wäre. Hundert tausend mittelmäßige Schönheiten zusammen genommen, sind nicht so viel werth, haben gleichsam nicht so viel innerlichen Gehalt, als einer von den Zügen, welche die Neuern, so gar die, welche Eklogen schreiben, in Virgils Schäfergedichten bewundern müssen.

Das Genie läßt sich in den Werken junger Leute, die damit begabt sind, sehr bald blicken; sie zeigen, daß sie es besitzen, schon zu der Zeit, da sie ihre Kunst noch nicht auszuüben wissen. Man findet in ihren Werken Ideen und Ausdrücke, die man sonst noch nie angetroffen hat; man erblickt neue Gedanken darinnen. Mitten unter einer Menge von Fehlern bemerkt man einen Geist, welcher sich höhern Schönheiten zu erreichen vorsetzt, und, um es dahin zu bringen, Sachen thut, die ihm sein Meister nicht hat lehren können. Sind diese jungen Leute Dichter, so erfinden sie neue Charaktere, sie sagen Dinge, die man noch nirgendwo gelesen hat, und ihre Verse sind voller neuen Ausdrücke und Wendungen. Z. E. Reimer ohne Genie, die sich zu Operdichtern aufwerfen, wissen nichts weiter, als

die so oft aufgewärmten Redensarten und Ausdrücke zu wiederholen.

Que Lulli rechauffoit de Sons de sa Musique.

Boileau.

Da Quinault der Erfinder dieses Opernstyles war, so zeigte er dadurch, daß er ein besonderes Genie hätte; allein diejenigen, welche nichts können, als seine Schreibart wiederholen, haben gar keines. Ein Dichter hingegen, den sein Genie fähig macht, neuen Ideen das Wesen zu geben, besitzt auch die Fähigkeit, neue Figuren hervorzubringen, und neue Wendungen zu erfinden, um dieselben auszudrücken. Es ist etwas seltenes, daß man sich genöthigt sieht, zu seinen eignen Gedanken eines andern Ausdrücke zu borgen. So gar ist das selten, daß man den Ausdruck mit Mühe suchen muß. Gedanken und Ausdrücke entstehen fast immer zu gleicher Zeit.

So fängt auch ein junger Mahler, welcher Genie hat, bald an, von seinem Lehrer da abzugehen, wo dieser von der Natur abweicht. Seine kaum eröffneten Augen, sehen sie schon; und oft sieht er sie besser, als die, so ihm dieselbe zeigen wollen. Raphael war nicht älter als zwanzig Jahre und noch ein Schüler des Peter Perugins, als er zu Siena mahlte. Nichts desto weniger that sich Raphael schon so sehr hervor, daß man ihm Gemählde zur Composition anvertraute. Man bemerkt in denselben, daß Raphael schon die Kopfstellungen zu verändern suchte, daß er sich bemühte, Leben in seine

seine Figuren zu bringen, daß er unter den Gewändern das Nackende zeichnete, kurz, daß er Verschiednes machte, das ihn sein Meister vermuthlich nicht gelehrt hatte. Sein Lehrer wurde endlich gar sein Schüler. Man merkt an den Gemählden, welche Perugin in der Capelle des Sixtus im Vaticane gemacht hat, daß er von Raphaeln gelernt hatte.

Ein anderes Anzeichen von Genie bey jungen Leuten ist, daß sie in denjenigen Künsten und Verrichtungen, wozu sonst die meisten Menschen in ihren Jugendjahren angehalten werden, nur sehr langsam fortkommen, da sie hingegen mit Riesenschritten in der Kunst forteilen, zu welcher sie die Natur gänzlich bestimmt hat. Weil sie einzig und allein zu dieser gebohren sind, so scheinen sie noch etwas weniger als mittelmäßige Köpfe zu seyn, wenn sie sich auf andre Sachen legen wollen. Sie lernen selbige mit so vieler Mühe, und verrichten sie mit schlechtem Anstande. Ein junger Mahler, dessen ganze Seele immer voller Ideen ist, die seine Kunst angehen, deswegen er sich auch später, als andre junge Leute seines Alters in den Umgang mit der Welt schicken lernt, dem seine Lebhaftigkeit einen Schein von Unbesonnenheit giebt, und der durch die Zerstreuung, welche von der beständigen Beschäftigung mit seinen Ideen herrührt, ein ungeschicktes Wesen bekömmt, wird gemeiniglich ein vortrefflicher Künstler. Selbst seine Fehler beweisen die Wirksamkeit seines Genies. Die Welt

ist

ist in Absicht auf ihn nichts als eine Menge v
Dingen, die mit Farben nachgeahmt werden kö
nen. Das Schönste, was er in dem Leben C
des fünften findet, ist, daß dieser grosse Kai
selbst einmal dem Titian einen Pinsel von der E
de aufgehoben hat. Man bringe einen jung
Künstler, der von der Achtung, die seine Ku
verdient, allzusehr eingenommen ist, nicht soglei
aus seinem Irrthum; man lasse ihn wenigstens
seinen ersten Lehrjahren glauben, daß grosse Geist
in den Künsten und Wissenschaften noch immer de
Rang in der Welt haben, den sie ehemals in de
alten Griechenlande hatten. Die Erfahrung wi
ihm vielleicht nur allzubald seinen Irrthum beneh
men.



Sechster Abschnitt.

Von den Künstlern ohne Genie.

Ich habe gesagt, es gebe, überhaupt zu reden
Niemanden, dem nicht eine Fähigkeit z
irgend einer von den Verrichtungen ange
bohren sey, welche der menschlichen Gesellscha
entweder nothwendige Dinge oder Annehmlichkei
ten verschaffen: Aber diese Fähigkeiten sind ver
schiedner Art. Einige Menschen bringen ein ent
schiedenes Talent zu einer gewissen Kunst mit sic
zur Welt; andere sind zu verschiednen Profeßio
ne

nen aufgelegt. Sie sind fähig, in verschiednen fortzukommen, aber sie richten auch nur etwas Mittelmäßiges aus. Die Natur läßt sie gebohren werden, um den Mangel an Leuten von Genie zu ersetzen, die bestimmt sind, in einer gewissen Sphäre Wunder zu thun, ausser welcher sie fast ohne Leben zu seyn scheinen.

In der That ist ein Mensch, der sich zu verschiednen Profeßionen schickt, sehr selten fähig, in Einer etwas Ausserordentliches zu leisten: So wie derjenige Boden, auf welchen verschiedne Gattungen von Gewächsen gleichgut fortkommen, keine von diesen Gattungen zu der Vollkommenheit bringt, zu der sie in einem Erdreiche gelangt seyn würde, welches ihr so besonders zuträglich wäre, daß es sich für keine andere Gattung schickte. Land, das eben so geschickt ist, Weintrauben, als Korn zu tragen, wird weder auserlesenen Wein, noch vortreffliches Korn hervorbringen. Denn eben die Eigenschaften, welche verursachen, daß die eine Pflanze besonders gut darinnen geräth, machen auch, daß es für eine andre nichts taugt.

Wenn einer von diesen unbestimmten Geistern, die eben darum zu allem taugen, weil sie eigentlich zu nichts recht geschickt sind, durch sein Schicksal auf den Parnaß geräth, so lernt er die Regeln der Dichtkunst freylich wohl gut genug, daß er keine groben Fehler dawider begeht: Er hält sich gemeiniglich an einen gewissen Scribenten, den er sich

zum

zum Muster wählt; er nährt seinen Geist mit den Gedanken seines Originales, und beladet sein Gedächtniß mit den Ausdrücken desselben. Aber da dergleichen Leuten, die dazu bestimmt sind, eine Pflanzschule mittelmäßiger Künstler abzugeben, die Augen nicht von dem Genie geöffnet werden, so kann ein solcher Nachahmer dasjenige, was er nachahmen sollte, nicht in der Natur selbst wahrnehmen, er kann es bloß in den Abbildungen der Natur finden, welche von Genien gemacht sind. Wenn er gesunde Vernunft hat, so kann er, ob er gleich arm gebohren ist, dennoch von der Beute, die er auf fremden Grunde und Boden macht, ganz anständiger Weise leben. Er verfertigt so richtige Verse, und reimet besonders so rein, daß seine neuen Werke doch immer einigen Beyfall in der Welt finden. Wenn man den Verfasser auch nicht für ein Genie hält, so läßt man ihn doch für einen witzigen Kopf gelten. Niemand, sagt man, kann bessere Verse machen, er müßte denn ein Dichter seyn. Nur muß er sich hüten, sich mit dem versammelten Publico an Einem Orte einzufinden, ich meyne, für das Theater zu schreiben. Die wohlgemachtesten Verse, wenn sie leer an Erfindung sind, oder doch ihren Reichthum nur erborgten Schönheiten zu danken haben, dürfen nicht anders als mit grosser Behutsamkeit ans Licht gebracht werden. Sie müssen anfangs nur in irgend einem Winkel erscheinen, sich nur vor gewissen Personen sehen lassen, und die gleichgültigen Leser müssen nicht eher etwas davon hören, bis man

 ihnen

ihnen zuvor sagen kann, daß sie den Beyfall Dieses oder Jenes haben. Das Vorurtheil, welches ein solcher Beyfall zuwege bringt, kann wenigstens eine Zeitlang die Welt hintergehen.

Wenn es einem solchen Nachahmer an gesunder Vernunft fehlt, so bringt er die Züge und Ausdrücke seines Musters am unrechten Orte an, und seine Verse liefern uns nichts, als schon bekannte Stellen, die er aber ungeschicklich zusammengefügt hat. Diese Dreistigkeit, mit der er seine Werke aus andern zusammen plündert, verläßt ihn auch nicht, wenn er sie vor das Publicum bringt; und er ist da lange nicht so furchtsam, als Racine und Quinault bey dergleichen Gelegenheiten zu seyn pflegten. Wird er auf einem Theater ausgezischt, so geht er weiter, um sich auf einem andern auspfeifen zu lassen. Je bekannter er wird, desto verachteter wird er; und endlich braucht man gar seinen Namen, um überhaupt einen schlechten Poeten anzudeuten. Glücklich ist er, wenn ihn seine Schande nicht überlebt.

Mit den Leuten, die zu vielerley Dingen eine mittelmäßige Fähigkeit haben, geht es eben so, wenn sie zur Mahlerey angehalten werden. Wenn die Umstände einen Menschen von dieser Art zu dem Entschlusse bringen, ein Mahler zu werden, so ahmt er dem Geschmacke seines Lehrmeisters in dem Umrisse und im Colorite, nicht sowohl genau, als sklavisch nach. Er wird ein richtiger Zeichner, wenn

wenn er auch kein zierlicher Zeichner wird, und kann man ihn auch nicht eines vortrefflichen Colorites wegen loben, so bemerkt man doch auch keine groben Fehler wider die Wahrheit darinnen; man hat Regeln, denen man nur folgen darf, um diese Fehler zu vermeiden. In der Ordonnanz hingegen und in der poetischen Composition sind seine Gemählde sehr fehlerhaft, weil nur ein Genie aus den Regeln lernen kann, wie man in diesen beyden Stücken etwas Vollkommenes leistet. Seine Werke sind nur an einzelnen Stellen schön: Denn weil er nie seinen ganzen Plan auf einmal übersieht, sondern ihn nur Stück vor Stück zusammen setzt, so stehen die Theile nicht in ihrer gehörigen Verbindung.

Infelix operis summa, quia ponere totum
Nesciet. a)

Es hilft nichts, wenn auch ein solcher Mensch den besten Meister zum Lehrer hat; er wird es in einer solchen Schule nicht so weit bringen, als ein Genie unter der Anführung eines blos mittelmässigen Lehrers. Der Lehrmeister, sagt Quintilian, kann seinem Schüler die vornehmsten Eigenschaften eines Redners, das Talent, neue Sachen hervorzubringen und die Kunst zu erfinden, nicht mittheilen. Ea quae in oratore maxima sunt, imitabilia non sunt. Ingenium, inuentio, vis, facilitas et quicquid arte non traditur. Also kann ein Mahler

a) *Hor.* A. P.

ler andern seine geheimen mechanischen Kunstgriffe mittheilen, aber nicht sein Talent zur Composition und zum Ausdrucke. Ein Schüler ohne Genie kann bisweilen nicht einmal in der Mechanik seiner Kunst die Vollkommenheit seines Meisters erreichen. Ein sklavischer Nachahmer muß hinter seinem Muster zurücke bleiben, weil er zu den Fehlern desjenigen, den er nachahmt, noch seine eignen hinzuthut. Und wenn sein Lehrmeister ein Mann von Genie ist, so wird er es bald überdrüßig, einem solchen Menschen Unterricht zu geben. Es ist ihm eine Pein, wenn er sieht, daß sein Schüler erst mit vieler Mühe das begreift, was er selbst, als er ein Lehrling war, sehr geschwind fassen konnte. b)

In den Compositionen der Mahler ohne Genie trifft man nichts Neues an; man siehet nichts Sonderbares an ihren Ausdrücken. Sie sind so unfruchtbar, daß, wenn sie nur lange gnug andre copirt haben, sie endlich anfangen, sich selbst zu copiren; wenn man also weis, was für ein Gemählde sie machen wollen, so kann man auch schon die meisten Figuren desselben errathen. Wenn einer immer fremde Werke nachahmt, so kömmt er endlich unvermerkt in die Gewohnheit, seine eignen nachzuahmen. Die Idee dessen, was wir selbst gemahlt haben, schwebt uns immer mehr im Sinne, als die Idee dessen, was andre gemahlt haben:

b) Quod enim ipse celeriter arripuit, id cum tarde percipi videt, discruciatur. *Cic. pro Roscio.*

ben: Sie bietet sich denjenigen Mahlern zuerst an, welche die Zusammensetzung und die Figuren eines Gemähldes, das sie verfertigen wollen, mehr in ihrem Gedächtnisse, als in ihrer Einbildungskraft suchen. Einige tragen, wie Bassano, kein Bedenken, sich in ihren Werken immer zu wiederholen, ohne daß sie solches zu verheelen suchen. Andre, welche die Diebstähle, die sie an sich selbst begehen, verbergen wollen, bringen ihre Personen zwar ein wenig verändert wieder hervor, weil dieselben aber dem ungeachtet noch kenntlich bleiben, so wird ein solcher Diebstahl dadurch nur desto häßlicher. Das Publicum betrachtet ein Werk, welches es besitzt, als sein Eigenthum, und ist sehr unzufrieden, wenn ihm Jemand das zum zweytenmale verkaufen will, was es schon einmal durch seinen Beyfall bezahlt zu haben glaubt.

Da es leichter ist, in die Fustapfen eines andern zu treten, als sich selbst neue Wege zu bahnen; so erreicht ein Künstler ohne Genie bald die Staffel der Vollkommenheit, zu welcher er, sich zu erheben, fähig ist. Er bekömmt bald die Grösse, zu der ein jeder Mensch gelangt, und wächst nachher nicht mehr. Seine erstern Versuche sind oft eben so schön, als die Werke, die er in seinen reifern Jahren verfertigt. Es giebt Mahler ohne Genie, die eine Zeitlang berühmt werden, weil sie sich angreifen, die aber nachher in ihrem männlichen Alter schlechter arbeiten, als in ihren jüngern Jahren. Gemeiniglich haben sie ihre Meisterstücke in den

Ländern verfertigt, wo sie studirt haben, und es scheint, als wenn sie bey der Zurückkehr über die Alpen die Hälfte von ihrer Geschicklichkeit verloren hätten. Die Ursache davon ist die, daß solche Künstler in Paris nicht so leichtlich als in Rom Gelegenheit finden, einzelne Theile, ja wohl gar ganze Figuren zu entlehnen, und ihre Compositionen zu bereichern. Ihre Gemählde werden arm, so bald sie die Werke grosser Meister nicht mehr bey der Hand haben, aus denen sie gleich auf der Stelle den Kopf, den Fuß, die Stellung, und bisweilen auch die Ordonnance nehmen können, deren sie benöthigt sind.

Ich möchte wohl die kostbare Sammlung von alten und neuen Meisterstücken, welche Rom zu der vortrefflichsten Stadt von der Welt machen, mit einem Laden vergleichen, worinnen eine grosse Menge Juwelen ausgelegt sind. So reich nun auch dieser Vorrath an Juwelen seyn mag, so kann man deren doch nicht mehr mit sich nach Hause nehmen, als man Geld zum Einkaufe im Vermögen hat. Eben so kann der Vortheil, den man aus Beschauung der Meisterstücke zu Rom schöpft, niemals grösser seyn, als das Genie ist, mit dem man selbige betrachtet. Le Süeur, der niemals in Rom gewesen war, und der die Reichthümer dieser Residenz der schönen Künste nur von weitem, oder, in Copien gesehen, hatte dem ohnerachtet mehr Vortheil daraus geschöpfet, als viele Mahler, welche sich eines vieljährigen Aufenthaltes am

Fusse

Fusse des Capitolium rühmen. Auf gleiche Weise kann ein junger Dichter aus dem Lesen des Virgil und Horaz nicht mehr Vortheil ziehen, als er Genie besitzt; dessen Licht ihm die Alten, die er studirt, gleichsam aufklären muß.

Daher sollten sich solche Leute, die ohne ein bestimmtes Genie gebohren sind, solche Leute, die sich zu allem schicken, sollten sich auf diejenigen Künste und Wissenschaften legen, worinnen diejenigen die geschicktesten sind, welche am meisten wissen. Es giebt ja Profeßionen, wo die Einbildungskraft, oder die Kunst zu erfinden, eben so schädlich, als in der Poesie und Mahlerey nothwendig ist.



Siebender Abschnitt.

Daß die Genies ihre Gränzen haben.

Diejenigen, welche mit einem bestimmten Genie zu einer gewissen Kunst oder Profeßion gebohren werden, sind die einzigen, so sich in derselben ausserordentlich hervorthun können; aber diese Kunst oder Profeßion ist auch das einzige, worinnen sie groß zu werden fähig sind. Sie werden noch weniger als mittelmäßige Leute, so bald sie aus ihrer Sphäre schreiten. Man merkt alsdenn nicht mehr die Stärke des Geistes und die

Ein-

Einsicht an ihnen, welche sie zeigen, wenn sie mit den Sachen zu thun haben, zu denen sie gebohren sind.

Solche Genies sind nicht allein blos in einer einzigen Kunst vortrefflich, sondern gemeiniglich ist auch ihre Vortrefflichkeit nur auf Eine von den Gattungen, in welche diese Kunst sich theilet, eingeschränkt. „ Es ist fast unmöglich, sagt Plato, „ daß eben derselbe Mensch in Werken von verschie„ dener Art vortrefflich ist. Das Trauerspiel und „ die Komoedie haben unter allen poetischen Nachah„ mungen die meiste Aehnlichkeit: Und dennoch ist „ ein Poet nicht in beyden gleich glücklich. Selbst „ die Schauspieler, die in den Tragoedien spielen, „ spielen nicht auch in den Komoedien. „ Diejenigen Mahler, welche die Seele der Menschen vortrefflich geschildert, und alle Leidenschaften glücklich ausgedrückt haben, sind nur mittelmäßige Coloristen gewesen. Andere haben so wahrhaftes Fleisch gemahlt, daß man den Umlauf des Blutes darinnen wahrzunehmen glaubt; dagegen sind sie in der Kunst des Ausdruckes nicht so stark gewesen, als die mittelmäßigen Künstler aus der römischen Schule. Verschiedne holländische Mahler hatten viel Genie zu den mechanischen Theilen ihrer Kunst, besonders aber eine ausserordentliche Gabe, die Wirkungen des Lichtes und Schattens in einem kleinen eingeschränkten Raume nachzuahmen. Sie hatten diese Gabe einem ausserordentlich geduldigen Geiste zu danken, der sie fähig machte, lange Zeit

über

über einem einzigen Werke zu bleiben, ohne die Lust zu verlieren, wie Leute von lebhafterm Temperamente, welche bald verdrießlich werden, wenn ihr Vornehmen etliche male fruchtlos abgelaufen ist. Diese phlegmatischen Mahler hatten also die Geduld, durch eine unzählige Menge oftmals vergeblich wiederholter Versuche, die Teinten und halben Teinten, kurz alle Verminderungen der Farben zu suchen, welche nöthig sind, die Farbe eines Gegenstandes nach und nach zu schwächen; und dadurch sind sie endlich so weit gekommen, daß sie das Licht selbst mahlen. Man wird durch die Zauberkunst ihres Lichtes und Schattens in Entzückung gesetzt. Die feinsten Nüancen können in der Natur nicht unmerklicher und wahrhafter seyn, als in ihren Gemählden. Aber diese Mahler sind in den übrigen Theilen der Kunst, welche nicht zu den unwichtigsten gehören, sehr unglücklich gewesen. Weil sie in ihren Ausdrücken ohne Erfindung waren, und unfähig, sich über die Natur, die sie vor Augen hatten, zu erheben, so mahlten sie nichts als niedrige Leidenschaften, und eine unedle Natur. Die Scene ihrer Gemählde ist ein Kramladen, eine Hauptwache, eine Bauerküche; ihre Helden sind schlechte Kerle. Wenn es diese holländische Mahler unternommen haben, historische Gemählde zu verfertigen, so sind selbige, in Ansehung des Lichtes und Schattens, bewundernswürdig, im übrigen aber lächerlich gerathen. Die Kleidungen ihrer Personen sind närrisch, und die Ausdrückungen niedrig und komisch. Sie mahlen den Ulysses

ohne List, die Susanna ohne Schamhaftigkeit, und den Scipio ohne einen einzigen Zug, der etwas Edles oder Tapferes andeutet; unter ihrem Pinsel verlieren alle berühmte Köpfe ihren bekannten Charakter. Diese Holländer, (worunter ich, wie man wohl sieht, die Mahler der antwerpischen Schule nicht rechne,) haben zwar die Kraft der Localfarben verstanden, aber sie haben nicht eben die Vortheile daraus zu ziehen gewußt, als die Mahler der venetianischen Schule. Die Geschicklichkeit zu coloriren wie Titian erfodert Erfindung, und rührt mehr von einer Einbildungskraft her, die immer neue Vortheile in der Farbemischung entdeckt, als von einer Beharrlichkeit, mit der man nicht abläßt, einerley Sache so oft zu wiederholen, bis man es auf keinerley Art mehr zu versuchen weis.

Man kann den Teniers gewisser maassen unter diese Mahler zählen: Denn ob er gleich in Brabant gebohren war, so trieb ihn doch sein Genie, mehr in dem Geschmacke der holländischen Mahler zu arbeiten, als in dem Geschmacke des Rubens und Vandyks, seiner Landsleute, und selbst seiner Zeitgenossen. Kein Mahler ist in den Stücken von niedrigem Geschmacke glücklicher gewesen, als er: Sein Pinsel war vortrefflich; er verstand Licht und Schatten sehr wohl, und in den Localfarben übertraf er alle seine Miteiferer. Wenn aber Teniers etwas Historisches mahlen wollte, so kam er nicht einmal bis an das Mittelmäßige. Man erkennet

kennet seine Pastichen, deren er eine grosse Anzahl verfertigt hat; sogleich an dem niedrigen Wesen, und an den geistlosen Köpfen der Hauptpersonen auf diesen Schildereyen. Man nennt solche Gemählde Pastichen, worinnen ein Mahler den Pinsel, die Art der Composition und das Colorit eines andern so genau nachzuahmen sucht, daß er seine Stücke für die wirkliche Arbeit des Mahlers, den er nachahmt, ausgeben könne.

In der Galerie des Fürsten von Thurn und Taxis zu Brüssel befinden sich grosse historische Gemählde, die einer Reihe von Tapeten zu Mustern gedient haben, worauf die Geschichte des Hauses Turriani in der Lombardey vorgestellt ist, von welchem das fürstliche Haus von Thurn und Taxis abstammt. Die ersten dieser Gemählde sind von Teniers, der die andern von seinem Sohne vollenden ließ. Sie sind aber in Absicht auf die Composition und den Ausdruck so mittelmäßig, als etwas seyn kann.

Es fehlte dem La Fontaine gewiß nicht an Genie zur Dichtkunst; aber dasjenige, wozu er eigentlich ein Talent hatte, waren die Erzählungen, und mehr noch die Fabeln, die er mit einer muntern Schwatzhaftigkeit zu erzählen wußte, deren diese Art von Gedichten vorher nicht fähig schien. Wenn La Fontaine Komoedien machen wollte, so wurde er ausgepfiffen, und jedermann weis, wie es seinen Opern gieng. Jede Gattung der Poesie er-

födert eine eigne Gabe, und die Natur kann fast niemals einen Menschen mit einem ausserordentlichem Talente zu einer Sache beschenken, ohne solches auf Unkosten anderer Talente zu thun. Man darf sich es also gar nicht wunderbar vorkommen lassen, daß La Fontaine schlechte Komoedien machte, aber es würde etwas Erstaunendes seyn, wenn er vortreffliche gemacht hätte. Wenn Poussin ein so guter Colorist gewesen wäre, als Bassano, so würde er eben so bewundernswürdig unter den Mahlern seyn, als Cäsar unter den Helden. Dieser Römer würde unter allen seinen Mitbürgern der menschlichen Natur am meisten Ehre machen, wenn er gerecht gewesen wäre.

Es muß also einem Künstler sehr viel daran gelegen seyn, daß er wisse, zu welcher Gattung der Dichtkunst und der Mahlerey ihn seine natürlichen Gaben bestimmen, und daß er sich auf die Gattung, zu der er gebohren ist, einschränke. Die Kunst kann weiter nichts thun, als unsere angebohrne Fähigkeit ausbilden; Talente, die uns die Natur versagt hat, kann sie uns nicht geben: Sie kann den natürlichen Gaben viele Vollkommenheiten ertheilen, aber nur alsdenn, wenn man diejenige Kunst studirt, zu der man gebohren ist. Quintilian sagt: a) Caput est, artis, decere quod facias. Ita id neque sine arte esse, neque totum arte tradi potest. Mancher Mahler bleibt unter dem grossen Haufen seiner Kunstgenossen verborgen, den man unter die grossen Künst-

a) Quint. Inst. L. XI. cap. 3.

Künstler zählen würde, wenn er sich nicht von einer blinden Nacheiferung hätte hinreissen lassen, sich auf diejenigen Gattungen der Mahlerey zu legen, zu denen er nicht gebohren war, und darüber diejenigen zu vernachläßigen, zu denen er wirklich Talente hatte. Die Werke, an die er sich wagt, sind zwar von einer höhern Gattung der Kunst: Ist es aber nicht besser, der erste unter den Landschaftsmahlern, als der letzte unter den Historienmahlern zu seyn? Ist es nicht besser, unter die vortrefflichsten Porträtmahler seiner Zeiten gerechnet zu werden, als ein elender Zusammensetzer schlechter und krüppelhafter Figuren zu seyn?

Die Begierde, für ein allgemeines Genie gehalten zu werden, setzt viele Künstler herunter. Wenn man das Verdienst eines Künstlers überhaupt bestimmt, so bringt man seine mittelmäßigen Werke sowohl als die guten in den Anschlag: Folglich setzt er sich der Gefahr aus, nach den erstern charakterisirt zu werden. Wie Viele würden grosse Scribenten seyn, wenn sie weniger geschrieben hätten! Wenn uns **Martial** nicht mehr Sinngedichte hinterlassen hätte, als die hundert ohngefähr, welche die Gelehrten aller Nationen fast auswendig wissen, wenn er keine grössere Sammlung gemacht hätte, als **Catull**, so würde man keinen so grossen Unterschied zwischen diesem sinnreichen römischen Ritter und dem **Martial** machen. Wenigstens würde wohl nicht leicht, wie wirklich geschehen ist, ein witziger Kopf darüber, daß er diesen letztern dem erstern an

die Seite setzen hörte, so böse geworden seyn, daß er hernach jährlich ein Exemplar vom Martial mit ordentlichen Ceremonien verbrannte, um durch dieses seltsame Opfer den Schatten des Catullus zu versöhnen.

Ich komme wieder auf die Schranken, welche die Natur den größten Geistern gesetzt hat, und bin der Meynung, daß dasjenige Genie am wenigsten eingeschränkt ist, dessen Gränzen einen weitern Umfang haben, als das Genie andrer. b) Man kann aber die Gränzen, welche das Genie eines Künstlers hat, an nichts so deutlich gewahr werden, als an Werken von einer Gattung, zu welcher er von Natur nicht bestimmt ist.

Nacheiferung und Studiren können ein Genie nicht vermögend machen, die Gränzen zu überschreiten, welche die Natur seiner Wirksamkeit gesetzt hat. Der Fleiß kann es zu seiner Vollkommenheit bringen, aber ich zweifle sehr, daß er ihm wirklich einen grössern Umfang ertheilen könne. Die Erweiterung, die ein Genie durch Fleiß zu bekommen scheint, ist bloß scheinbar. Die Kunst lehrt es seine Schranken verbergen, aber sie setzt selbige nicht weiter hinaus. Es geht also mit allen Menschen in allen Profeßionen, wie es mit einem Spieler gehet. Wer in einem Spiele einmal zu dem Grade der Geschicklichkeit gelanget, dessen er fähig ist, der bringt es hernach nicht weiter; und weder der Unterricht

b) Optimus ille, qui minimis vrgetur.

terricht der besten Meister, noch selbst eine vieljährige Uebung können ihn vollkommner machen. Eben so können es Mahler und Dichter durch Fleiß und Erfahrung zwar dahin bringen, daß ihre Werke correcter werden; aber beydes kann ihnen die Kräfte nicht geben, höhere Schönheiten zu erreichen; es kann ihnen nicht das Vermögen ertheilen, Werke von einem Charakter, der ihre natürliche Fähigkeit übersteigt, hervorzubringen. Ein Genie, dem die Natur nur Taubenflügel gegeben hat, wird sich nie mit einem Adlerfluge erheben lernen. Wenn man die Werke anderer studirt, so erwirbt man sich dadurch nicht ihre Gabe zur Erfindung, sagt Montagne. „Die Nachahmung im Reden kömmt „sehr bald, aber die Nachahmung im Beurthei„len und Erfinden geht nicht so geschwinde. Ner„ven und Stärke lassen sich nicht von andern bor„gen; man kann ihnen aber wohl die Kleidung „ableihen.

Der Unterricht eines geschickten Lehrers in der Musik entwickelt zwar unsere natürliche Fähigkeit zur Singekunst, und lehrt uns regelmäßig singen; aber dieser Unterricht ist nicht vermögend, die natürliche Beschaffenheit unserer Stimme zu verändern, und die Zahl der Töne, die wir angeben können, zu vermehren; ob er ihr gleich etwas Sanfteres, und dem Scheine nach einen grössern Umfang ertheilen kann.

Nun ist die Wirklichkeit eines natürlichen Unterschiedes zwischen den Geistern, wovon derselbe auch herrühren mag, eben so gewiß, als es gewiß ist, daß die Stimmen und die Gesichter der Menschen von einander verschieden sind. Die Philosophen aller Secten sind der Meynung, daß der Charakter eines Geistes durch die Bildung derjenigen Organe des Gehirnes bestimmt werde, welche der Seele zu ihren Verrichtungen dienen. Es steht aber eben so wenig bey uns, die Bildung und Zusammensetzung der Werkzeuge des Gehirnes zu verändern, als, die Muskeln unsers Gesichtes und die Knorpel unsrer Kehle. Wenn eine Veränderung in diesen Organen vorgeht, so wird sie nicht durch ein vorsetzliches Bestreben unsers Willens bewirkt, sondern sie rührt von einer physischen Veränderung her, die mit unserm Körper vorgegangen ist. Diese organischen Theile leiden keine andern Veränderungen, als die übrigen Theile des Körpers. Folglich werden die Geister, wenn sie auch noch so lange mit einander umgehen, sich doch nicht ähnlicher, als die Stimmen und Gesichter einander ähnlich werden können. Die Kunst erweitert den natürlichen Umfang unserer Stimme und unsers Genies nicht mehr, als in sofern die Uebung, durch die man eine Fertigkeit in der Kunst erlangt, würklich etwas in der natürlichen Bildung und Zusammensetzung unserer Organe ändern kann: dieses ist aber nur wenig. So wie die Kunst durch ihren Unterricht die Fähigkeiten unsers Körpers zwar ausbilden, aber ihre Fehler nur wenig verbergen, und ihre Grän-

zen nicht erweitern kann; eben so kann sie auch die Fehler an den Werkzeugen der Seele nicht heben.



Achter Abschnitt.

Von denen die andere bestehlen. Worinnen sie von denjenigen unterschieden sind, die sich durch das Studiren fremder Werke vollkommen machen.

Man wird mir den Einwurf machen: Könnte nicht ein Künstler den Mangel an Erhebung, und die Unfruchtbarkeit seines Genies dadurch ersetzen, daß er die Schönheiten, welche sich in den Werken grosser Meister befinden, in die seinigen übertrüge? Könnten ihn nicht die Rathgebungen seiner Freunde bis dahin erheben, wohin er sich mit den Kräften seines Genies niemals geschwungen haben würde?

Auf das erstere antworte ich: Es ist jederzeit erlaubt gewesen, sich fremder Erfindungen zu bedienen, wenn man es nur nicht mit der Art eines gelehrten Diebes thut.

Ein solcher Diebstahl aber besteht darinnen, daß man das Werk eines andern für sein eignes ausgiebt. Es ist z. E. einer, wenn man ganze

Verse, die man ohne Mühe und ohne einiges Verdienst aus einem fremden Gedichte in sein eignes übergetragen hat, für die seinigen ausgiebt. Ich sage: Die man ohne Mühe in sein Werk übergetragen hat; denn wenn man Verse aus einem Dichter nimmt, der in einer fremden Sprache geschrieben hat, so ist das kein gelehrter Diebstahl. Der Vers wird gewissermaassen unser, weil der neue Ausdruck, den wir von dem Gedanken eines andern geliehen haben, uns zugehöret. Man hat Ehre von einem solchen Diebstahle, weil er sich nicht ohne Mühe begehen läßt, und man wenigstens der Kunst des Ausdruckes mächtig seyn muß. Es gehört eben so viel Geschicklichkeit dazu, ihn glücklich auszuführen, als ein Lacedaemonier haben mußte, wenn er als ein wackerer Mann stehlen wollte. In seiner Sprache, die rechten Worte zu finden, Ausdrücke von eben dem Gehalte, als die sind, deren sich der alte oder neuere Scribent bedient, den man übersetzt; ihnen die gehörige Wendung zu geben wissen, damit sie den ganzen Nachdruck der Gedanken fühlen lassen, und eben das Bild mahlen, als die Urkunde; das ist nicht das Werk eines Schülers. Solche Gedanken, die aus einer Sprache in die andre umgeformt werden, mislingen, wenn sie Jemand unter Händen hat, der nicht wenigstens die Gabe Ausdrückungen zu erfinden besitzt. Wenn sie also gelingen, so gehöret die Hälfte ihrer Schönheit demjenigen, der sie wieder von neuem anbringt.

Man

Man benimmt also dem Virgil nichts von seiner Grösse, wenn man zeigt, daß er eine Menge Sachen von dem Homer entlehnt hat. Fulvius Ursinus würde sich eine sehr vergebliche Mühe gemacht haben, wenn er alle die Stellen, wo der lateinische Dichter dem griechischen nachgeahmt hat, deswegen zusammen getragen hätte, um dadurch den Ruhm des erstern zu verringern. Virgil hat sich, gleichsam gesetzmäßiger Weise, das Eigenthum von allen den Ideen erworben, die er aus dem Homer genommen hat. Im Lateinischen gehören sie ihm zu, wegen der schönen Wendung, wegen der Richtigkeit, mit der er sie in seiner Sprache sagt, und wegen der Kunst, mit welcher er diese verschiedenen kleinen Stücke in sein eignes regelmäßiges Gebäude hineinfügt. Wenn diejenigen, welche Boileaus Werken die Verse, die er aus dem Horaz und Juvenal in die seinigen herüber genommen hat, beydrucken liessen, es in der Hoffnung gethan hätten, Boileaus Ruhm zu verringern, so hätten sie sich höchlich geirrt. Die Verse der Alten, welche dieser Dichter mit so vieler Geschicklichkeit in das Französische übergetragen und so künstlich in sein eigen Werk eingewebt hat, daß alles aus Einem Stücke, und von eben derselben Person gedacht zu seyn scheint, machen ihm eben so viel Ehre, als diejenigen, welche ganz neu aus seiner poetischen Ader geflossen sind. Die Orginalwendung, die er seinen Uebersetzungen giebt, die Kühnheit seiner Ausdrücke, die so ungezwungen sind, als wenn sie mit dem Gedanken zugleich entstanden wären, zeigen fast eben

eben so viel Erfindung, als die Hervorbringung eines ganz neuen Gedankens. Daher sagte auch La Brüyere, es schien, als wenn Boileau die Gedanken anderer von neuem schaffe. a)

Man ertheilt so gar seinen Werken eine Schönheit, wenn man sie mit Stücken aus dem Alterthume zieret. Schön übersetzte Verse aus dem Horaz und Virgil thun in einem neuern Gedichte, wenn sie nur am rechten Orte angebracht werden, eben die Wirkung, als die antiken Statuen in der königlichen Galerie. Die Leser finden den Gedanken, der ihnen vorher schon im Lateinischen gefallen hat, mit Vergnügen unter einer neuen Gestalt wieder. Es ist ihnen angenehm, daß sie Gelegenheit bekommen, die Verse des alten Dichters mit den Versen des neuen Nachahmers, der seinem Originale den Vorpreis streitig machen will, in Vergleichung zu stellen. Nichts ist so klein, daraus nicht unsre Eigenliebe etwas macht, wenn es nur der Eitelkeit schmeichelt. Daher haben selbst diejenigen Scribenten, welche durchgängig für schöpferische Geister gehalten werden, nicht geglaubt, daß es ihrer Würdigkeit entgegen sey, diese Art von Auszierungen in ihren Werken bisweilen anzubringen. Sollte es wohl aus Unfruchtbarkeit des Geistes geschehen seyn, daß Corneille und La Fontaine so Vieles von den Alten entlehnt haben? Moliere hat es ebenfalls oft gethan, und so reich auch sein Genie an eignen Erfindun-

a) In seiner Rede an die Akademie.

findungen war, so hat er dennoch in dem zweyten Aufzuge des Menschenfeindes zehn ganze Verse nach einander aus dem Ovid übersetzt.

Man kann sich die Werke der Dichter, die in lebendigen Sprachen geschrieben haben, eben so zu Nutze machen, wie die Werke der Griechen und Römer; aber wenn man sich der Werke neuerer Dichter bedienet, so muß man, meines Erachtens, nicht verheimlichen, was ihnen eigenthümlich zugehöret; sonderlich wenn man sie häufig nützt. So kann ich z. E. es nicht billigen, daß b) Herr De la Fosse den Knoten, die Charaktere und die Hauptbegebenheiten seines Trauerspieles Manlius aus Otways englischer Tragoedie das gerettete Venedig genommen hat, c) ohne solches anzuzeigen. Wenn sich noch etwas zu seiner Vertheidigung sagen läßt, so ist es dieses, daß er als ein Franzose blos Gegenwaltthätigkeiten ausübte; weil der Engländer ebenfalls den Stoff seines Trauerspieles, die Hauptcharaktere und die schönsten Stellen desselben aus des Abtes von Saint Real Geschichte der venetianischen Verschwörung geborgt hatte. d) Freylich hat Herr De la Fosse noch mehr aus dem Otway genommen, als dieser aus dem Abte von Saint Real; wie z. B. die Epi-

b) Das Trauerspiel Manlius wurde im Jahre 1697 aufgeführt.

c) Die Tragoedie wurde im Jahre 1682 zum erstenmale aufgeführt.

d) Diese kam im Jahre 1674 heraus.

Episode von der Vermählung des Servilius nebst der Katastrophe; aber er verfährt hierinnen nach dem Rechte, nach welchem derjenige, der ein Schiff wiedererobert, das der Feind ihm vorher genommen hatte, auch zum Herrn von der Ladung wird, die sein Feind am Borde dieses Schiffes hat.

Da die Mahler alle gleichsam einerley Sprache reden, so dürfen sie sich der berühmten Züge nicht anmaassen, die schon ein andrer Mahler gebraucht hat, so lange die Werke dieses Mahlers noch vorhanden sind. Poußin konnte sich der Idee des griechischen Mahlers bedienen, der den Agamemnon bey der Opferung der Iphigenia mit verhülltem Haupte abgebildet hatte, damit man sich eine desto stärkere Vorstellung von dem Schmerze des Vaters der geopferten Person machen möchte. Poußin, sage ich, konnte sich dieses Zuges bedienen, um einerley Sache auszudrücken, da er in seinem Gemählde von dem Tode des Germanicus die Agrippina vorstellt, wie sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Die Schilderey des griechischen Mahlers war nicht mehr vorhanden, als der französische Mahler die seinige verfertigte. Aber Poußin würde sich dieses Zuges nicht haben bedienen können, ohne sich dem gerechtesten Tadel auszusetzen, wofern derselbe schon in einem Gemählde Raphaels oder des Caraccio befindlich gewesen wäre.

Weil es keine Kunst ist, dem Raphael einen Kopf, oder dem Domenichino eine Figur zu stehlen; weil dergleichen Raubereyen eben keine grosse Mühe kosten, so sind sie bey Strafe der allgemeinen Verachtung verboten. Weil aber Genie und Arbeit dazu erfodert wird, den Marmor einer antiquen Figur zu beseelen, und aus einer Statue eine lebendige Person zu machen, die nebst andern Personen ihre Rolle bey einer gewissen Handlung spielt, so hat man Ehre davon, wenn man es thut. Ein Mahler darf sich also des belvederischen Apollo bedienen, um den Perseus, oder einen andern Helden von gleichem Alter vorzustellen, wofern er nur diese Bildsäule belebt, und nicht gnug gethan zu haben glaubt, wenn er sie blos richtig abzeichnet, und sie so, wie sie da steht, in sein Gemählde stellt. Die Mahler müssen solchen Statuen das Leben geben, ehe sie dieselben bey einer Handlung brauchen. Dieses hat Raphael gethan, der gleich einem neuen Prometheus das himmlische Feuer geraubt zu haben scheint, um sie zu beseelen. Ich muß diejenigen, welche mehr Einsichten hierinnen bekommen wollen, auf den lateinischen Tractat des Rubens, von der Nachahmung der antiquen Bildsäulen, verweisen. Wie sehr wäre zu wünschen, daß dieses grosse Genie die Lehren allezeit ausgeübt hätte, die er in dieser Schrift giebt.

Mahler, welche sich die Antiken eben so zu Nutze machen, als es Raphael, Michael Angelo und

und einige andre gethan haben, können mit dem Virgil, oder mit dem Racine und Boileau verglichen werden. Diese haben sich der alten Gedichte, nach Beschaffenheit der Zeiten, in denen sie schrieben, eben so bedient, als sich die gedachten berühmten Mahler der antiken Statuen bedient haben. Was die unfruchtbaren Geister anbelangt, die, wenn sie eine Composition machen, nichts weiter können, als daß sie die Gemählde grosser Meister gleichsam unter Contribution setzen, und den einen um ein paar Köpfe, den andern um einen Arm, und den, der noch reicher ist, um eine Gruppe brandschatzen; diese Räuber, welche nur auf den Parnaß kommen, um die Vorübergehenden auszuplündern, weis ich mit Niemanden in Vergleichung zu setzen, als mit denen, die Centonen zusammenflicken, den elendesten unter allen Versemachern. Sie mögen sich in Acht nehmen, daß sie nicht dem Barigello, den Boccalino auf den Parnaß setzte, in die Hände gerathen, sie möchten sonst übel davon kommen.

Es ist ein grosser Unterschied, ob man aus einem Bildersaale die Kunst des Mahlers mitnimmt, und sich die Art des Meisters, den man bewundert, zu eigen macht, oder ob man nur eine Anzahl von dessen Figuren in seiner Zeichentasche daraus mitbringt. Ein Mensch ohne Genie ist nicht im Stande, das, was er Grosses und Sonderbares siehet, wie Raphael, in seine eignen Erfindungen zu verwandeln. Er kann weiter nichts, als dasjenige

copi-

copiren, was er vor Augen hat, ohne den Schwung der Gedanken des Künstlers, und sein Verfahren bey der Ausführung zu fassen. Er trägt also wohl eine Figur mit sich weg, aber er lernt keine von seiner eignen Erfindung in demselben Geschmacke ausarbeiten. Ein Genie kann errathen, wie der Künstler zu Werke gegangen ist. Wenn er dessen Werk betrachtet, so sieht er ihn gleichsam arbeiten, faßt die Manier desselben, und trägt seine Beute in der Einbildungskraft davon.

Was die Rathschläge der Kenner betrifft, so können diese zwar Mahler und Dichter verhindern, Fehler zu begehen; da sie ihnen aber weder den Ausdruck, noch die Poesie des Styles eingeben können, so ersetzen sie auch den Mangel an Genie nicht. Sie können den Baum wohl gerade, aber nicht fruchtbar machen. Ihre Rathschläge dienen nur, Fehler zu verbessern, und besonders den Plan eines Werkes von einigem Umfange zu berichtigen, wofern ihnen nämlich der Verfasser den Entwurf seines Planes sehen läßt, und diejenigen, welche er darüber zu Rathe zieht, selbigen eben so lebhaft durchdenken, als hätten sie ihn selbst gemacht. Quintilian sagt: e) Diligenter legendum est, et pene

e) Man muß mit Aufmerksamkeit lesen, und alles beynahe eben so genau durchstudiren, als wollte man selbst schreiben. Auch muß man die Sachen nicht nur Stück vor Stück untersuchen, sondern das Buch, nachdem man es durchlesen hat, noch einmal im Ganzen übersehen. Quint. Inst. Orat. L. X.

pene ad scribendi sollicitudinem. Nec per partes modo scrutanda sunt omnia, sed perfectus liber vtique ex integro resumendus. So gab Boileau dem Racine Rathschläge, die ihm öfters sehr nützlich waren. Aber wenn ein Dichter Jemanden ein Werk vorliest, woran er schon die letzte Hand gelegt hat, was kann ihm das helfen, als daß man ihm etwa eine Verbesserung über ein Wort oder höchstens über ein Sentiment vorschlägt? Gesetzt auch, man könnte einem Dichter nach einer blossen Vorlesung einen guten Rath wegen der Einrichtung seines Werkes geben; würde er gelehrig gnug seyn, sich darnach zu richten? Würde er Gedult gnug haben, ein schon vollendetes Werk umzuschmelzen, nachdem er schon damit fertig zu seyn geglaubt hat?

Die glücklichsten Genies sind nicht sogleich von ihrer Geburt an grosse Künstler. Sie haben bloß die Fähigkeit, es zu werden. Erst durch lange und unermüdete Arbeit schwingen sie sich zu dem Grade der Vollkommenheit, den sie erreichen können.

Doctrina sed vim promovet insitam,
Rectique cultus pectora roborant. f)

Allein ein ungedultiger Trieb, sich zu zeigen, spornt uns an; wir wollen schon ein Gedicht machen, wenn wir kaum im Stande sind, gute Verse zu machen. An statt daß wir erst anfangen sollten, für

f) *Hor.* Ode IIII. Lib. IIII.

für uns selbst zu arbeiten, so wollen wir schon für die Welt arbeiten. So machen es besonders junge Dichter. Aber weil ihr Genie sich noch nicht selbst kennet, weil sie noch keine bestimmte Schreibart haben, die dem Charakter ihres Genies gemäß, und geschickt ist, die Ideen ihrer Einbildungskraft auszudrücken, so verirren sie sich oft, und wählen Subjecte, die sich gar nicht für ihre Talente schicken, oder sie ahmen in ihren ersten Werken die Schreibart, den Schwung und die Denkungsart andrer Scribenten nach. Racine z. B. verfertigte sein erstes Trauerspiel in dem Geschmacke des Corneille, g) ob er gleich nicht das Talent hatte, die Tragoedie eben so zu bearbeiten, wie Corneille. Racine würde sich, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, nicht haben aufrecht erhalten können, wenn er fortgefahren hätte, in dem Cothurn seines Vorgängers einherzugehen. Es ist also ganz begreiflich, daß junge Dichter anfangs nur mittelmäßige Werke machen können, wenn sie, an statt die Natur von der Seite nachzuahmen, von der ihnen ihr Genie dieselbe zeigt, sie von derjenigen nachahmen wollen, von der sie andre nachgeahmt haben; wenn sie ihrem Talente Gewalt anthun und es zwingen, eben den Weg zu gehen, auf welchem ein andrer glücklich fortgekommen ist. Solche Nachkömmlinge sind gemeiniglich ihrer Ahnen unwürdig.

Und doch würde man sich meist eine vergebliche Mühe machen, wenn man junge Leute, welche von

g) Die feindlichen Brüder.

der Nacheiferung angespornt, von dem Feuer ihres Alters getrieben, und von einem Genie, das begierig ist, sich dem Publico zu zeigen, fortgerissen werden, wenn man, sage ich, solche junge Leute bereden wollte, ihren Auftritt in der Welt so lange anstehen zu lassen, bis sie entdeckten, von welcher Art eigentlich ihr Talent sey, und bis sie dasselbe vollkommen gemacht hätten. Vergebens würde man ihnen vorstellen, daß es ihnen sehr vortheilhaft seyn könne, das Publicum zu überraschen; daß das Publicum weit mehr Hochachtung für sie haben werde, wenn es sie niemals als Lehrlinge gekannt hätte; daß unverhoffte Meisterstücke, gegen welche der Neid nicht Zeit gehabt hat, Ränke zu ersinnen, ihr Glücke weit mehr machen, als lang erwartete Werke, wider die sich ihre Gegner schon im Voraus rüsten, und den Verfasser nach einem mittelmäßigem Gedichte oder Gemählde, welches er vorher geliefert hat, schildern: Nichts ist vermögend, die Hitze eines jungen Menschen aufzuhalten, der noch dazu von der Eitelkeit verführt wird, einem Fehler, den man, wenn er nur nicht allzuweit geht, jungen Leuten vergeben muß: „Zudem ist, wie Cicero sagt, „Klugheit überhaupt nicht ihre Sache. h)

Solche übereilte Werke bleiben; aber es würde unbillig seyn, wenn man den Nachruhm grosser Künstler dadurch verkleinern wollte. Muß man nicht in allen Profeßionen erst lernen? Nun kann man

h) Prudentia non cadit in hanc aetatem. *In Orat. pro Coelio.*

man aber nicht anders lernen, als daß man Fehler macht, damit man sich dadurch in den Stand setze, künftig keine mehr zu machen. Wer wollte Jemanden, der gut Latein schreibt, die Fehler vorwerfen, die sonder Zweifel in seinen ersten Exercitien gewesen sind? Wenn also Mahler und Dichter auch das Unglück haben, ihre Lehrlingsstücke gleichsam vor den Augen des Publici zu machen, so dürfen doch die darinnen befindlichen Fehler nicht mit in die Rechnung kommen, wenn diese Lehrlinge nachmals grosse Künstler geworden sind, und man ihre Verdienste bestimmen will.

An statt, daß Künstler ohne Genie, für die es einerley ist, ob sie Poussins oder Titians Schüler sind, ihr Lebelang in dem Gleise bleiben, auf welches sie durch den Zufall gerathen; so merken hingegen Genies, wenn sie sich von ungefähr verirren, daß der Weg, den sie genommen haben, für sie nicht der rechte sey: Sie verlassen ihn, und suchen einen andern; sie gehen von dem Wege ihres Lehrmeisters ab, und bahnen sich selbst einen neuen. Es versteht sich, daß Werke der Kunst eben sowohl, als Künstler, junger Leute Lehrer seyn können. Raphael kann noch Schüler ziehen, ob er gleich seit zweyhundert Jahren todt ist. Unser junger Künstler bildet sich also, wenn er Genie besitzt, selbst eine Art die Natur nachzuahmen, und er bildet sie nach den Maximen, welche aus dem Nachdenken über seine eigne Arbeit und über die Arbeit andrer entsprungen sind. Auf diese Weise

 berei-

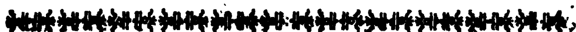
bereichert er sich täglich mit Einsichten, und bekömmt immer neue zu denjenigen, die er bereits besitzt. Er macht kein Gedicht oder Gemählde, ohne dadurch ein besserer Dichter oder Mahler zu werden, und übertrifft endlich diejenigen, welche etwa so glücklich gewesen sind, bessere Lehrmeister und bessere Muster zu haben, als er. Alles giebt ihm Anlaß zu einer nützlichen Betrachtung, und mitten auf dem Felde studirt er mit eben so vielem Vortheile, als in seinem Cabinete. Wenn endlich seine Geschicklichkeit so hoch gestiegen ist, als sie steigen kann, so erhält sie sich so lange, bis das Alter seine Gliedmaassen schwächt, und die zitternde Hand der noch immer feurigen Einbildungskraft ihre Dienste versagt. Das Genie ist bey einem Menschen dasjenige, was am letzten alt wird. Die hinfälligsten Alten bekommen gleichsam ein neues Leben, und werden wieder zu Jünglingen, so bald man sie auf Sachen bringt, welche die Profeßion betreffen, zu der die Natur ihnen Genie gegeben hat. Man bringe einen abgelebten Officier auf ein Gespräch vom Kriege, so wird er wie begeistert werden; man sollte glauben, er säße auf dem Dreyfusse des Apollo; er spricht, wie ein Mann von vierzig Jahren, und findet Sachen und Ausdrücke mit einer Leichtigkeit, welche sonst nur aus einem jugendlichen und geistreichen Blute zu entspringen pflegt.

Verschiedne Augenzeugen haben mir versichert, daß Poußin von Seiten der Einbildungskraft bis

an

an das Ende seines Lebens ein junger Mahler geblieben sey. Die Munterkeit seines Geistes überlebte die Geschicklichkeit seiner Hand, und er erfand noch, als er nicht mehr die nöthigen Kräfte hatte, seine Erfindungen auszuführen. In diesem Stücke ist es mit den Dichtern nicht gänzlich so beschaffen, als mit den Mahlern. Der Plan eines langen Werkes, dessen Einrichtung, wenn sie gut seyn soll, in dem Kopfe des Erfinders gemacht werden muß, kann nicht ohne Beyhülfe des Gedächtnisses verfertigt werden; folglich muß man die Schwächung dieser Kraft, die eine nur allzugemeine Folge des Alters ist, an einem solchen Plane merken. Das Gedächtniß alter Leute behält neue Sachen nicht leicht. Daher kommen die Fehler, welche in den letzten Trauerspielen des grossen Corneille befindlich sind. Die Fabeln sind nicht gut angelegt, und die Personen befinden sich oft in Situationen, worinnen sie natürlicher Weise nichts Gutes und Ungesuchtes sagen können; aber doch wird man hier und da in der Poesie des Styles das erhabne und selbst das fruchtbare Genie des Corneille gewahr.





Neunter Abschnitt.

Von den Hindernissen, die junge Künstler in ihrem Wachsthume aufhalten.

Alle Genies lassen sich zwar bald spüren; aber nicht alle gelangen zu dem Grade der Vollkommenheit, den sie von Natur zu erreichen fähig sind: Einige bleiben mitten in ihrem Laufe stehen. Ein junger Mensch kann in der Mahlerey nicht so weit kommen, als er sonst kommen würde, wenn nicht seine Hand, in gleichem Grade mit seiner Einbildungskraft, an Vollkommenheit zunimmt. Es ist nicht genug, daß ein Mahler edle Ideen hat, die zierlichsten Compositionen erdenket, und die nachdrücklichsten Ausdrücke findet; seine Hand muß auch so gelenksam geworden seyn, daß sie sich mit Sicherheit und Richtigkeit auf hundert verschiedne Arten beugen kann, um gerade die Linie zu ziehen, welche die Einbildungskraft von ihr verlangt. Wir können nichts Gutes hervorbringen, sagt Fresnoy in seinem Gedichte von der Mahlerey, wenn unsere Hand nicht im Stande ist, die Schönheiten auf die Leinwand zu tragen, die unser Geist hervorbringt.

Sic nihil ars opera manuum privata supremum
Exequitur, sed languet iners vti vincta lacertos;
Dispositumque typum non lingua pinxit Apelles. a)

Bey einem Künstler, dessen Hand nicht frey und sicher genug ist, sind dem Genie gleichsam die Hände gebunden. Mit dem Auge ist es eben so, als mit der Hand. Die Augen eines Mahlers müssen bey guter Zeit gewöhnt werden, sicher und leicht zu beurtheilen, was für eine Wirkung gewisse Farben thun müssen, wenn sie gemischt oder einander entgegen gesetzt werden; welche Wirkung eine Figur von einer gewissen Höhe in einer Gruppe, oder eine gewisse Gruppe in einem Gemählde thun müsse, wenn das Gemählde colorirt seyn wird. Wenn die Einbildungskraft nicht Hand und Augen ihr so zu Gebote stehen hat, daß sie recht, wie sie verlangt, von ihnen unterstützt wird: So entsteht aus den schönsten Ideen, welche die Einbildung erschafft, nichts als ein plumpes Gemählde, das der Künstler, der es gemahlt hat, selbst verachtet; um so viel findet er das Werk seiner Hand schlechter, als das Werk seines Geistes.

Das Studiren, welches nothwendig ist, Hand und Auge vollkommen zu machen, ist eine Sache, die sich nicht in einigen verlornen Stunden thun läßt, welche man zu einer oft unterbrochnen Arbeit anwendet. Es erfodert viele Jahre lang eine gänzliche Anstrengung unserer Kräfte, und ei-

a) De arte graph. v. 56.

ne anhaltende Geduld. Die Maxime ist bekannt, welche den Mahlern befiehlt, keinen Tag vorbey zu lassen, ohne einige Pinseistriche zu thun. b) Eine Maxime, die man ohne Ausnahme auf alle Profeßionen anwendet, so wahr und richtig findet man sie.

Diejenige Zeit des Lebens, da man am geschicktesten ist, der Hand und dem Auge die gehörige Vollkommenheit zu erwerben, ist diejenige, da unsre Gliedmaassen, sowohl die innerlichen als die äusserlichen, ihre völlige Bildung erlangen: Es ist die Zeit von dem funfzehnden bis zum dreyßigsten Jahre. In diesen Jahren nehmen die Gliedmaassen sehr leicht alle die Fertigkeiten an, deren sie ihrer natürlichen Beschaffenheit nach fähig sind. Wenn man aber diese kostbaren Jahre vorbey streichen läßt, ohne sich selbige zu Nutze zu machen, so geht die Biegsamkeit unserer Gliedmaassen verloren, und wir können sie mit aller unsrer Mühe niemals wieder bekommen. Obgleich die Zunge ein viel biegsameres Glied ist, als die Hand, so sprechen wir doch allezeit eine Sprache schlecht, die wir erst nach dem dreyßigsten Jahre lernen.

Zum Unglücke sind diese so kostbaren Jahre gerade diejenigen, in denen wir uns am leichtesten von allen ernsthaften Beschäfftigungen abziehen lassen. Es ist die Zeit, da wir anfangen, ein Vertrauen

b) Nulla dies sine linea.

trauen auf unsre eignen Einsichten zu setzen, die doch noch nichts weiter, als die erste Dämmerung der Klugheit sind. Wir haben schon die Gelehrigkeit gegen den Rath andrer Leute verloren, welche bey Kindern die Stelle vieler Tugenden vertritt; und unsere Geduld, die eben so schwach ist, als unsere Vernunft, hält noch nicht gegen den Ueberdruß aus. Horaz beschreibt einen Jüngling

c) Monitoribus asper
Vtilium tardus prouisor, prodigus aeris,
Sublimis, cupidusque et amata relinquere pernix.

Zudem, so geben uns in diesem Alter alle Dinge Gelegenheit zu reitzenden Vergnügungen. Die Neigungen eines jungen Menschen sind Leidenschaften, und seine Leidenschaften sind Rasereyen. Das Feuer dieses Alters macht ihrer eine Menge auf einmal rege, und es ist schon viel, wenn die kaum hervorbrechende Vernunft nur einige Augenblicke lang die Oberhand haben kann.

Ich muß noch eine Anmerkung hinzuthun: Das Genie zur Poesie und zur Mahlerey wohnt nicht in einem Menschen von kaltem Temperamente und trägem Gemüthe. Eben der natürliche Charakter, der einen Menschen zum Mahler oder Dichter macht, verursacht auch, daß er zu den lebhaftesten

c) Er sträubt sich gegen gute Lehren; sieht nie den Mangel von fern; verschwendet sein Gut; ist eitel; begehrt alles, und verwirft bald nachher, was er erwählt hatte. *Horat.* de arte poet.

sten Leidenschaften geneigt ist. Die Geschichte grosser Dichter und Mahler, die nicht an den erwähnten Klippen Schiffbruch gelitten, sagt wenigstens viel von den Gefahren, welche sie dabey gelaufen haben. Einige scheiterten, alle aber sind gestrandet.

Ich weis nicht, was die Ursache seyn mag, daß sich der Bischof von Albe in der Stelle selbst übertroffen hat, worinn er die Unruhe und die heftigen Gemüthsbewegungen eines jungen Dichters abmahlet, der von einer Schwachheit beherrscht wird, die sich gegen sein Genie empöret, und ihn wider seinen Willen von den Beschäfftigungen abwendig macht, zu denen er gebohren ist.

Saepe etenim tectos immitis in ossibus ignes
Versat amor, mollisque est intus flamma medullas;
Nec miserum patitur Vatum meminisse, nec vndae
Castaliae; tantum suspirat vulnere coeco;
Ante oculos simulacra volant noctesque diesque
Nuncia virginei vultus quem perditus ardet.
Nec potis est alio fixam traducere mentem
Saucius. d)

Das

d) Denn oft giesst die grausame Liebe verborgne Gluten in die Gebeine des Jünglings, und die Flamme verzehrt sein schmelzendes Mark: Sie läßt den Unglücklichen nicht mehr an die Dichter und an die kastalische Quelle gedenken; so seufzet er vor seiner geheimen Wunde. Vor seinen Augen schweben des Tages und des Nachts in Träumen täuschende Bilder der jungfräulichen Gestalt, die ihn ent-

Das Wasser der Hippokrene hat von Natur nicht die Tugend an sich, dergleichen Feuer zu löschen.

Die Liebe zum Weine ist noch weit gefährlicher als jene. Sie bringt einen jungen Künstler um viele Zeit, und setzt ihn noch dazu ausser Stand, diejenige, so sie ihm übrig läßt, nützlich zu gebrauchen. Die Ausschweifung im Trinken gehört so gar unter diejenigen Laster, welche man nicht einmal im Alter ablegt. Gleichwohl benimmt sie in wenig Jahren dem Geiste sein Feuer, und dem Körper einen Theil seiner Kräfte. Ein Mensch, der sich dem Trunke zu sehr ergeben hat, ist misvergnügt, wenn er nicht bey Tische sitzt, und hat nur Witz, so lange sich sein Magen mit der Verdauung beschäfftigt, der sich aber vor der Zeit abnutzt.

Wenn Horaz im Ernste redet, so sagt er, ein junger Mensch, der den Vorsatz habe, ein geschickter Künstler zu werden, müsse enthaltsam seyn. e) Petronius, ein Scribent, der nichts weniger als streng ist, verlangt von einem jungen Menschen, der in seinem Studiren fortkommen will, daß er mäßig seyn solle. f) Juvenal sagt, da er von den Dich-

entzündet; und der Verwundete bestrebt sich vergebens, die gefesselte Seele auf andre Bilder zu richten. *Vida* Poet. Lib. I.

e) Abstinuit Venere et vino. *De arte poet.*

f) Frugalitatis lege polleat exacta. *Petron.*

Dichtern seiner Zeit redet, welche grosse Werke verfertigten, daß sie sich des Weines selbst an denjenigen Tagen enthielten, die der hergebrachten Gewohnheit nach zum Schmaussen bestimmt waren.

g) Fuit vtile multis
Pallere, et vinum toto nescire Decembri.

Man darf mich wenigstens nicht beschuldigen, daß ich die jungen Leute, die ich verurtheilen will, vor allzustrenge Richter fodere.

Da endlich auch der Erfolg nicht allezeit der Eilfertigkeit eines jungen Menschen gemäß seyn kann, so wird er leicht nach und nach verdrüßlich über eine mühsame Arbeit, wovon er noch keine Früchte sieht, die seine Hoffnung vollkommen erfüllen. Eine Ungeduld, die diesem Alter natürlich ist, macht, daß man gern in dem Augenblicke, da man gesäet hat, auch erndten mögte. Das Reizende einer Arbeit, zu der uns unser Genie treibt, hilft zwar viel dazu, diesen Ueberdruß zu überwinden, und den Zerstreuungen zu widerstehen; aber es ist doch gut, wenn noch die Begierde, sein Glück zu machen, dem Antriebe des Genies zu Hülfe kömmt. Es ist also zu wünschen, daß ein junger Mensch, den die Natur zu einem Mahler bestimmt hat, sich in solchen Umständen befinde, daß er seine Kunst als seine Versorgung betrachten muß, und das Ansehen, welches er in der Welt zu erhalten denkt, blos von seiner Geschicklichkeit in dieser Kunst erwartet.

Wenn

g) Juuen. Sat. VII.

Wenn die Glücksumstände eines jungen Menschen, an statt ihn zu einer ununterbrochnen Arbeit anzutreiben, noch zu der seinem Alter gewöhnlichen Leichtsinnigkeit hinzukommen, und ihn von der Arbeit abziehen helfen; was kann man anders vermuthen, als daß er die Zeit, seine Gliedmaassen zu bilden, vorbey streichen lassen werde, ohne sie solchergestalt genützt zu haben. Eine Arbeit, die man oft unterbricht, und fast immer nur mit halber Aufmerksamkeit verrichtet, ist nicht hinreichend, einen Künstler vollkommen zu machen. In der That, wenn uns die Arbeit gut von statten gehen soll, so kömmt eben so viel auf die Gemüthsverfassung an, in der wir uns befinden, wenn wir an die Arbeit gehen; auf dasjenige, was wir thaten, ehe wir anfiengen, und auf das, was wir uns zu thun vorgenommen haben, wenn wir wieder aufhören, als auf das lange Anhalten der Arbeit selbst. Wenn auch die Stärke des Genies unsern jungen Mahler, nachdem die Trunkenheit der Jugend vorüber ist, noch zu einem ernsthaftern Studiren seiner Kunst zurücke bringt, so sind doch Hand und Augen nicht mehr im Stande, grossen Nutzen davon zu ziehen. Will er alsdenn gute Gemählde machen, so muß er, wenn er dieselben erfunden hat, sie von einem andern mahlen lassen.

Die Dichter können, weil sie nicht so schwer zu lernen haben, als die Mahler, sich allezeit geschickt machen, ihre Bestimmung zu erfüllen. Schon die erste Hitze des Genies kann die Regeln der Dicht-

kunst

kunst lehren; und überhaupt geschieht es nicht aus Unwissenheit der Regeln, daß so Viele dawider sündigen. Die meisten von denen, welche sie nicht beobachten, kennen sie zwar wohl, aber sie haben nicht Geschicklichkeit genug, dieselben in Ausübung zu bringen.

Es ist wahr, die Einrichtung eines Planes, welche nicht wenig Mühe kostet, kann einem Dichter die Lust benehmen, der Welt grosse Werke zu liefern. Anhaltende Geduld ist nicht die Tugend junger Leute. Denn obgleich keine Arbeit so mühsam und so schwer ist, auf die sie nicht mit grosser Hitze fallen sollten; so thun sie es doch nur unter der Bedingung, daß diese Arbeit nicht lange währet. Es ist also ein Glück für das Publicum, wenn junge Dichter durch die Nothwendigkeit, selbst ihr Glück zu machen, zu einer unabläßigen Arbeit angetrieben werden.

Unter der Nothwendigkeit sein Glück zu machen, verstehe ich nicht die Nothwendigkeit, seinen dürftigen Unterhalt zu verdienen. Der äusserste Mangel, welcher uns zu arbeiten zwingt, um Brod zu haben, hilft zu nichts, als nur einen Menschen von Genie in die Irre zu führen, daß er, ohne seine Talente zu Rathe zu ziehen, sich auf die Arten von Poesie legt, die am einträglichsten sind. An statt sinnreiche Allegorien und vortreffliche Satyren zu machen, verfertigt er schlechte Stücke für das Theater; denn das Theater ist in Frankreich das Peru der Dichter.

Der poetische Enthusiasmus gehört nicht unter die Talente, die von der Furcht Hungers zu sterben entspringen. Wenn es wahr ist, daß ein leerer Magen einen erfindsamen Kopf macht, h) so trifft es doch wenigstens nicht bey den Scribenten ein.

i) Horace a bu son saoul quand il voit les Menades.

sagt Boileau dem Juvenal nach. In der That, wie es dieser lateinische Dichter sehr gut ausdrückt, den Fuß auf den Olympus setzen, an den Anschlägen der Götter Theil nehmen, und Göttinnen bewirthen, ist keine Sache für einen Menschen, dem es an nöthiger Kleidung fehlt, und der nicht weis, wo er diesen Abend essen wird. Wenn Virgil, setzt Juvenal hinzu, nicht die Bequemlichkeiten des Lebens gehabt hätte, so würden die Hydern, diese schrecklichen Ungeheuer nichts weiter als gewöhnliche Schlangen gewesen seyn. Die Furie, welche die Wuth in der Brust des Turnus und der Amata entzündet, würde, nach unserer Art zu reden, ungefähr so eine Furie, wie die ruhige Eumenide in der Oper Isis gewesen seyn.

Magnae mentis opus, nec de lodice paranda
Attonitae, currus et equos faciesque Deorum
Aspicere et qualis Rutulum confundat Erynnis.
Nam si Virgilio puer et tolerabile desit
Hospitium, caderent omnes a crinibus hydri. k)

Die

h) Ingenii largitor venter.

i) Erst trank Horaz sich satt, eh er Menaden sah.

k) Juven. Sat. VII.

Die äusserste Dürftigkeit setzt den Geist herunter, und ein Genie, welches aus Noth schreiben muß, verliert die Hälfte von seinem Feuer.

Auf der andern Seite ziehen die Lustbarkeiten, eben so wohl als die Dürftigkeit, die Dichter von der Arbeit ab. Zwar schrieb Lucan seine Pharsalia, ungeachtet aller Zerstreuungen, die eine Folge des Reichthumes sind: Er nahm die Glückwünsche seiner Freunde über den Beyfall, womit sein Gedicht aufgenommen wurde, in seinen mit Marmor geschmückten Gärten an; aber ein einziges Beyspiel ist noch kein Beweis. Unter allen Dichtern, die sich einen grossen Namen gemacht haben, ist Lucan, meines Wissens, der einzige, der von Jugend auf im Ueberflusse leben konnte. Jedermann wird meiner Meynung seyn, wenn ich behaupte, daß Moliere niemals den Fleiß angewandt haben würde, welcher erfodert wurde, wenn er fähig werden sollte, sein Lustspiel: Die gelehrten Frauen, zu verfertigen, oder auch, daß es niemals zum Vorscheine gekommen seyn würde, falls er auch die dazu erfoderliche Geschicklichkeit gehabt hätte, wofern er von seinem zwanzigsten Jahre an ein Mann von Range mit hundert tausend Livres jährlichen Einkommens gewesen wäre.

Ich glaube in einem Einfalle unsers Königes Carls des neunten zu finden, was für Umstände für einen jungen Dichter die allerbesten sind. Dieser Fürst sagte auf lateinisch, welcher Sprache man sich

da-

damals unter vornehmen Leuten bediente, ohne wider die gute Lebensart zu verstossen: Pferde und Poeten müssen zwar gefüttert aber nicht gemästet werden. Equi et Poetae alendi sunt, non saginandi. Diese Vergleichung muß man der ausserordentlichen Liebe grosser Herren zu ihren Pferden in den damaligen Zeiten zu gute halten: Die Mode rechtfertigte sie.

Ein Dichter, der sich in diesen Umständen befindet, wird durch die Begierde, sein Glück zu machen, angefeuert, ohne daß die Dürftigkeit seinen Geist niederschlägt, oder ihn nöthigt, niederträchtiger Weise ums Lohn zu schreiben, wie von je her so viele handwerksmäßige dramatische Dichter gethan haben, die sich wenig daraus machen, wie man ihre Stücke aufnimmt, wenn sie nur Geld dafür bekommen.

Gestit enim nummum in loculos dimittere, post hoc
Securus, cadat an recto stet fabula talo. 1)

Da das Mechanische unsrer Poesie, welches für diejenigen so schwer ist, die vortreffliche Verse machen wollen, denen sehr leicht wird, die mit sich zufrieden sind, wenn sie nur mittelmäßige machen; so giebt es unter uns weit mehr schlechte Poeten, als schlechte Mahler. Jedweder, der etwa einen Funken von Witz, oder ein Bisgen Gelehrsamkeit hat, will auch mit Verse machen; und zum Unglücke für die Dichter, werfen sich solche Leute auch

1) *Hor.* Ep. I. L. II.

zu Richtern auf, und beurtheilen den, der ein neues Gedicht liefert, um so viel strenger, weil sie sich für seine Nebenbuhler halten." Schon seit langer Zeit beklagen sich die Poeten über die grosse Menge von Rivalen, welche ihnen die Leichtigkeit des Mechanischen in der Poesie verschafft. „Wer kein Steuermann ist, sagt Horaz, der untersteht sich nicht, sich ans Ruder zu setzen; man giebt sich nicht mit Arzneymachen ab, wenn man die Kräfte der Kräuter nicht hat kennen lernen; wer kein Arzt ist, schreibt den Kranken keine Mittel zur Genesung vor; selbst bey den geringsten Handwerkern werden einige Lehrjahre von dem erfodert, der sie treiben will; aber jedermann läßt sich einfallen, Verse zu machen, er mag dazu geschickt seyn, oder nicht.

> Navem agere ignarus navis timet: Abrotonum aegro
> Non audet, nisi qui didicit, dare; quod Medicorum est
> Promittunt Medici; tractant fabrilia fabri,
> Scribimus indocti doctique Poemata passim n)

Die abgeschmacktesten Versemacher sind sogar diejenigen, die am geschwindesten von der Faust weg schreiben. Daher entstehen so viele schlechte Werke, welche Schuld sind, daß der Name Poet verächtlich geworden ist, und daß Niemand die Ehre haben will, diesen schönen Titul zu führen.

Es fällt mir eben ein, was Boileau über die Leichtigkeit Verse zu machen, zu Racinen sagte. Dieser letztere hatte eben sein Trauerspiel Alexander

n) *Hor.* ep. I. L. II.

der verfertigt, als er mit jenem bekannt wurde. Racine sagte zu ihm, indem er von seiner Arbeit redete, daß es ihm fast gar keine Mühe kostete, Verse zu machen. So will ich Sie, antwortete Boileau, Verse mit Mühe machen lehren, und Sie haben Talente gnug, es bald zu lernen. Boileau hatte auch, wie Racine sagte, sein Wort gehalten.

Doch alle diese Mühe und Schwierigkeiten können einen jungen Menschen nicht abschrecken, der seinen Beruf zur Poesie vom Apollo selbst hat, und den noch dazu die Begierde Ruhm und Glück zu erwerben, aufmuntert. Er wird über kurz oder lang auf die Höhe des Parnassus gelangen, auf die er zu steigen fähig ist: Aber der Gebrauch, den er von seiner Fähigkeit macht, kömmt sehr auf die Zeit an, in welcher ihn sein Schicksal gebohren werden läßt. Lebt er in einer unglücklichen Zeit, ohne einen August, und ohne einen Mäcenas, so wird er weder so viele, noch so grosse Werke hervorbringen, als wenn er in einem Jahrhunderte gebohren wäre, das dem Wachsthume der Künste und Wissenschaften günstiger ist. Virgil hat, weil er durch das Wohlgefallen des Augustus an seinen Versen aufgemuntert, und durch die Nacheiferung angefeuert wurde, die Aeneis hervorgebracht, er hat viele Nächte durchwacht, ein Gedicht von so weitem Umfange zu Stande zu bringen, da es ihn, der Reitzungen ohnerachtet, die eine solche Arbeit

für sein Genie haben muste, dennoch gewißlich oft äusserst ermüdet hat. Hätte Virgil zu einer Zeit gelebt, da er weder einen August, noch einen Mäcen, noch Wetteiferer gehabt hätte, so würde er zwar aus Anregung seines Genies, und durch die Begierde sich hervorzuthun, angetrieben worden seyn, seine natürlichen Gaben auszubilden; er würde sich zwar fähig gemacht haben, eine Aeneis zu verfertigen, aber er hätte vermuthlich nicht Gedult genug gehabt, ein so langes Werk zu vollenden. Vielleicht hätten wir weiter nichts von ihn, als einige Eklogen, die ohne Mühe aus einer reichen poetischen Ader geflossen wären, und vielleicht einen Entwurf der Aeneis, davon er auch etwa ein oder zwey Bücher fertig gemacht hätte.

Die grossen Künstler sind nicht diejenigen, denen ihre Werke am wenigsten kosten. Daß sie manchmal eine Zeitlang nichts schreiben, kömmt öfters von der Furcht vor den Arbeiten her, die ihnen Werke, die ihrer würdig sind, kosten, ob es gleich scheint, daß sie aus blosser Trägheit müßig bleiben. So wie Schiffleute, die an das Land gestiegen sind, nachdem sie, um mich des Ausdruckes eines Alten zu bedienen, den Tod in jeder ihnen sich nähernden Welle gesehen haben, die Lust auf eine Zeitlang verlieren, sich den Gefahren des Meeres auszusetzen; eben so unternimmt es ein guter Dichter, welcher weis, wie viel es ihm gekostet hat, sein Trauerspiel zu vollenden, nicht so bald wieder, ein neues

zu machen. Er muß eine Zeitlang ausruhen: Nachdem er der Arbeit überdrüßig geworden ist, muß er nun, ehe er wieder an die Arbeit gehet, des Müßigganges überdrüßig werden.

Ein Dichter bringt nicht ohne beschwerliche Arbeit und mühsame Aufmerksamkeit den Plan eines grossen Werkes in Ordnung; und die Arbeit, seine eignen Verse zu feilen und auszubessern, ist ebenfalls verdrüßlich. Es ist unmöglich, daß die ernstliche Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, welche dazu erfodert wird, nicht bald ermüden sollte. Und doch muß man selbige lange Zeit fortsetzen. Ich rufe diejenigen Poeten zu Zeugen an, denen es an der Geduld zu dieser Arbeit fehlt. Es ist aber auch wahr, daß die Dichter ein empfindliches Vergnügen an dem Enthusiasmus finden. Die Seele, welche sich den Ideen, die in der erhitzten Einbildungskraft rege werden, gänzlich überläßt, fühlt die Anstrengung nicht, in welche sie sich setzt, wenn sie diese Ideen hervorbringt: Sie merkt die Mühe, welche sie ihr gekostet haben, erst aus der Mattigkeit und Erschöpfung, die auf die Ausarbeitung zu erfolgen pflegen. n)

Diejenigen, so Verse machen, ohne Dichter zu seyn, sind mit dem zufrieden, was sie, mehr in ei-

n) Neque idem vnquam
Aeque est beatus ac poema cum scribit,
Tam gaudet in se. *Catull.* Epigr. 20.

ner Wahnsinnigkeit, als in einem wahren Enthusiasmus hervorgebracht haben. Die meisten verlieben sich, wie Pygmalion, in die ungestalten und matten Werke von ihrer Schöpfung, ohne sie noch einmal auszubessern: Denn verliebt seyn, und blind gegen die Fehler desjenigen seyn, was man liebt, ist einerley. Und niemals hat wohl ein griechischer Tyrann so viel Schmeicheleyen angehört, als sich ein mittelmäßiger Poet selbst sagt, wenn er den vermeinten göttlichen Dingen, die unter seiner Feder entstanden sind, Weyrauch streut. Man muß es vornämlich von den schlechten Poeten verstehen, wenn Cicero sagt: „Ich weis nicht, was die „Ursache seyn mag, daß in dieser Kunst, mehr als „in andern, einem jeden das Seinige am schönsten „vorkömmt. Ich habe noch keinen Poeten gesehen, „der sich nicht für den Besten gehalten hätte. o) Ein guter Dichter aber ist mit dem, was er zu Pappiere bringt, nicht so leicht zufrieden. Seine Verse sind ihm noch nicht vollkommen gnug nach seinem Sinne, wenn sie schon gut gnug sind, andern zu gefallen, und die Mühe, welche er darauf zu wenden, sich nicht enthalten kann, um sie völlig nach seinem Sinne zu verbessern, macht ihn oft gegen sich selbst unwillig.

Zehen-

o) In hoc enim genere nescio quo pacto magis quam in aliis suum cuique pulcherrimum est. Adhuc neminem cognovi poetam, qui sibi non optimus videretur. *Tusc.* Lib. V.



Zehender Abschnitt.

Von der Zeit, in welcher die Genies zu der Geschicklichkeit gelangen, deren sie fähig sind.

Die Zeit, in welcher die Genies zu der Geschicklichkeit gelangen, deren sie fähig sind, ist verschieden. Erstlich bilden sich diejenigen, welche zu Dingen gebohren sind, die viel Erfahrung und einen reifen Verstand erfodern, später als die, so zu Profeßionen gebohren sind, worinn man es mit ein wenig Klugheit und viel Einbildungskraft weit bringen kann. Z. E. ein grosser Minister, ein grosser General, ein grosser Rechtsgelehrter, werden das, was sie zu werden fähig sind, in einem spätern Alter, als Mahler und Dichter den Grad der Vortrefflichkeit erreichen, den ihnen ihre Fähigkeit zu erreichen erlaubt. Die erstern müssen sich erst durch Kenntnisse und Einsichten bilden, die man nicht anders als durch Erfahrung, und zwar durch eigne Erfahrung, erlangen kann. Ein grosser Verstand, eine feine Einbildungskraft, und selbst ein anhaltender Fleiß können das nicht ersetzen. Kurz, diese Profeßionen erfodern eine reife Beurtheilungskraft, und besonders eine Standhaftigkeit ohne Eigensinn. Ein

Mensch wird zwar mit einer Anlage zu diesen Eigenschaften gebohren, aber er bringt sie nicht schon ausgebildet mit sich zur Welt; man kann sie auch nicht so frühzeitig erlangen.

Da die Imagination weit eher zu ihrer völligen Stärke gelangt, als die Beurtheilungskraft; so brauchen die Mahler, die Dichter, die Tonkünstler und alle diejenigen, bey deren Kunst es hauptsächlich aufs Erfinden ankömmt, nicht so lange Zeit, sich zu bilden. Ich glaube, daß, überhaupt zu reden, das dreyßigste Jahr dasjenige Alter ist, da Mahler und Dichter sich schon auf derjenigen Höhe des Parnasses befinden, welche ihnen ihr Genie zu ersteigen erlaubt. Nachher werden sie zwar correcter und verständiger in ihren Werken, aber nicht fruchtbarer, pathetischer und erhabner.

Zweytens, da ein Genie langsamer ist, als das andre, da ihr Wachsthum durch alle die schon erwähnten Hindernisse aufgehalten werden kann; so habe ich das dreyßigste Jahr nicht als einen schlechterdings unveränderlichen Zeitpunkt angeben wollen, vor und nach welchem man nichts erwarten dürfte. Es kann sich ein Unterschied von fünf oder sechs Jahren zwischen dem Alter befinden, in welchem zween grosse Mahler, oder zween grosse Dichter zu ihrer völligen Reife gelangen. Bey dem einen kann es in seinem acht und zwanzigsten Jahre, und bey dem andern erst im drey und dreyßigsten

sten geschehen. Racine war seit seinem acht und zwanzigsten Jahre ausgebildet. Hingegen La Fontaine war weit älter, als er die ersten von seinen vortrefflichen Werken verfertigte. Diejenige Gattung der Poesie, auf welche sich ein junger Mensch legt, kann ebenfalls dieses glückliche Jahr weiter hinaus setzen. Moliere war vierzig Jahre, als er die ersten Lustspiele verfertigte, welche würdig sind, unter die Zahl derer gerechnet zu werden, die ihm seinen Ruhm erworben haben. Aber um diese zu verfertigen, war es nicht genug, daß Moliere ein grosser Dichter war: Er mußte sich auch eine Kenntniß der Menschen und der Welt erworben haben, die man nicht so zeitig bekömmt, und ohne welche gleichwohl der beßte Dichter nur mittelmässige Lustspiele machen wird. Der tragische Poet muß die Staffel der Vollkommenheit, auf die er zu kommen fähig ist, frühzeitiger ersteigen können, als der komische Dichter. Genie und eine allgemeine Kenntniß des menschlichen Herzens, die man sich durchs Studiren in einigen Jahren erwerben kann, sind hinlänglich, wenn man ein vortreffliches Trauerspiel machen will. Aber ein eben so schönes Lustspiel zu machen, muß man Genie besitzen, studirt, und lange in der Welt gelebt haben. In der That, wenn man ein vortreffliches Lustspiel verfertigen will, so muß man wissen, worinnen der Unterschied liegt, den das Alter, die Erziehung und die Lebensart unter Personen macht, deren natürlicher Charakter einerley ist. Kurz, man muß das menschliche Geschlecht aus dem Grunde kennen,

und die Sprache jeder Leidenschaft, jedes Alters und jeder Lebensart wissen. Zehn Jahre sind nicht zu viel, um so viel Sachen zu lernen.

Grosse Genies erreichen natürlicher Weise den Gipfel ihrer Vollkommenheit etwas später, als diejenigen, welche nicht so erhaben, und nicht so ausgearbeitet sind. Grosse Genies haben mehr zu verrichten, als die andern; sie sind wie diejenigen Bäume, welche vortreffliche Früchte tragen, ob sie gleich im Frühlinge noch kaum einige Blätter haben, wenn die andern Bäume schon ganz mit Laube bedeckt sind. Quintilian, den seine Lebensars verband, den Charakter der Kinder zu studiren, redet mit ungemeiner Einsicht von dem, was man gemeiniglich einen frühzeitigen und einen späten Verstand nennt. Wenn der Körper, sagt er, in der Kindheit nicht fleischigt ist, so wird er im erwachsenen Alter keine vollkommne Bildung bekommen. Ein Kind, dessen Gliedmaassen allzufrühzeitig eine vollkommne Proportion haben, wird bey heranwachsendem Alter schwach und mager. Eben so geben mir diejenigen Kinder am wenigsten Hoffnung, welche man gemeiniglich für die beßten Köpfe hält, weil sie einen gesetztern Verstand haben, als andere. Denn dieser allzufrühe Verstand kömmt blos von der Schwäche ihres Geistes her; „so wie jener ihr Körper mehr darum „nicht kränklich ist, weil er eben keine verdorbnen „Säfte hat, als deswegen, weil er dauerhaft ge-

„baut

„haut und an Lebensgeistern reich ist.„ a) Diese Stelle, davon ich nur einige Züge angeführt habe, verdient ganz nachgelesen zu werden.

Gleichwohl halten gemeiniglich die Lehrmeister einen solchen Charakter für das beßte Zeichen. Ich rede von den gemeinen Lehrmeistern; denn wenn der Lehrmeister selbst Genie hat, so wird er einen Schüler von achtzehn Jahren, der ebenfalls Genie besitzt, leicht von den andern unterscheiden: Er wird ihn sogleich an der Art erkennen, mit der er sich den Unterricht zu Nutze macht, und an den Einwürfen, die er vorbringt. Kurz, er wird ihn erkennen, weil er sehen wird, daß er eben das thut, was er selbst that, als er ein Schüler war. Auf diese Art hatte Scipio das Genie des Marius erkannt; daher gab er denen, die ihn fragten, wer fähig wäre, nach seinem Tode Feldherr zu werden, zur Antwort: Marius. Gleichwohl hatte Marius, der damals nur erst Unterbefehlshaber war, noch nichts Merkwürdiges gethan, er hatte noch keine von den Eigenschaften an den Tag gelegt, aus denen Leute von gewöhnlichem Verstande hätten schlies-

a) Erit illud plenius interim corpus, quod mox adulta aetas astringat. Hinc spes roboris; maciem namque et infirmitatem in posterum minari solet protinus omnibus membris expressus infans. - - - Illa mihi in pueris natura minimum spei dabit, in qua ingenium judicio praesumitur - - - Macies illis pro sanitate et judicii loco infirmitas est. *Quint.* Lib. II, c. 4.

hat, gemäßigt in seinem Schwunge, gesetzt in seinen Erfindungen, und richtig in seinen Ausarbeitungen zu werden, desto weiter kömmt er gemeiniglich. Der Mittag eines Sommertages ist weiter vom Morgen entfernt, als der Mittag eines Wintertages. Die Kirschen werden bey der ersten heissen Witterung reif, die Weintrauben aber gelangen nicht anders, als durch Hülfe des Sommers und der Laulichkeit des Herbstes, zu ihrer Zeitigung. Die Natur, sagt Quintilian, will nicht, daß etwas Grosses in kurzer Zeit zu Stande komme. Je vortrefflicher ein Werk ist, desto mehr Schwierigkeiten hat man zu übersteigen, ehe man es zu Ende bringt. Dieses ist die Meynung des angezogenen Scribenten, der sich gewiß darauf verstand, ob er gleich den Cartesius nicht gelesen hatte. c) Je biegsamer also die Nerven eines Gehirnes seyn sollen, und ie mehr ihrer sind, desto mehr Zeit müssen sie haben, um alle die Eigenschaften zu erlangen, deren sie fähig sind.

Grosse Meister studiren also länger, als Künstler vom gemeinen Schlage. Sie sind, so zu reden, länger Lehrlinge, weil sie noch in einem Alter lernen, wo die gemeinen Künstler das wenige schon wissen, das sie zu wissen fähig sind. Die Benennung eines Lehrlinges darf Niemanden befremden; denn es giebt Lehrlinge, die schon mehr werth sind, als Meister, ob gleich diese weniger Fehler machen, als

c) *Quint.* Lib. X. c. 2.

als jene. Sed et his non labentibus nulla laus, illis nonnulla laus, etiamsi labantur. d)

Als Guido und Domenichino jeder ein Gemählde in der kleinen St. Andreaskirche, die auf dem Monte Coelio in dem Garten des Klosters St. Gregorii gebauet ist, verfertigt hatten, mußte Annibal Caraccio ihr Lehrer entscheiden, welcher von diesen beyden Schülern den Vorzug verdiente. Das Gemählde des Guido stellt den h. Andreas vor, wie er vor dem Kreutze kniet; und das Gemählde des Domenichino bildet die Geisselung dieses Apostels ab. e) Es sind grosse Stücke, wo diese beyden Wetteiferer vollkommne Gelegenheit hatten, ihr ganzes Genie sehen zu lassen, und sie führten diese Stücke mit so viel grössern Eifer aus, weil sie al Fresco einander gegenüber gemahlt wurden, und also gleichsam beständige Gegner bleiben, und den Wettstreit der beyden Künstler verewigen sollten. Guido, sagte Caraccio, hat als ein Meister gemahlt, und Domenichino als ein Schüler; aber, setzte er hinzu, der Schüler ist mehr werth, als der Meister. Wirklich sieht man in dem Gemählde des Domenichino Fehler, welche Guido in dem seinigen nicht gemacht hat; aber man trifft auch neue Züge darinnen

d) *Plin. Ep.*

e) Domenichino hat diese Geschichte noch einmal in der Kirche St. Andrea della Valle wiederholt.

innen an, die in dem Gemählde seines Nebenbuhlers nicht befindlich sind. Man bemerkt ein Genie darinnen, das sich zu Schönheiten erhebt, zu denen sich das sanfte und ruhige Genie des Guido nicht schwingen konnte.

Je höher sich die Menschen erheben können, desto mehr Stufen haben sie zu steigen, ehe sie auf den Gipfel ihrer Höhe gelangen. **Horaz** mußte schon ganz ausgebildet seyn, da er sich als Poet bekannt machte; **Virgil** war beynahe dreyßig Jahre alt, als er seine erste Ekloge verfertigte; **Racine** war fast eben so alt, als er seine Andromache aufführen ließ, welche man für das erste Trauerspiel dieses grossen Dichters halten muß. **Corneille** war noch älter als dreyßig Jahre, da er den **Cid** verfertigte: **Moliere** hatte in diesem Alter noch keines von den Lustspielen gemacht, die ihm den Ruhm erworben haben, den er hinterlassen hat. **Boileau** war dreyßig Jahre alt, als er seine Satyren so lieferte, wie wir sie noch haben. Es widersprechen zwar die Jahrzahlen, welche man in einer nach seinem Tode herausgekommenen Ausgabe seiner Werke zu jedem Stücke gesetzt hat, dieser Meynung; allein diese Jahrzahlen sind, meines Erachtens, sehr ungültige Beweise, da oft die Gedichte selbst, vor denen sie stehen, ganz offenbar die Unrichtigkeit derselben darthun. **Raphael** war ohngefähr dreyßig Jahre alt, als er sein edles und erhabnes Genie im **Vatikan** an den Tag legte. Daselbst siehet man

seine

seine ersten Werke, die des grossen Namens würdig sind, den er nunmehr hat.



Eilfter Abschnitt.

Was für Werke sich für Leute von Genie schicken; und von den Künstlern, welche die Manier andrer nachmachen.

Leute von Genie, die auf ihren Ruhm halten, sollten wenigstens nichts als grosse Werke an das Licht bringen, weil sie ohnedieß ihre Lehrlingsstücke den Augen der Welt nicht haben entziehen können. Sie würden durch diese Vorsicht vielen unangenehmen Vergleichungen zuvorkommen. Wenn ein Dichter oder Mahler, welcher der stärksten Begeisterung fähig ist, Gedichte von einer kleinen Anzahl Verse, oder Gemählde verfertigt, die nicht mehr als eine Figur ohne Ausdruck, und in einer gemeinen Stellung enthalten; so sind dergleichen Werke unangenehmen Vergleichungen ausgesetzt. Da man ohne Genie wohl vier oder fünf glückliche Verse machen, oder eine H. Maria mit dem Kinde auf dem Schoosse ganz gut mahlen kann, ohne eben ein grosser Mahler zu seyn; so läßt sich der Unterscheid zwischen dem gemeinen Mahler und

 dem

dem göttlichen Künstler, in dergleichen eingeschränkten Werken, nicht auf eine so deutliche Weise merken, als er in zusammengesetztern Stücken, die einer grössern Anzahl von Schönheiten fähig sind, in die Augen fällt. In den letztern offenbart sich dieser Unterscheid in seiner ganzen Stärke.

Man hat einige h. Jungfrauen von Carl Maratti, welche, wie die Freunde dieses Mahlers behaupten, der Schönheit derer, die Raphael gemacht hat, ziemlich nahe kommen; und man kann nicht sagen, daß dieses Urtheil übertrieben sey. Welch ein Unterschied ist gleichwohl zwischen den grossen Compositionen dieser beyden Mahler, und wem ist es jemals in den Sinn gekommen, sie darinn mit einander zu vergleichen? Obgleich der Eigendünkel den Mahlern so gewöhnlich ist als den Poeten, so hielt sich doch Carl Maratti selbst nicht für würdig, seinen Pinsel mit Raphaels zu vermischen. Kurz vor dem Jubeljahre 1700 wollte man das Deckenstücke der Gallerie des Palastes ausbessern, den man zu Rom das kleine Farnese nennt. Dieses Haus wurde unter der Regierung Leons des zehenden von Augustin Chigi gebauet. Die Mahlereyen, welche dieser Chigi in diesem Hause vom Raphael verfertigen ließ, haben den Namen Chigi in Europa eben so berühmt gemacht, als Papst Alexander der siebende. Carl Maratti war, als der größte Mahler in Rom, ausersehen worden, die Ausbesserung dieses Deckenstückes zu übernehmen, auf welchem Raphael die Ge-

Geschichte der Psyche vorgestellt hat, aber dieser bescheidene Mann wollte es nur mit Pastellfarben ausbessern; daß wenn sich, wie er sagte, einmal jemand finden sollte, der würdiger ist, als ich, seinen Pinsel mit Raphaels Pinsel zu vergesellschaften, er meine Arbeit auslöschen, und an deren Stelle die seinige setzen könne.

Van der Meulen würde ein Pferd eben so gut gemahlt haben, als Le Brün, und Baptiste würde einen Korb mit Blumen besser gemacht haben, als Poußin. Um es mit einem Beyspiele aus der Poesie zu bestätigen, so hat Boileau Sinngedichte gemacht, die den Sinngedichten zweener oder dreyer Dichter nicht beykommen, welche sich ihm nicht würden gleich setzen wollen. Man kann den Vorzug eines Rennpferdes vor dem andern nicht gut erkennen, wenn ihre Rennbahn nicht lang genug ist. Es wäre überflüßig, hier zu erklären, was ich unter einem kleinen Werke verstehe: Denn ein Gemählde von drey Fuß kann bisweilen ein grosses Werk, und ein Gedicht von dreyhundert Versen ein grosses Gedicht seyn.

Ich will noch eine Anmerkung über diejenigen Werke hinzuthun, welche nicht viel Erfindung erfodern. Die Betrüger in der Mahlerey können solche Werke weit leichter nachahmen, als diejenigen, wobey die ganze Einbildungskraft des Künstlers Gelegenheit gehabt hat, sich auszubreiten. Die Mahler der Pastichen, welches Gemählde

 sind,

sind, die in der Manier eines grossen Künstlers gemahlt, und für die seinigen ausgegeben werden, ob er sie gleich niemals gesehen hat; diese Pastichenmacher, sage ich, können nicht leicht die Anordnung, das Colorit und den Ausdruck grosser Meister nachmachen. Man kann wohl die Hand eines andern nachahmen, aber der Geist eines andern läßt sich, wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist, nicht eben so leicht nachahmen; gleichwie man die Denkungsart eines andern nicht, wie seine Aussprache, annehmen kann.

Ein mittelmäßiger Mahler, der eine grosse Composition vom Domenichino oder Rubens nachmachen wollte, würde uns eben so wenig betrügen, als wenn er ein Stück unter des Giorgione oder Titians Namen machen wollte. Man müßte ein Genie haben, das dem Genie des Mahlers, den man nachmachen will, beynahe gleich wäre; wenn man es dahin bringen wollte, daß andre unsre Arbeit für die seinige ansähen. Man kann also das Genie grosser Männer nicht nachmachen; aber es glückt einem zuweilen, ihre Hand nachzumachen, das heißt, ihre Art die Farben aufzutragen, gewisse Züge zu treffen, die Kopfstellungen, deren sie sich am oftesten bedient haben, und das, was etwa Fehlerhaftes in ihrer Arbeit seyn mögte. Es ist leichter die Fehler der Menschen, als ihre Vollkommenheiten nachzuahmen. Man tadelt z. E. am Guido, daß er seine Köpfe allzu platt gemacht habe. Es fehlt ihnen oft an Rundung,

weil sich ihre Theile nicht von einander losmachen, und sich nicht genug einer über den andern erheben. Will man nun dem Guido hierinnen ähnlich werden, so darf man nur nachläßig seyn, und sich nicht die Mühe nehmen, dasjenige auszuüben, was man nach den Regeln der Kunst thun muß, wenn die Köpfe ihre gehörige Rundung bekommen sollen.

Jordano, der Neapolitaner, den seine Landsleute den Beynamen Il fa presto gaben, war nach dem Teniers einer der größten Pastichenmacher, die iemals die Liebhaber hintergangen haben. Weil es ihm geglückt war, einige Köpfe des Guido nachzumachen, so war er stolz genug, sich an grosse Compositionen in dem Geschmacke dieses liebenswürdigen Künstlers und anderer Schüler des Caraccio zu wagen. Alle diese Gemählde, welche verschiedne Begebenheiten des Perseus vorstellen, sind zu Genua in dem Palaste des Marchese Grillo befindlich, welcher den Nachmacher besser bezahlte, als die grossen Meister, die er nachäffte, zu ihrer Zeit bezahlt worden waren. Man wundert sich zwar, wenn man diese Gemählde sieht, aber blos darüber, daß ein Mahler, der nicht ohne Talente war, seine Zeit und Mühe nicht besser angewandt, und daß ein genuesischer Herr sein Geld nicht besser genußt hat.

Eben so ist es in der Posie. Ein Mensch ohne Genie, der viele Verse gelesen hat, kann zwar, wenn er das Gelesene auf eine gute Art zusammen

setzt, ein Sinngedicht machen, welches den Sinngedichten des Martial so sehr ähnlich ist, daß man es für eines von diesem Poeten halten könnte. Aber derjenige, der etwa zu seinem Vergnügen ein dreyzehendes Buch zur Aeneis machen, und hernach die Kühnheit haben wollte, es für ein Werk des Virgils auszugeben, würde Niemanden damit betrügen. Muretus könnte zwar wohl sechs Verse machen, welche für Ueberbleibsel des Trabea, eines lateinischen komischen Poeten, der sechshundert Jahre nach der Erbauung von Rom lebte, gehalten wurden.

Here, si querelis, eiulatu, fletibus
Medicina fieret miseriis mortalium;
Auro parandae lacrymae contra forent.
Nunc haec ad minuenda mala non magis valent,
Quam naenia Praeficae ad excitandos mortuos.
Res turbidae consilium non fletum expetunt.

Joseph Scaliger wurde durch diese Verse so hintergangen, daß er sie in seinem Commentarius über den Varro, als ein in einer alten Handschrift gefundenes Fragment des Trabea anführt. a) Hätte aber Muretus eine ganze Komoedie des Terenz unterschieben wollen, so würde er den Scaliger nicht damit haben betrügen können. Es sollten also Leute, die für ihren Nachruhm besorgt sind, künftigen Betrügern nicht Gelegenheit geben, ihnen Werke zuzuschreiben, die sie nicht gemacht haben.

a) Pag. 212. Edit. A. 1573.

ben. Es ist genug, daß man seine eignen Fehler bey der Nachwelt zu verantworten hat.



Zwölfter Abschnitt.

Von den berühmtesten Jahrhunderten, und von dem Antheile, den die moralischen Ursachen an dem Wachsthume der Künste haben.

Nicht alle Jahrhunderte sind gleichmäßig fruchtbar an grossen Künstlern. Selbst diejenigen Leute, welche am wenigsten aufgelegt sind, nachzudenken, machen oft die Anmerkung, daß es Jahrhunderte gegeben habe, wo die Künste gleichsam verwelkt waren, da hingegen Künste und Wissenschaften in andern Jahrhunderten Blumen und Früchte im Ueberflusse hervor trieben. Was für ein Vergleich zwischen den Werken der Dichtkunst aus dem Jahrhunderte des August, und denen aus dem Jahrhunderte des Gallienus! War nicht die Mahlerey, in den beyden Jahrhunderten vor Leo dem zehnden, eine ganz andere Kunst, als in dem Jahrhunderte dieses Papstes? Jedoch der Vorzug gewisser Jahrhunderte vor den andern ist allzubekannt, als daß ich nöthig hätte, erst einen Erweis darüber zu führen: Es ist

nur die Frage, ob sich die Ursachen entdecken lassen, welche dem einem Jahrhunderte so grosse Vorzüge vor den andern geben.

Ehe ich mit meiner Untersuchung den Anfang mache, muß ich meine Leser um Erlaubniß bitten, das Wort **Jahrhundert** hier in einer Bedeutung zu nehmen, die von dem eigentlichen Sinne dieses Wortes ein wenig abgeht. Ich werde es bisweilen brauchen, eine Zeit von sechzig oder siebzig Jahren damit anzudeuten. Ich glaube zu dieser Freyheit um so viel mehr berechtigt zu seyn, da doch ein Jahrhundert im Grunde eine willkührliche Epoche ist, die man blos angenommen hat, um sich die Schwierigkeiten in der Chronologie zu erleichtern. Es geht in einem Zeitraume von hundert Jahren nicht etwa eine physische Veränderung in der Natur vor, so wie der Umlauf der Sonne in Zeit von einem Jahre. Das Wort **Menschenalter** deutet eine allzukurze Zeit an, als daß ich mich desselben hier bedienen könnte; und überhaupt ist man schon gewohnt, sich des Wortes **Jahrhundert** zu bedienen, wenn man von den glücklichen Zeiten redet, in denen Künste und Wissenschaften ausserordentlich geblühet haben: Man ist schon gewohnt, in diesem Falle zu sagen, und sagen zu hören: Das Jahrhundert des August, das Jahrhundert des Alexanders, das Jahrhundert Ludwigs des Grossen.

Man

Man sieht offenbar, daß die moralischen Ursachen an dem sichtbaren Unterschiede, der sich zwischen den Jahrhunderten befindet, vielen Antheil haben. Ich nenne hier diejenigen Ursachen moralisch, welche etwas zur Aufnahme der Künste beytragen, ohne eigentlich den Künstlern mehr natürliche Geschicklichkeit zu ertheilen, oder mit andern Worten, ohne eine Veränderung in der Natur hervorzubringen; solche, die den Künstlern blos Gelegenheit geben, ihr Genie auszubilden, weil sie ihnen die Arbeit leichter machen, und sie durch Nacheiferung und Belohnungen zum Studiren und zum Fleisse aufmuntern. Ich zähle also unter die moralischen Ursachen des Wachsthums der Künste, den glücklichen Zustand, worinnen sich ein Land befindet, wenn Dichter und Mahler ihren Flug nehmen; die Neigung ihres Fürsten und ihrer Mitbürger zu den schönen Künsten, und endlich die vortrefflichen Lehrmeister selbiger Zeit, welche jungen Leuten den kürzesten und sichersten Weg zur Vollkommenheit zeigen. Läßt sich wohl noch zweifeln, daß Raphael vier Jahre eher zu seiner Grösse gelanget seyn würde, wofern er der Schüler eines andern Raphaels gewesen wäre? Glaubt man wohl, daß ein Genie zur Mahlerey während des verderblichen fünf und dreyßigjährigen Krieges in Frankreich, der sich durch den Frieden zu **Vervins** endigte, eben so viel Gelegenheit sich vollkommen zu machen, eben so viel Aufmunterungen dazu gehabt haben würde, als wenn es im Jahre 1660 seinen Flug begonnen hätte?

Kön-

Können wohl die Mitbürger grosser Künstler den Künsten diejenige Aufmerksamkeit schenken, durch welche sie so kräftig aufgemuntert werden, wofern sie nicht zu einer Zeit leben, da die Menschen mehr auf ihr Vergnügen, als auf ihre Nothdurft denken dürfen? Nun setzt diese allgemeine Aufmerksamkeit auf Ergötzlichkeiten eine lange Reyhe Jahre voraus, die von der Furcht und Unruhe frey sind, welche der Krieg nach sich zieht, wenigstens ein solcher Krieg, worinnen die Privateigenthümer um ihr Vermögen kommen können; weil dergleichen Kriege die Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft, deren Mitglieder wir sind, in Gefahr bringen. Der Geschmack an den schönen Künsten kam bey den Römern nicht auf, so lange sie in ihrem eignen Lande einen Krieg führten, der, wenn er einmal unglücklich ausfiel, den Untergang der Republik nach sich ziehen konnte; weil der Feind, wenn er eine Schlacht gewann, nichts hinderte, sein Lager am Ufer der Tiber aufzuschlagen. Die Römer fiengen nicht eher an, Verse und Gemählde zu lieben, als bis sie den Schauplatz ihrer Kriege nach Griechenland, Africa, Asien und Spanien versetzt hatten; bis die Schlachten, welche sie lieferten, nicht mehr die Wohlfahrt des Staates, sondern nur seine Ehre und die Grösse seiner Herrschaft entschieden.

a) Et post Punica bella quietus quaerere coepit,
Quid Sophocles et Thespis et Aeschylus vtile ferrent.

Die

a) *Hor.* Ep. II. L. 2.

Die Belohnungen des Fürsten folgen auf die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen. Wenn der Landesherr seine Gunstbezeugungen nach Verdiensten austheilt; so sind sie eine grosse Aufmunterung für Künstler; denn sie hören auf, solches zu seyn, wenn sie Leuten ohne Verdienst gegeben werden. Ja es wäre besser, daß der Monarch gar keine Gnadengeschenke austheilte, als daß er sie ohne Wahl und Unterscheidung austheilt. Ein geschickter Mann kann sich darüber trösten, daß man seine Kunst mit Verachtung ansieht; ein Dichter kann es geschehen lassen, wenn man kein Liebhaber der Poesie ist; aber er kömmt vor Verdruß ausser sich, wenn er Werke krönen sieht, die den seinigen nicht beykommen. Eine solche Ungerechtigkeit, die ihn persönlich trifft, kränkt ihn in der Seele, und er entsagt, so viel ihm möglich ist, der Poesie auf immer.

Die Menschen schmeicheln sich nicht so sehr in ihrem Herzen, als man gemeiniglich glaubt. Sie muthmassen es wenigstens halb, wie groß etwann ihre wirklichen Verdienste seyn mögen, und legen sich im Grunde ihres Herzens ungefähr eben den Werth bey, in welchem sie bey der Welt stehen. Leute, die weder Fürsten, noch Minister, noch allzunahe Anverwandten eines von diesen beyden sind, haben so häufige Gelegenheiten zu erfahren, wofür man sie hält, daß sie zuletzt wenigstens eine Vermuthung davon bekommen müssen, wenn sie nicht ohne allen Verstand sind. Man bewundert sich nicht lange

ganz

ganz allein, und es konnte dem Cotin nicht verborgen bleiben, daß seine Verse von dem Publico ausgelacht würden. Folglich ist die hohe Meynung, welche mittelmäßige Dichter von sich zu haben scheinen, oft blosse Verstellung: Sie denken nicht so gut von ihren Werken, als sie davon sprechen. Läßt sich wohl daran zweifeln, daß Dichter nicht allemal aufrichtig sind, wenn sie von ihren Versen reden? Reden sie nicht wider ihr eigen Gewissen, wenn sie behaupten, daß dasjenige von ihren Werken, woraus das Publicum am wenigsten macht, gerade das beßte sey? Aber sie wollen gern demjenigen Gedichte aufhelfen, welches Schutz von nöthen hat, und stellen sich deswegen, als wenn sie es ganz vorzüglich liebten; sie dahingegen diejenigen von ihren Werken, die sich durch eigne Kräfte aufrecht erhalten können, ihrem Schicksale überlassen. Corneille sagte oft, Attilla sey sein schönstes Stück, und Racine gab zu verstehen, daß er die Berenice unter allen seinen Tragoedien am liebsten hätte.

Grosse Künstler müssen also nicht nur belohnt, sondern auch auf eine vorzügliche Weise belohnt werden. Ohne diesen Vorzug hören Geschenke auf, Belohnungen zu seyn, und werden zu einem blossen Solde, den schlechte und gute Künstler ohne Unterschied bekommen: Kein Mensch hält sich dadurch für geehrter. Der römische Soldat würde nicht so viel aus dem Kranze von Eichenlaube gemacht haben, um dessentwillen er sich den größten Gefahren

aus-

aussetzen, wenn dieser Kranz, viermal nacheinander, aus Privatgunst, Personen ertheilt worden wäre, die ihn nicht verdient gehabt hätten.

Man merkt an, daß die moralischen Ursachen in den Jahrhunderten, da die Dichtkunst und Mahlerey blüheten, die Künste sehr begünstigt haben. Die Chroniken des menschlichen Geschlechtes erwähnen vier Zeitalter, deren Productionen von allen folgenden Jahrhunderten bewundert worden sind. Diese glücklichen Zeitalter, worinnen die Künste zu seiner Vollkommenheit stiegen, welche sie zu anderer Zeit nicht erreicht haben, sind: Das Jahrhundert, welches zehn Jahre vor der Regierung des **Philippus**, des Vaters Alexanders des Grossen seinen Anfang nimmt; das Jahrhundert des **Julius Cäsar** und des August; die Zeiten Papst **Julius** II. und Leo des zehnden, und endlich das Jahrhundert unsers Königes Ludwigs des vierzehnden.

Griechenland fürchtete sich zu des **Philippus** Zeiten nicht mehr vor den Einfällen der Barbaren. Die Kriege, welche die Griechen unter einander selbst führten, waren nicht so verderblich für die Gesellschafft, als diejenigen, worinnen die Menschen von Haus und Hofe verjagt, und durch fremde Feinde zu Sklaven gemacht werden, dergleichen die Kriege waren, mit denen die ungeschlachten Eroberer aus Norden das römische Reich anfielen. Die damaligen Kriege der Griechen waren denen

ähn-

ähnlich, die so oft auf den Gränzen der spanischen Niederlande geführt werden, wo das Volk zwar Gefahr läuft, unter andre Bothmäßigkeit zu kommen, nicht aber in die Sklaverey zu gerathen, und das Eigenthum über sein Vermögen zu verlieren; mit einem Worte, wo man den Uebeln nicht ausgesetzt ist, welche der Krieg zwischen den Türken und Christen mit sich führt. Die Kriege der Griechen unter einander waren, was man regelmäßige Kriege nennt; Kriege in denen die Menschlichkeit öfters so gar mit einer Art von Höflichkeit ausgeübt wurde. Es war ein Gesetz des damaligen Völkerrechtes, daß man die Trophäen nicht niederreissen durfte, welche der Feind, zur Verewigung seines Ruhmes und zur Schande des Ueberwundenen, hatte aufführen lassen. Alle Gesetze des Völkerrechtes aber, wodurch sich Menschengefechte von den Kämpfen wilder Thiere unterscheiden, wurden damals so heilig beobachtet, daß die Rhodier, um das Siegeszeichen, welches Artemisia nach Eroberung dieser Stadt darinnen hatte aufrichten lassen, aus dem Gesichte zu bringen, lieber ein Gebäude rings um dasselbe aufführen lassen, als es zerstören wollten. Zudem war ganz Griechenland voller Freystätte, vor denen beyde Theile die größte Ehrerbietung hatten. In diesen geheiligten Oertern herrschte allzeit eine vollkommene Neutralität, und der erbittertste Feind unterstand sich nicht, den schwächsten daselbst anzugreifen. Aus der Verwunderung, worein, nach Livius Berichte, die Griechen, über die mörderischen Waffen der Römer, und über ihr Gemetzel

metzel in dem Treffen, geriethen, läßt sich abnehmen, wie weit weniger blutdürstig es in den Schlachten der Griechen hergieng. Diese Verwunderung war dem Erstaunen gleich, worein die Italiener gesetzt wurden, als sie, bey dem Feldzuge unsers Königes Karls VIII nach Neapel, die Art der Franzosen, Krieg zu führen, sahen.

Ein jeder griechische Bürger, wes Standes er auch seyn mochte, mußte, in den glücklichen Tagen Griechenlandes, natürlicher Weise ein sehr bequemliches Leben führen können. Die Gesellschaft bestand damals aus Herren und Sklaven, und von diesen letztern hatte sie weit mehr Vortheile, als sie von einem Pöbel haben kann, der schlecht erzogen ist, der bloß deswegen arbeitet, weil ihn die Noth dazu treibt, und dem es, wenn er sich endlich dazu gezwungen sieht, noch dazu an allen dem fehlt, was er nöthig hätte, wenn er mit Nutzen arbeiten sollte. Der Wespen und Hornissen waren damals, gegen die Bienen gerechnet, weit weniger, als heut zu Tage. So erzogen z. E. die Griechen nicht einen Theil ihrer Bürger, um Leute aus ihnen zu machen, die zu allen andern Dingen, ausser zum Kriegführen, untauglich seyn sollten. Der größte Theil der Nation machte damals aus dem Vergnügen seine Hauptbeschäfftigung, so wie bey uns diejenigen, welche durch ihre Geburt hundert tausend Livres jährliche Einkünfte haben; und das schöne Klima ihres Vaterlandes begabte sie mit vieler Empfindung gegen alle Vergnügungen des Geistes, unter denen

die Poesie und Mahlerey die reizendesten sind. Daher wurden alle Griechen Kenner, wenigstens erwarben sie sich Geschmack gnug, richtige Vergleichungen zwischen den Kunstwerken anstellen zu können.

Folglich wurde in Griechenland ein Künstler so bald berühmt, als er es verdiente, und nichts adelte daselbst einen Menschen mehr, als der Titel eines Virtuosen oder Weisen. Ein Mann von gemeiner Herkunft wurde durch Verdienste dieser Art einer von den Grossen, und hatte nicht weniger Ansehen und Vorzüge, als die Vornehmsten in der Republik.

Die Griechen waren für alle Talente, welche Annehmlichkeiten in die menschliche Gesellschaft bringen, so eingenommen, daß es ihre Könige nicht für unanständig hielten, Schauspieler zu ihren Ministern zu machen. b) Cornelius Nepos sagt, jeder Grieche habe können auf öffentlicher Schaubühne eine Rolle spielen, ohne daß solches seiner Ehre nachtheilig gewesen sey, worinnen aber die römischen Sitten von den griechischen weit abgiengen. c)

Die

b) *Liv.* Hist. L. XXIIII. *Quint.* Decl. de Orat.

c) In scenam vero prodire et populo esse spectaculo nemini in eisdem gentibus fuit turpitudini, quae omnia apud nos partim infamia, partim humilia, partim ab honestate remota ponuntur. *Corn. Nep.* in praefatione.

Die Gelegenheiten, Beyfall und vorzügliche Ehrenbezeugungen vor den Augen eines ganzen zahlreichen Volkes zu erhalten, waren noch ausserdem in Griechenland sehr häufig. So wie man in unsern Zeiten bisweilen Congresse anstellt, wo die Bevollmächtigten der europäischen Könige und Staaten zusammenkommen, Frieden zu schliessen und die Schicksaale der Nationen zu entscheiden; eben so hielt man in Griechenland von Zeit zu Zeit gewisse Zusammenkünfte, wo Jedermann, der vornehm oder berühmt war, hinkam, um zu beurtheilen, wer der größte Mahler, der rührendeste Dichter und der beste Athlet sey. Dieses war der eigentliche Bewegungsgrund, der eine so grosse Menge Menschen anlockte, sich bey den Spielen einzufinden, die in verschiednen griechischen Städten gehalten wurden. Die öffentlichen Spatziergänge, wo die Poeten ihre Verse vorlasen, und die Mahler ihre Gemählde ausstellten, waren die Orte, wo sich die grosse und schöne Welt versammelte. Die Werke grosser Künstler wurden damals nicht als ein gewöhnliches Hausgeräthe angesehen, welches nur zur Verschönerung der Zimmer eines Privatmannes da ist. Man betrachtete sie als die Kostbarkeiten des Staates, als die Schätze des gemeinen Wesens, zu deren Genuß jedweder Bürger ein Recht hätte. d) Nun schliesse man auf den Eifer, mit welchem damals Mahler

d) Non enim parietes excolebant dominis tantum, nec domos vno in loco mansuras; quae ex incendio rapi non possent. Omnis eorum ars vrbibus excubabat, pictorque res communis terrarum erat. *Plin. Hist.* L. 35.

und Poeten ihre Talente zur Vollkommenheit zu bringen suchten, von den hitzigen Bemühungen unserer Zeitgenossen, grosses Vermögen zu sammlen, und zu hohen Staatsbedienungen zu gelangen. Auch haben die Musen, wie Horaz sagt, den Griechen einen erfindungsreichen Geist und die Kunst des Ausdruckes verliehen, um sie für die Verehrung zu belohnen, die ihnen von den Griechen, welche nach nichts, als nach Ruhme geitzen, erwiesen wurde.

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui, praeter laudem nullius auaris. e)

Wenn man betrachtet, in was für einem Zustande Rom sich damals befand, als Virgil, Pollio, Varius, Horaz, Tibull und ihre Zeitgenossen der Poesie so viel Ehre machten; so sieht man, daß diese Stadt zur selbigen Zeit die blühende Hauptstadt des größten und glücklichsten Reiches war, welches man noch je gesehen hatte. Das nunmehr ruhige Rom genoß nach vieljährigen Unruhen und bürgerlichen Kriegen die Annehmlichkeiten eines friedsamen Lebens, das ihm seit langer Zeit unbekannt gewesen war, und zwar unter der Regierung eines Herrn, welcher die Verdienste wirklich liebte, weil er deren selbst viele hatte Zudem sah sich August genöthigt, einen guten Gebrauch von seiner nur erst entstehenden Gewalt zu machen, um sie desto besser zu befestigen. Er mußte sie also Ministern anvertrauen, welche die Gerech-

e) *Hor. de A. P.*

rechtigkeit liebten, und sich ihrer Macht mit Bescheidenheit bedienten: Daher boten sich Reichthum, Vorzüge und Ehre den Verdiensten ungesucht an. Da ein Hof in Rom etwas Neues und Verhaßtes war, so wollte August, daß man dem seinigen wenigstens nichts weiter vorwerfen könnte, als daß es ein Hof sey.

Wenn wir bis zu dem Jahrhunderte **Leons** des zehenden herab steigen, wo Künste und Wissenschaften, welche tausend Jahre lang in der Vergessenheit gelegen hatten, wieder aus ihrem Grabe hervor giengen; so sehen wir, daß sich unter seiner Regierung **Italien** in dem größten Uberflusse befand, worinnen es noch jemals seit der Regierung der Kaiser gewesen war. Die vielen kleinen Tyrannen, die sich mit ihrer Leibwache in so viele Schlösser verschanzten, und allemal furchtbare Geisseln ihres Landes waren, sie mochten nun in gutem Verständnisse mit einander stehen, oder aufeinander erbittert seyn, waren durch den Muth und die Klugheit Papst **Alexanders VI** ausgerottet worden. Da sich die meisten Städte gegen das Ende des vorhergehenden Jahrhundertes in eine ordentliche und dauerhafte Verfassung eingerichtet hatten, so war dadurch den Empörungen in denselben die Wurzel benommen. Die Kriege auswärtiger Feinde, welche, mit dem Feldzuge **Karls** des achten nach **Neapolis**, ihren Anfang in **Italien** nahmen, waren der Gesellschaft bey weitem nicht so nachtheilig, als die unaufhörliche Furcht, in welcher man vorher immer

stehen mußte, so oft man über Feld gieng, vielleicht von den Banditen eines Bösewichtes, der sich in einer Burg fest gemacht hatte, weggeführt zu werden, oder bey einem entstandenen Aufruhre sein Haus in Brand gesteckt zu sehen. Die Kriege der damaligen Zeiten kamen, wie Hagelwetter, nur stoßweise, und verheerten, wie eben diese Landplage, nur einzelne Striche einer Provinz. Die Kunst ein Land auszusaugen, nur damit sich eine Armee auf den Gränzen desselben erhalten kann, diese verderbliche Kunst, welche die Uneinigkeiten der Monarchen ins Unendliche zieht, und Ursache ist, daß die unglücklichen Folgen des Krieges noch lange nach gemachten Frieden fortdauern, war damals noch nicht erfunden. Es folgten zween Päpste unmittelbar auf einander, welche beyde nach der Ehre strebten, die herrlichsten Denkmäler ihrer Regierung hinter sich zu lassen; folglich mußten sie alle Künstler und Gelehrte, von denen sie verewigt werden konnten, indem jene sich selbst verewigten, ausfindig zu machen und an sich zu ziehen suchen. **Franciscus** der erste, **Karl** der fünfte und **Heinrich** der achte bemühten sich, einander den Vorzug in dieser Ehre streitig zu machen, und begünstigten Künste und Wissenschaften um die Wette. Daher machten auch Wissenschaften und Künste einen erstaunenden Fortgang. Die Mahlerey gelangte in wenig Jahren zur Vollkommenheit. Cum expete-

peteretur a Regibus populisque, illos nobilitante quos dignata esset posteris tradere. f)

Die Regierung unsers letzt verstorbnen Königes war eine glückseelige Zeit für die Künste und Wissenschaften. So bald dieser Monarch angefangen hatte, selbst zu regieren, machte er für Leute von Genie die vortheilhaftesten Einrichtungen, welche nur jemals von einem Könige gemacht worden sind. Der Minister, den er zur Ausführung derselben brauchte, war fähig, ihm darinnen Dienste zu leisten. Colbert belohnte Niemanden deswegen mit seiner Gunst, weil er ihm mit einer niedrigen Geflissenheit seine Aufwartung machte, und etwa einen wahren oder verstellten Eifer für alles, was er wollte, an den Tag legte. Er hatte keine andre Absicht, als die, daß sein König die geschicktesten Leute in seinem Dienste haben mögte. Da nun er allein des Königes Entschliessungen lenkte, und mit dessen Gnade gleichsam nach seinem Belieben schalten konnte, so suchte er diejenigen auf, welche Fähigkeiten hatten, und bot ihnen seine Gewogenheit und Freundschaft an, auch wenn sie sich nicht unterstanden, ihn darum zu ersuchen. Durch die Freygebigkeit des Königes und durch das Verfahren des Ministers hatte man gewiß sein Auskommen, wenn man Verdienste hatte.

f) Damals als sie, die den Namen derjenigen unsterblich macht, die sie des Nachruhms würdig hält, von Königen und Nationen geliebt und verehrt wurde. *Plin.* L. XXXV.



Dreyzehnder Abschnitt.

Es ist wahrscheinlich, daß die physischen Ursachen auch Antheil an dem erstaunenden Wachsthum der Künste und Wissenschaften haben.

Man kann also nicht daran zweifeln, daß die moralischen Ursachen viel zu dem erstaunenden Fortgange beytragen, den Poesie und Mahlerey in gewissen Jahrhunderten machen. Aber sollten nicht auch physikalische Ursachen einen Einfluß dabey haben? Thun sie nichts bey dem bewundernswürdigen Unterschiede, den man in Ansehung der Künste und Wissenschaften zwischen zwey auf einander folgenden Jahrhunderten bemerkt? Werden die moralischen Ursachen nicht von den physikalischen in Bewegung gesetzt? Bilden wohl die Freygebigkeit der Fürsten und der Beyfall der Zeitgenossen berühmte Mahler und Dichter? Oder sind es nicht vielmehr die grossen Künstler, welche diese Freygebigkeit veranlassen, und durch die bewundernswürdigen Werke, die sie hervorbringen, ihren Künsten eine Aufmerksamkeit zuziehen, die ihnen die Welt nicht schenkte, als eben diese Künste noch sehr unförmlich waren? Tacitus macht die Anmerkung, daß diejenigen Zeiten, welche die mei-

meisten grossen Männer hervorbringen, auch am fruchtbarsten an Leuten sind, welche die Verdienste grosser Männer einzusehen und zu schätzen wissen: a) Sollte man nun nicht glauben, daß die Menschen in einem und demselben Lande zu gewissen Zeiten mit mehr Geiste gebohren werden, als zu andern Zeiten? Würde wohl August, hätte er auch zween Mecäne zu Ministern gehabt, würde er wohl, wenn er zu Constantins Zeiten regiert hätte, die Scribenten des vierten Jahrhundertes durch seine Freygebigkeit in Livios und Cicerone haben verwandeln können? Würden Papst Julius der zweyte und Leo der zehende, wenn sie in Schweden regiert hätten, würden sie in diesem mitternächtlichen Erdgürtel durch ihre großmüthigen Belohnungen Raphaele, Bembos und Machiavelle gebildet haben? Sind diese Länder geschickt, grosse Dichter und Mahler hervorzubringen? Kommen nicht auch in denjenigen Ländern, welche dazu geschickt sind, unfruchtbare Jahrhunderte?

Wenn ich hierüber nachgedacht habe, so sind mir oft gewisse Gedanken eingefallen, die ich selbst mehr für schwache Schimmer, als für völliges Licht halte. Ich gestehe, daß ich nach allen darüber angestellten Betrachtungen noch nicht weis, ob es wirklich wahr sey, daß diejenigen, welche in gewissen Jahren gebohren werden, ihre Vorfahren

a) Virtutes iisdem temporibus optime aestimantur, quibus facillime gignuntur. *Tac. in vita Agric.*

und Nachkommen am Umfange und an Stärke des Geistes eben so weit übertreffen, als die ersten Menschen, von denen die heilige und weltliche Geschichte reden, und die ihr Leben auf viele Jahrhunderte brachten, gewiß ihre Nachkommen an gesunder und dauerhafter Leibesbeschaffenheit übertroffen haben. Jedoch meine Gedanken darüber haben so vielen Schein der Wahrheit, daß ich glaube, ich darf mich mit meinen Lesern davon unterhalten.

Man schreibt oftmals moralischen Ursachen Wirkungen zu, die doch von physikalischen herrühren. Wir schieben oft, wenn wir bey übler Laune sind, die Schuld davon auf verdrießliche Begegnisse, da sie doch bloß in der schlechten Beschaffenheit unserer Säfte, oder in einer Veränderung der Luft liegt, die unserm Körper beschwerlich ist. Wäre die Luft heiterer gewesen, so würden wir das, was uns itzt vor lauter Verdruß ausser uns setzt, vielleicht ganz gleichgültig angesehen oder angehört haben. Ich will meine Gedanken um so viel lieber mittheilen, da man sich in Dingen, die auf blossen Wahrscheinlichkeiten und Muthmassungen beruhen, mit Vergnügen widerlegen läßt, wenn man, in einer gründlichen Beantwortung seiner Meynung, eines bessern belehrt wird. „Da „ich mit blossen Wahrscheinlichkeiten zu thun habe, „und es höher, als bis zur Wahrscheinlichkeit, „nicht bringen kann, so werde ich andre widerlegen, „ohne deswegen härtnäckig auf meiner Meynung

„zu

„zu beharren, und mich widerlegen zu lassen, ohne „darüber böse zu werden. b)

Meine erste Anmerkung ist die, daß es Länder und Zeiten giebt, da Künste und Wissenschaften nicht blühen, obgleich die moralischen Ursachen sehr nachdrücklich wirken, sie in Aufnahme zu bringen. Die Achilles solcher Zeiten finden keinen Homer, der würdig wäre, ihre herrlichen Thaten zu besingen. „Sie können weiter nichts thun, als den Dichtern „künftiger Zeiten Stoff hinterlassen, der fähig ist, „sie in Feuer zu setzen, und darinnen zu erhal„ten.

Zweytens hat die kurze Zeit, in der sie sich zur Vollkommenheit schwingen, gar kein Verhältniß zu der Menge von Jahren, welche man auf Bemühungen angewandt hat, sie empor zu bringen. Sie gelangen dazu, wenn die moralischen Ursachen nichts zu ihrer Beförderung thun, als was sie schon lange gethan hatten, ohne daß man sehr merkliche Wirkungen davon spürte. Eben so verfallen sie auch wieder, wenn die moralischen Ursachen doppelte Kräfte anstrengen, sie auf dem Gipfel der Vollkommenheit zu erhalten, auf den sie sich gleichsam von selbst erhoben hatten.

Auch

b) Nos qui sequimur probabilia, nec vltra id, quod verisimile occurrerit, progredi possumus, et refellere sine pertinacia et refelli sine iracundia parati sumus. *Cic. in Tusc. Quaest. L. II.*

Auch sind zudem die grossen Mahler immer Zeitgenossen der grossen Dichter gewesen, und die leztern sowohl als die erstern haben immer mit den größten Männern unter ihren Landsleuten zugleich gelebt. Es hat geschienen, als breitete sich zu ihren Zeiten, ich weis nicht was für ein Geist der Vollkommenheit, über das menschliche Geschlecht in ihrem Vaterlande aus. Eben so sind die andern Künstler, welche mit der Poesie und Mahlerey zugleich blüheten, auch mit diesen zugleich wiederum in Verfall gerathen.

Erste Betrachtung.

Es würde etwas unnüzes seyn, wenn ich weitläuftig beweisen wollte, daß es Länder giebt, wo man noch bis izt weder grosse Mahler, noch grosse Dichter gehabt hat. So weis z. B. jedermann, daß in den entlegensten Nordländern noch nichts als rauhe Dichter, ungeschickte Versemacher, und frostige Coloristen aufgestanden sind. Die Mahlerey und die Poesie sind niemals weiter gegen Norden gekommen, als bis unter die Polhöhe von Holland. Man hat in diesem Lande niemals etwas bessers als frostige Mahlereyen gesehen. Die holländischen Poeten aber haben mehr Leben und Feuer des Geistes sehen lassen, als ihre Landesleute die Mahler. Die Dichtkunst scheint sich nicht so sehr vor den kalten Zonen zu fürchten als die Mahlerey.

Man

Man hat von je her angemerkt, daß der Vorzug des schönen Denkens so sehr auf gewisse Gegenden eingeschränkt ist, daß so gar die nächst benachbarten Länder derselben keinen Antheil daran haben. Man darf, sagt c) **Paterculus**, eben so wenig darüber erstaunen, daß es in **Athen** so viele grosse Männer in der Beredsamkeit gegeben hat, als darüber, daß man in **Theben**, in **Lacedaemon** und in **Argos** keinen einzigen antrifft, der sich als ein grosser Redner berühmt gemacht hätte. Sie waren durch die Erfahrung schon daran gewöhnt, eine so ungleiche Austheilung der Seelenkräfte zwischen Nationen, die so nahe neben einander wohnten, ohne Befremdung anzusehen. „Die „verschiednen Denkungsarten,„ sagt ein neuerer Autor, d) „sind wie die Pflanzen und Blumen, „welche in einem Lande besser fortkommen, als in „dem andern. Vielleicht schickt sich der Erdboden „und die Luft in **Frankreich** für die Denkungsart „der **Aegypter** eben so wenig, als für ihre Palm„bäume; und ohne so weit zu gehen, die Pomeran„zen, welche bey uns nicht so gut fortkommen, als „in Italien, deuten vielleicht an, daß man in Ita„lien einen gewissen Schwung des Geistes habe, „welcher mit demjenigen, der den Franzosen ange„bohren ist, nicht völlig übereinkömmt. Es bleibt „allemal wahr, daß der Unterscheid des Klima, „den man an den Pflanzen spühren kann, sich, ver„mö-

c) *Paterc.* Hist. L. I.

d) Herr von Fontenelle in der kleinen Abhandlung über die Alten.

„möge der durchgängigen Zusammenkettung und „gegenseitigen Einwirkung aller Theile in der ma„teriellen Welt, bis auf die Organe des Gehirnes „erstrecken, und daselbst seine Wirkung haben muß. Es wäre zu wünschen, daß sich dieser Autor die Mühe gegeben hätte, diese Sache selbst mehr auseinander zu setzen. Er würde die Wahrheiten, die ich aufzuklären suche, weit besser, als ich, in ihr Licht gesetzt haben; er, der das schätzbarste Talent eines Gelehrten in einem so ausnehmenden Grade besitzt, die Gabe, die tiefsinnigsten Erkenntnisse für jedermann faßlich zu machen, und die allerverwickeltesten so vorzutragen, daß sie selbst denjenigen begreiflich werden, welche die Wissenschaften, in die sie gehören, blos aus seinen Büchern studiren.

Man hilft sich nicht aus der Sache, wenn man dagegen sagt, die Künste hätten in den Ländern, die noch über den zwey und funfzigsten Grad nördlicher Breite hinaus, und näher als bis unter dem fünf und zwanzigsten Grade gegen die Linie liegen, deswegen niemals geblüht, weil sie weder in den heissen Erdstrich, noch in die kalten Zonen iemals verpflanzt worden wären. Die Künste kommen in demjenigen Klima von selbst auf, wo sie guten Boden haben. Ehe sie verpflanzt werden konnten, mußten sie vorher entstanden seyn. Sie mußten einen Geburtsort, sie mußten ihre Erfinder gehabt haben. Wer hatte sie nach Aegypten verpflanzt? Niemand. Die Aegypter, welche durch das Klima ihres Landes begünstigt wurden, gaben ihnen

ihr Daseyn. Die Künste würden in den Ländern, wo ihnen das Klima von Natur günstig ist, von selbst aufwachsen, falls man sie auch nicht dahin verpflanzte. Sie würden zwar ein wenig später erscheinen, aber sie würden doch endlich gewiß erscheinen. Die Künste haben blos unter denjenigen Völkern noch nicht geblüht, die ein Klima bewohnen, welches ihnen nicht zuträglich ist. Ohne solche Hinderniß würden sie ihren Ursprung von selbst unter diesen Nationen genommen haben, oder doch aus andern Ländern dahin gekommen seyn.

Die Griechen z. E. reisten nicht häufiger nach Aegypten, als die Pohlen, die andern nordlichen Völker und die Engelländer nach Italien reisen. Dem ungeachtet hatten die Griechen die Mahlerkunst bald aus Aegypten in ihr Vaterland verpflanzt, ohne daß die damals noch rohen griechischen Fürsten und Republiken die Aufnahme dieser Kunst für eine wichtige Sache gehalten hätten. So wie sich ein Acker neben einem Walde, den man brach liegen läßt, von selbst besäet, und bald zum Schußholze wird, wenn sich der Boden gut dazu schickt, Bäume zu tragen.

Die Engelländer lieben seit zwey Jahrhunderten die Mahlerey so sehr, als keine andre Nation, ausgenommen die italienische; und es hat sich seit dieser Zeit kein ausländischer Mahler in Engelland niedergelassen, der nicht dreymal mehr daselbst erworben hätte, als er nur anderwärts irgendwo hät-

te erwerben können. Man weis, wie viel Heinrich der achte aus Gemählden machte, und mit welcher Großmuth er den Holbein belohnte. Die Freygebigkeit der Königinn Elisabeth erstreckte sich während einer fast funfzigjährigen Regierung, auf alle Arten von Virtuosen. Karl I, welcher die funfzehn erstern Jahre seiner Regierung in einem grossen Ueberflusse lebte, trieb die Liebe zur Mahlerey bis zu einer heftigen Leidenschaft. Seine Eifersucht machte, daß die Gemählde bis auf den Preiß stiegen, in welchem sie noch heutiges Tages sind. Da Er und der König von Spanien, Philipp der vierte, die Schildereyen aller Orten recht mit Verschwendung aufkaufen liessen, so wurden die Werke grosser Meister dreymal höher im Preisse gesteigert, als sie vorher gestanden hatten. Die Schätze der Kunst wurden zu wirklichen Schätzen in der Handlung. e) Und dennoch hat sich bisher noch kein Engelländer einen Rang unter den Mahlern von der ersten Classe, ja nicht einmal von der zweyten, erworben. Das englische Klima hat zwar Kraft genug gehabt, grosse Männer in allen Wissenschaften und Lebensarten hervorzubringen; es hat so gar grosse Musikos und vortreffliche Dichter erzeuget, aber keine Mahler, welche unter den berühmten Mahlern anderer Nationen eben den Rang verdienten, den die englischen Philosophen, Gelehrte, Dichter und andre berühmte Männer, unter den grossen Geistern anderer Nationen, die sich in eben diesen Wissenschaften und Pro-

e) Dryden in seinem Verzeichnisse der Mahler.

Profeßionen hervorgethan haben, mit Rechte behaupten können. Die Engelländer haben drey Porträtmahler aufzuweisen; f) das ist Alles.

Die Mahler, die unter Heinrich dem achten, und Karl dem ersten in Engelland florirten, waren Ausländer, welche in diese Insel eine Kunst brachten, die sich von den Eingebohrnen des Landes nicht naturalisiren ließ. Hollbein und Lely g) waren Deutsche. Van Dyk war ein Flamänder. Auch diejenigen, die in unsern Zeiten für die besten Mahler in Engelland gehalten worden sind, waren keine Landeseingebohrne: Vario war ein Neapolitaner, und Kneller ein Deutscher. h) Die Münzen, welche zu Cromwells Zeiten, und die Medaillen, die unter Karl dem zweyten und Jakob II. in Engelland geprägt wurden, sind zwar ziemlich schön, aber der Meister, der sie verfertigte, war ein Ausländer. Roettiers von Antwerpen, ein Landsmann des Guibbons, war lange Zeit der größte Stempelschneider in London.

Man sieht so gar, daß an allen Arbeiten der Engelländer, zu denen Zeichnung erfodert wird, der Geschmack in derselben gemeiniglich schlecht ist. Wenn man etwas daran zu bewundern findet, so ist

f) Cooper, D'Opson und Riley.
g) Peter van der Faes, aus Westphalen.
h) Aus Lübeck.

ist es die Ausführung, so ist es die geschickte Hand des Arbeiters, nicht die Zeichnung des Künstlers. In der That wird man nirgend Arbeiter finden, die in der Ausführung sauberer sind, oder ihre Werkzeuge geschickter zu brauchen wissen, als die englischen Arbeiter. Aber sie haben sich bis itzt den Geschmack in der Zeichnung noch nicht zu eigen machen können, den einige fremde in London befindliche Künstler mit sich dahin gebracht haben: Er hat sich aus den Werksälen dieser Künstler noch nicht weiter ausgebreitet.

Die übermäßig kalten oder feuchten Länder sind nicht die einzigen, worinnen die Künste nicht blühen können. Es giebt gemäßigte Himmelsstriche, wo sie immer kränkeln. Obgleich die Spanier verschiedne sehr freygebige Könige gehabt haben, die eben so grosse Liebhaber der Mahlerey gewesen sind, als jemals einer von den Päpsten; so hat doch diese, an grossen Männern und selbst an grossen Dichtern so fruchtbare, Nation keinen Mahler vom ersten Range hervorgebracht, und kaum haben sie ein paar von der zweyten Classe aufzuweisen. Karl der fünfte, Philipp der zweyte, Philipp der vierte und Karl der zweyte sahen sich genöthigt, sich im Eskurial und anderwärts ausländischer Mahler zu bedienen.

Die freyen Künste haben sich niemals aus Europa wegbegeben, als nur, um gleichsam eine Spazierreise auf die Küsten von Asien und

Africa

Africa anzustellen. Man hat angemerkt, daß die Europäer und die Einwohner der ihnen benachbarten Küsten allzeit geschickter zu Künsten und Wissenschaften und zu der Staatsklugheit gewesen sind, als andere Völker. Ueberall, wohin die Europäer mit ihren Waffen gedrungen sind, haben sie sich die Eingebohrnen des Landes unterwürfig gemacht. Die Europäer haben allezeit geschlagen, wenn ihrer zehn gegen dreyßig seyn konnten; und oft haben sie gesiegt, wenn ihrer nur zehn gegen hundert waren. Ich will nicht erst Alexander den grossen und die Römer zum Beyspiele anführen; man darf sich nur erinnern, mit wie leichter Mühe ganz kleine Haufen von Spaniern und Portugiesen vermittelst ihrer Geschicklichkeit und ihrer Waffen beyde Indien unter sich brachten. Wollte man dargegen einwenden, daß sich die Indianer nicht so leicht würden haben unterwürfig machen lassen, wofern sie eben die Kriegsmaschinen, eben die Waffen, und eben die Kriegszucht gehabt hätten, die ihre Ueberwinder hatten; so würde man eben hierdurch den Vorzug unsers europäischen Genies beweisen, welches alle diese Dinge erfunden hatte, ohne daß noch die Asiaten und Americaner etwas erfunden gehabt hatten, das diesem die Wage halten konnte; ungeachtet sie unaufhörlich Krieg mit einander führten. Wenn es wahr ist, daß der ungefähre Zufall die Chineser, eher als uns, auf die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerey gebracht hat, so haben wir doch diese beyden Künste, seitdem sie

uns bekannt sind, zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß wir im Stande sind, den Chinesern selbst Lehren darinnen zu geben. Unsre Mißionarien führen gegenwärtig die Aufsicht über ihre Stückgiessereyen, und von uns haben sie die ersten Bücher, welche mit einzelnen Littern gedruckt sind. Es ist bekannt, daß die Chineser nur mit ganzen Platten druckten, deren man sich bloß zu einer einzigen Sache bedienen kann; an statt daß man bey den einzelnen Littern, ausser vielen andern Bequemlichkeiten, auch noch den Vortheil hat, alle Arten von Büchern mit einerley Littern drucken zu können. Wir drucken die Aeneis mit eben den Littern, die vorher zum Drucke einer Bibel gebraucht worden sind. Als die Europäer nach China kamen, konnten die dortigen Sternkundigen, welche doch seit vielen Jahrhunderten sehr gut besoldet worden waren, noch nicht einmal die Finsternisse richtig ausrechnen. Die europäischen Astronomen wissen sie schon seit zweytausend Jahren sicher und genau zu bestimmen.

Die Künste scheinen so gar Gewalt zu leiden, wenn man sie zu weit von Europa entfernt, wenn sie es aus dem Gesichte verlieren. Obgleich die Aegypter die ersten Erfinder der Bildnerey und der Mahlerkunst sind, so haben sie doch keinen so grossen Antheil an der Ehre, diese beyden Künste zur Vollkommenheit gebracht zu haben, als die Griechen und Italiener. Das Bildwerk, wovon man zuverläßig weis, daß es von den Aegyptern

ptern herrührt, weil man es auf alten aegyptischen Gebäuden, Obelisken und Mumien findet, kommt demjenigen nicht bey, welches in Griechenland und Italien verfertiget worden ist. Wenn man etwa bisweilen einen Sphinx von ausserordentlicher Schönheit antrifft, so ist zu vermuthen, daß er das Werk eines griechischen Künstlers sey, der sich einmal zum Zeitvertreibe damit abgegeben hat, aegyptische Figuren zu verfertigen; so wie unsere Mahler bisweilen ein Vergnügen daran finden, in ihren Werken Figuren nachzuahmen, die man auf indianischen und chinesischen Basreliefs und Gemählden antrifft. Sind nicht selbst in Frankreich Künstler gewesen, denen es bisweilen beliebt hat, Sphinxe zu verfertigen? Es befinden sich viele dergleichen in den Gärten zu Versailles, welche von neuern Bildhauern herrühren. Plinius, der uns doch so ausführliche Nachrichten von den Werken berühmter Künstler giebt, rühmt kein einziges von einem aegyptischen Künstler verfertigtes Meisterstück der Mahlerey oder der Bildhauerkunst. Wir finden so gar, i) daß die griechischen Bildhauer nach Aegypten giengen, um da zu arbeiten. Und Plinius lebte zu einer Zeit, da die Werke der Aegypter noch vorhanden waren. Petron sagt, es habe unter den Aegyptern nichts als schlechte Mahler gegeben; und setzt hinzu, die Aegypter hätten dieser Kunst vielen Schaden dadurch gethan, daß sie eigne Regeln

i) Diodor. Siculus Lib. I.

erfunden hätten, die Erlernung derselben kürzer und die Arbeit leichter zu machen.

Es sind dreyßig Jahre, seitdem uns der nunmehr verstorbne Ritter Chardin endlich die Zeichnungen von den Trümmern der Stadt Persepolis lieferte. Man sieht aus diesen Zeichnungen, daß die Könige von Persien, deren Reichthümer in der alten Geschichte so sehr gerühmt werden, nichts als mittelmäßige Arbeiter in ihrem Dienste hatten. Die griechischen Künstler suchten vermuthlich nicht so gern, als die griechischen Soldaten, ihr Glück in den Diensten des Königs von Persien. Dem sey aber, wie ihm sey, so wundert man sich doch, wenn man diese Zeichnungen gesehen hat, nicht mehr so sehr darüber, daß Alexander einen Palast anzündete, dessen Auszierungen ihm in Vergleichung mit dem, was er in Griechenland gesehen hatte, plump vorkommen mußten. Die Perser waren unter dem Darius, was ihre Nachkommen noch heutiges Tages sind; ungemein geduldig und geschicklich in allen dem, wobey es blos auf die Arbeit der Hand ankömmt; aber ohne Genie zum Erfinden, und ohne Talente, die größten Schönheiten der Natur nachzuahmen.

Europa ist gegenwärtig voll von chinesischen und ostindischen Zeuchen, Porcellanwaaren und andern sonderbaren Dingen. Aber nichts kann weniger mahlerisch seyn, als der Geschmack, der in der Zeichnung und in dem Colorite dieser Dinge herrscht.

herrscht. Man hat verschiedne poetische Werke der Morgenländer übersetzt: Wenn man hier und da einen Zug an seiner rechten Stelle, oder etwa eine wahrscheinliche Fabel antrifft, so bewundert man es; Das ist alles, was sich davon sagen läßt. Wie denn auch alle diese Uebersetzungen, von denen gemeiniglich nicht mehr als Eine Auflage gemacht wird, nur eine bald überhingehende Aufnahme finden, welche sie der ausländischen Tracht ihres Originales, und der tollen Neigung zu danken haben, mit der viele Leute über alles, was neu und sonderbar ist, herfallen. Eben dieselbe Neubegierde, welche macht, daß man den Landsleuten der Verfasser dieser Schriften nachläuft, wenn sie in ihrer Landestracht zu uns kommen, ist auch Ursache, daß die gedachten Uebersetzungen sehr hitzig gelesen werden, so lange sie neu sind.

Wenn die Brachmanen und die alten Perser einige so vortreffliche Dichter, als Homer ist, gehabt hätten, so würden die Griechen, welche zur Bereicherung ihrer Büchersäle eben solche Reisen unternähmen, als die neuern Nationen thun, um ihre Waarenlager anzufüllen, sich, allem Vermuthen nach, selbige durch eine Uebersetzung zu eigen gemacht haben. Einer von ihren Königen würde sie in das Griechische haben übersetzen lassen, so wie nach der gemeinen Sage, einer von den Ptolemäen die Bibel in diese Sprache bringen ließ, ob er gleich, als ein Heyde, sie nur als ein

Buch ansah, welches blos von Menschen verfertigt wäre.

Als die Spanier das feste Land von America entdeckten, trafen sie zwey grosse Reiche an, die schon seit vielen Jahren florirten, das Königreich Mexico, und das Königreich Peru. Man trieb daselbst schon seit langer Zeit die Mahlerkunst. Diese Völker, welche ausserordentlich viel Geduld und eine fast unbegreifliche Feinheit der Hand besitzen, hatten so gar die Kunst erfunden, eine Art von musivischer Arbeit aus Vogelfedern zu verfertigen. Man erstaunt, daß Menschenhände fähig gewesen sind, aus so vielen verschiedenen kleinen Fäserchen colorirte Figuren zusammenzusetzen. Weil es aber diesen Völkern an Genie fehlte, so waren sie, dieser Geschicklichkeit ungeachtet, schlechte Künstler. Sie wußten weder die simpelsten Regeln der Zeichnung, noch die ersten Gründe der Composition, der Perspectiv und des Lichtes und Schattens. Sie wußten nicht einmal mit mineralischen und andern natürlichen Farben zu mahlen, die wir aus ihrem Lande bekommen. Nachher haben sie die besten italienischen Gemählde gesehen, deren eine grosse Anzahl von den Spaniern nach America gebracht worden ist: Diese ihre Herren haben sie mit Pinsel und Farben umzugehn gelehret; allein, ohne Mahler von Geschmacke aus ihnen machen zu können. Die Indianer, welche die andern Künste, worinnen sie von den Spaniern unterrichtet worden

sind, so gut gelernt haben, daß sie z. B. beßre Maurer geworden, als ihre Lehrmeister, haben dennoch in den europäischen Gemählden nichts angetroffen, das ihrer Fähigkeit angemessen gewesen wäre, als die Lebhaftigkeit glänzender Farben. Diese ahmen sie sehr gl•̈klich nach, und übertreffen darinnen selbst ihre Muster, wie mir von Personen erzählt worden ist, welche verschiedne Kuppolen gesehen haben, die von indianischen Künstlern gemahlt sind.

Die Chineser, denen ihre eignen Gemählde so wohl gefallen, finden wenig Geschmack an den europäischen, weil, wie sie sagen, zu viel schwarze Flecken darinnen sind: Denn so nennen sie den Schatten.

Wenn man alles itzt Angeführte mit vielen andern allgemein bekannten Dingen, die gleichfalls meinen Satz bestätigen, zusammen nimmt; so kann man sich nicht enthalten, der Meynung des Herrn von Fontenelle beyzutreten. Er sagt, da er von den Einsichten und der Denkungsart der morgenländischen Nationen redet: k) „In „der That, ich glaube immer mehr und mehr, daß „es ein gewisses Genie giebt, welches noch nicht „ausser unserm Europa gewesen ist, oder sich wenigstens noch nicht weit daraus entfernt hat.

k) In seinem Buche von mehr als Einer Welt. Sechster Abend.

Es giebt nicht nur Länder, wo die moralischen Ursachen niemals grosse Mahler oder grosse Dichter hervorgebracht haben; sondern, was noch mehr beweist, es hat Zeiten gegeben, wo die moralischen Ursachen keine grossen Künstler, selbst nicht in denjenigen Ländern haben bilden können, wo sie zu andrer Zeit ganz leicht, und gleichsam von selbst aufgekommen sind. Die Natur ist, wie es scheint, so eigensinnig, daß sie diese grossen Künstler nur, wenn es ihr beliebt, gebohren werden läßt.

Italien hatte schon vor Julius dem zweyten Päpste gehabt, welche gegen die Mahler und Gelehrten freygebig gewesen waren, ohne daß deswegen ein Künstler sich über das Mittelmäßige geschwungen, und die Staffel der Vollkommenheit erreicht hätte, zu der sich so viele Künstler von eben derselben Gattung unter der Regierung dieses Papstes erhuben. **Lorenzo von Medicis** machte in **Florenz** lange Zeit den königlichen Aufwand, der ihm den Beynamen des **Prächtigen** zuwege brachte, und der größte Theil dieses Aufwandes waren Geschenke, die er mit kluger Wahl allen denjenigen machte, welche sich in irgend einer Kunst oder Wissenschaft ausserordentlich hervorthaten. Die **Bentivoglios** hatten eben dasselbe zu **Bologna** gethan, so wie die Herzoge aus dem Hause **Este** zu **Ferrara**; und in **Mayland** waren die **Visconti** und die Herzoge aus dem Hause **Sfortia** Beförderer der schönen Künste gewesen. Aber damals stand Niemand auf, dessen Werke einen Platz unter denjeni-

jenigen verdienen, welche nachher verfertiget worden sind, als Künste und Wissenschaften gleichsam wieder neu gebohren wurden. Es schien, als hätten alle Arten von grossen Männern, die, nach der gewöhnlichen Art zu schliessen, in verschiednen Jahrhunderten einzeln aufstehen sollten, recht auf die Regierung Papst **Julius** des zweyten gewartet, um sodann auf einmal zu erscheinen.

Laßt uns nunmehr sehen, wie es in **Frankreich**, mit der Dichtkunst sowohl als mit der Mahlerey, ergangen ist. Haben etwa die moralischen Ursachen nicht eher angefangen, an der Aufnahme der Poesie und Mahlerey zu arbeiten, als bis **Le Süeur**, **Le Brün**, **Corneille**, **La Fontaine** und **Racine** erschienen? Kann man sagen, der Erfolg sey so unmittelbar auf das Wirken der moralischen Ursachen, in unserm Vaterlande, verspürt worden, daß sich der erstaunende Wachsthum gedachter Künste diesen Ursachen zuschreiben liesse? Wir haben vor **Franciscus** dem ersten Könige gehabt, die gegen alle Leute von Verdiensten freygebig waren; und doch konnte diese Freygebigkeit ihren Regierungen die Ehre nicht verschaffen, einen französischen Mahler oder Dichter hervorgebracht zu haben, dessen Werke von der Nachwelt, den Werken, die unter **Ludwig** dem dreyzehnden und vierzehnden zum Vorscheine kamen, gleich gesetzt worden wären. Kaum daß noch einige Stücke in Versen oder in Prosa, welche man mit Vergnügen liest, aus dieser Zeit auf die unsrige gekommen sind. Der Canzler

De

De l' Hopital sagt in der Rede, die er vor den versammelten Ständen des Königreiches zu Orleans hielt: 1) „Der gute König Ludwig der „zwölfte fände sein Vergnügen daran, kurzweilige „Spiele und Komoedien anzuhören, wenn man „sich darinnen auch manchmal grosse Freyheiten „herausnähme; denn er käme, pflegte er zu sagen, „dadurch hinter Vieles, was in seinem Reiche vor„gegangen wäre, und das er ausserdem nicht er„fahren haben würde. Unter allen diesen Schimpfspielen, die unter Ludwig XII und vor seiner Zeit verfertiget worden sind, ist das vom Patelin das einzige, welches noch eine Stelle in unsern Bibliotheken einnimmt.

Der grosse König Franciscus war einer der eifrigsten Beschützer, deren sich die Künste und Wissenschaften rühmen können. Es ist bekannt, wie viel Gewogenheit, oder richtiger zu reden, wie viel Freundschaft er gegen Maitre Roux, Andreas del Sarto und alle andre bezeigte, die sich durch irgend ein Talent, oder durch einige Verdienste hervorthaten. Leonhard Vinci starb in seinen Armen: Jedermann weis, wie reichlich er die Gemählde bezahlte, die er von Raphael verfertigen ließ. Durch seine Freygebigkeit und gnädiges Bezeigen zog er zwar viele Mahler nach Frankreich; allein ob er gleich, während seiner ganzen drey und dreyßigjährigen Regierung damit fortfuhr, so wurde er doch des Vergnügens nicht gewährt,

1) Im Jahre 1561.

währt, grosse Mahler unter seinen eignen Unterthanen aufstehen zu sehen. Die Mahler, so sich damals in Frankreich niederliessen, starben daselbst ohne Schüler, wenigstens ohne solche Schüler, die ihrer würdig waren; so wie diejenigen Thiere, welche man unter ein Klima bringt, das von dem Klima ihres Geburtsortes allzusehr verschieden ist, sterben, ohne ihre Gattung fortzupflanzen.

Dieser großmüthige König liebte die Poesie nicht weniger, als die Mahlerey, und machte selbst Verse. Seine Schwester Margareta von Valois, die erste unter den zwo Königinnen von Navarra, welche diesen Namen geführt haben, verfertigte ebenfalls welche. Wir haben noch ein ganzes Buch von ihren Gedichten übrig, unter dem Titul: Französische Perlen. In der That brachte die Regierung Franciscus des ersten eine grosse Menge Poesien hervor, allein die von Marot und vom Saint Gelais sind fast die einzigen von denen heutiges Tages noch etwas gelesen wird: Die andern dienen blos zum Zierrathe derjenigen Bibliotheken, in welchen seltene Bücher eben so viel Recht haben, einen Platz einzunehmen, als gute Bücher. Da die Veränderungen, die mit der französischen Sprache vorgegangen sind, uns nicht abhalten, diejenigen Stücke mit Vergnügen zu lesen, welche Marot in der Sphäre seines Genies, das nicht zu grossen Werken geschaffen war, verfertigt hat: So würden sie uns auch nicht abhalten, die Werke seiner Zeitgenossen zu lesen, wofern sie

nur

nur eben die andern Schönheiten hätten, welche sich in den Dichtern aus dem Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnden befinden.

Heinrich der zweyte und Diana von Valentinois liebten den Umgang mit den Musen sehr. Karl der neunte verehrte sie so, daß er ihnen selbst Weyhrauch streute; und seine Verse auf den Ronsard sind mehr werth, als die besten, welche dieser berühmte Dichter gemacht hat.

Ta lyre qui ravit par de si doux accords
Te donne les esprits dont je n'ai que le corps,
Le maître elle t'en rend, et te sçait introduire,
Où le plus fier Tyran ne peut avoir d'empire.

Dieser Prinz machte den berühmten Jakob Amiot, den Sohn eines Fleischers zu Melün, zum Großalmosenier von Frankreich. Wie fast übermäßig weit trieb nicht Heinrich der dritte seine Freygebigkeit gegen die französische Plejade, oder die Gesellschaft der sieben Sterne von der ersten Grösse in der französischen Poesie, welche unter seiner Regierung erschienen. Er folgte in diesem Stücke gewiß nicht dem oben angeführten Grundsatze seines Bruders Karls des neunten, daß Dichter kein allzu reichliches Auskommen haben müßten. Alle schönen Geister, die unter Heinrich dem dritten lebten, selbst diejenigen, die ihre Talente oft dazu misbrauchten, daß sie wider ihn predigten und schrieben, hatten Antheil an sei-

ner

ner Freygebigkeit. Damals lebten Dichter und Gelehrte in einer Art von Freundschaft mit unsern Königen: sie giengen eben so vertraut mit ihnen um, sie waren eben so willkommen bey Hofe, als die hochgebohrensten Federhüte: Und doch wirkten diese Gnaden- und Ehrenbezeigungen nicht so viel, daß sich nur ein einziger von ihnen auf den Gipfel des Parnasses geschwungen hätte. Alle diese Aufmunterungen richteten gar wenig aus, und zwar in einem Lande, wo der Monarch nur einen gnädigen Blick braucht, wenn er will, daß zwanzig Personen von Stande einem fast unvermeidlichen Tode auf einer Bresche mit Freuden Trotz bieten sollen.

Es gehört mit zum Wesen eines Hofes, daß er sich allemal nach den Neigungen des Fürsten richtet; und der französische Hof hat von je her den Geschmack seines Königes weit lebhafter und geschwinder angenommen, als andre Höfe. Man mag also selbst urtheilen, ob die Schuld an den moralischen Ursachen gelegen habe, daß sich an dem Hofe der Könige aus dem Hause Valois kein Moliere und kein Corneille bildete. Waren Terenz, Plautus, Horaz, Virgil und die andern guten Scribenten des Alterthumes, welche so viel beygetragen haben, die Dichter des siebzehnden Jahrhundertes zu bilden, waren sie nicht in den Händen der schönen Geister an dem Hofe Franciscus des ersten und Heinrichs des dritten? Ist wohl der Geschmack, der in den Werken des Ronsard

und

und seiner Zeitgenossen herrscht, dem Geschmacke, den man in den Werken der Griechen und Römer aus der guten Zeit antrifft, deswegen so unähnlich, weil sie die Sprachen der Alten etwa nicht verstanden? Umgekehrt; ihr größter Fehler ist, daß sie die Alten allzusklavisch nachgeahmt haben; daß sie mit französischen Worten griechisch und lateinisch reden wollten.

Unser letztverstorbner König hat eben so kluge und reichliche Stiftungen zum Vortheile der Künste gemacht, als sie nur immer von den Römern hätten gemacht werden können. Damit junge Leute, denen ein Genie zur Mahlerey angebohren ist, alle nur ersinnliche Erleichterungen haben möchten, ihre Talente vollkommen zu machen, stiftete er in Rom eine Akademie für sie: Er baute ihnen ein Haus in dem Vaterlande der schönen Künste. Junge Leute, welche einiges Genie an sich blicken lassen, werden so lange daselbst unterhalten, daß sie Zeit genug haben, alles zu erlernen, was sie zu lernen fähig sind. Geschickte Künstler können sich sichre Hoffnung auf Ehre und Belohnung machen; und bisweilen ist ihnen beydes zu Theile geworden, ehe sie noch durch ihre Verdienste dazu berechtigt waren. Dem ohnerachtet haben funfzigjährige Bemühungen und Unkosten kaum drey oder vier Mahler hervorgebracht, deren Werke sich die Unsterblichkeit versprechen dürfen.

Man

Man muß so gar anmerken, daß die drey französischen Mahler, die unsrer Nation unter der Regierung **Ludwigs** des vierzehnden so viel Ehre machten, diesen Einrichtungen nichts zu danken gehabt haben. Sie hatten sich gebildet, ehe diese Anstalten gemacht wurden. Im Jahre 1661, welches dasjenige ist, in welchem **Ludwig** der vierzehnde die Zügel der Regierung selbst übernahm, und sein Jahrhundert anfieng, war **Poußin** schon sieben und sechzig Jahre alt, und **Le Sueur** war schon gestorben. **Le Brün** war schon vierzig Jahre, und wenn ihn auch die Freygebigkeit des Königes zur Arbeit aufgemuntert, so hatte sie ihn doch nicht fähig gemacht, so groß zu werden. Mit einem Worte, die Natur, welche von **Ludwig dem Grossen** so oft gezwungen wurde, sich nach seinen Absichten zu bequemen, weigerte sich schlechterdings, ihm in diesem Stücke zu gehorchen; sie wollte in seinem Jahrhunderte nicht so viele geschickte Mahler hervorbringen, als sie in **Leons** X Jahrhunderte von selbst hervorgebracht hatte. Die physischen Ursachen versagten den moralischen ihre Beyhülfe: Und dieser König konnte in **Frankreich** keine Schule aufkommen sehen, wie die waren, welche zu andern Zeiten in **Rom**, in **Venedig** und in **Bologna** sehr schnell entstanden waren.

Die ausserordentlich grossen Unkosten **Ludwigs des vierzehnden** fruchteten weiter nichts, als daß eine grosse Menge vortrefflicher Bildhauer zum Vorscheine kamen. Da man ein guter Bild-

hauer ist, wenn man schöne Statuen verfertigen kann; da man, diesen Titul zu verdienen, nicht nöthig hat, sich durch solche grosse Werke hervorzuthun, als die, von denen ich im ersten Theile meines Buches geredet habe, so erhellet daraus, daß nicht so viel Genie zur Bilderey erfodert werde, als zur Mahlerey. Ein Fürst, dem es nicht möglich ist, eine Anzahl junger Leute zu finden, die durch Hülfe der Mittel, die er ihnen dazu verschaft, eines Tages Raphaele und Carraccios werden können, findet doch noch immer einige, welche fähig sind, durch seine Unterstützung gute Bildhauer zu werden. Daher bringt eine Schule, die nicht in den Zeiten errichtet wird, da sich die physischen Ursachen mit den moralischen vereinigen, vortreffliche Männer in der Bildhauerkunst, in der Kupferstecherey, und im Edelstein- und Stahlschneiden hervor, an statt Mahler vom ersten Range hervorzubringen. Gerade dieses hat sich in Frankreich ereignet. Seit der Wiederherstellung der Künste hat man nirgend so viele vortreffliche Bildhauer, Kupferstecher, Edelstein- und Stempelschneider gesehen, als in Frankreich unter der Regierung des vorigen Königes.

Die Italiener, von denen wir die Bildhauerkunst erlernet haben, sind schon seit langer Zeit genöthigt, sich unserer Meister zu bedienen. Püget, ein Bildhauer von Marseille, m) wurde von vielen italie-

m) Starb zu Marseille, im Jahre 1695, seines Alters 72 Jahre.

italienischen Bildhauern vorzüglich ausersehen, zwo Statuen von den vieren zu verfertigen, womit man in Genua die Nischen der Pilaster, auf denen der Dom der prächtigen Kirche der h. Maria von Carignan ruhet, auszieren wollte. Der h. Sebastian und der h. Alexander Sauli sind von ihm. Ich will weder der Ehre des Domenico Guidi, welcher die Statue des h. Johannes machte, noch dem Verfertiger des h. Bartholomäus zu nahe treten, allein die Genueser bedauern itzt, daß Püget nicht alle vier Statuen gearbeitet hat. Als vor fünf und vierzig Jahren die Jesuiten in Rom den Altar des h. Ignatius in der Jesuskirche aufführen liessen, machten sie öffentlich bekannt, daß sie an jede Seite dieses prächtigen Altares eine Gruppe von fünf Figuren aus weissem Marmor setzen lassen wollten. Die geschicktesten Bildhauer in Italien gaben ein jeder sein Modell ein, und als dieselben zur Beurtheilung ausgesetzt wurden, that man einmüthig den Ausspruch, daß die Modelle des Theodons, der damals Bildhauer bey der Peterskirche war, und des Le Gros, beydes Franzosen, die beßten unter allen wären. Sie verfertigten also diese beyden Gruppen, welche noch immer unter die Meisterstücke des neuern Roms gerechnet werden. Die um dieses Altar geführte Balustrade von Bronze, welche Engel vorstellt, die sich unter Weinstöcken und Kornähren belustigen, ist ebenfalls das Werk eines französischen Bildhauers. Die fünf beßten Kupferstecher, die man gehabt hat, waren theils von Geburt, theils durch

ihre Erziehung Franzosen. Eben so ist es auch mit allen den andern Künstlern, die auf Metalle graben. Die Goldarbeiterey im Grossen und im Kleinen, kurz alle Künste, die auf dem Zeichnen beruhen, sind in Frankreich vollkommner als anderwärts. Weil aber die Mahlerey nicht so sehr, als die obgedachten Künste, von moralischen Ursachen abhängt, so hat sie auch daselbst keinen solchen Fortgang gehabt, der gegen die Anstalten, welche seit achtzig Jahren zu ihrer Aufnahme gemacht worden sind, in Vergleichung käme.

Zweyte Betrachtung.

Die Künste gelangen mit geschwinden Schritten zu ihrer Höhe, und die Wirkungen moralischer Ursachen können sie nicht auf dem Gipfel der Vollkommenheit erhalten, auf den sie sich durch ihre eignen Kräfte erhoben zu haben scheinen.

Dieses ist mein erster Grund, womit ich erweise, daß die Menschen in Einem Lande nicht so viel natürliches Genie haben, als in dem andern, und daß sie selbst in einem und demselben Lande zu gewisser Zeit mit mehr Genie gebohren werden, als in jeder andern. Der zweyte ist, mei-

meines Erachtens, nicht schwächer als der erste. Es kommen nämlich Zeiten, wo die Menschen, in wenig Jahren, Künste und Wissenschaften, welche sie zwar viele Jahrhunderte lang ohne sonderlichen Fortgang getrieben haben, zu einem erstaunenden Grade der Vollkommenheit bringen. Diese wunderbare Veränderung eräugnet sich, ohne daß die moralischen Ursachen etwa neue Versuche thun, denen man diesen wunderbaren Fortgang zuschreiben könnte. Hingegen gerathen Künste und Wissenschaften wieder in Verfall, wenn die moralischen Ursachen ihre Kräfte verdoppeln, um sie auf der Stufe der Vollkommenheit zu erhalten, auf die sie, wie es scheint, ein geheimer Einfluß erhoben hat.

Meine Leser sehen schon, mit was für historischen Beweisen ich darthun will, daß der Fortgang der schönen Künste zur Vollkommenheit auf einmal so schnell wird, daß sie in sehr kurzer Zeit eine lange Laufbahn zurücke legen, und gleichsam mit lauter Springen von ihrem Aufgange zu der völligen Mittagshöhe forteilen. Im dreyzehenden Jahrhunderte lebte die Mahlerey unter dem Pinsel des Cimabue wiederum auf. n) In den zwey folgenden Jahrhunderten wurden zwar viele Mahler berühmt, aber keiner wurde vortrefflich. So sehr sie auch zu ihren Zeiten gepriesen wurden, so haben doch ihre Werke einerley Schicksal mit den Poesien

n) Er war gebohren 1240.

des Ronsard in Frankreich gehabt; sie werden nicht mehr geachtet.

Im Jahre 1480 war die Mahlerkunst in Italien noch in sehr schlechtem Zustande, ob man sie gleich seit zweyhundert Jahren fleißig getrieben hatte. Man zeichnete damals mit sehr vieler Genauigkeit nach der Natur, aber ohne dieselbe zu veredeln; man arbeitete die Köpfe so mühsam aus, daß man die Haare im Barte und am Kopfe zählen konnte: Die Gewänder waren von sehr glänzenden Farben und mit Gold erhöht. Die Künstler hatten sich wohl einige Geschicklichkeit der Hand erworben, aber sie hatten noch nicht das mindeste Feuer, nicht den kleinsten Funken von Genie. Die Schönheiten, deren eine nackende Figur in Action fähig ist, waren noch nicht einmal Jemanden in den Sinn gekommen: In dem Schatten und Lichte, in der Luftperspectiv, in der Schönheit der Umrisse und in der guten Art die Gewänder zu werfen, hatte man noch gar keine Entdeckung gemacht. Die Mahler wußten die Figuren eines Gemähldes zwar in Ordnung zu stellen, aber ohne sie nach den Regeln der mahlerischen Composition, welche heut zu Tage so bekannt sind, anordnen zu können. Vor dem Raphael und seinen Zeitgenossen setzte der Märtyrertod eines Heiligen keinen von den dabey befindlichen Zuschauern in eine Gemüthsbewegung: Die Umstehenden, welche der Mahler bey dieser tragischen Handlung anbrachte, waren blos dazu da, daß sie

den Platz ausfüllten, den der Heilige und die Henkersknechte leer liessen.

Gegen das Ende des funfzehenden Jahrhundertes fieng die Mahlerey, die bisher so langsam fortgerückt war, daß man es kaum merken konnte, auf einmal an, sich mit Riesenschritten der Vollkommenheit zu nähern. Mahler vom gothischen Geschmacke haben die erstern Verzierungen verschiedner Gebäude verfertigt, deren letztere Gemählde Meisterstücke des **Raphael** und seiner Zeitgenossen sind: **Johann von Medicis**, o) der in seinem Cardinalhute nicht alt wurde, weil er im acht und dreyßigsten Jahre seines Alters zur päpstlichen Krone gelangte, ließ die **St. Peterskirche** auf dem **Monte Montorio** wieder neu auszieren, und fieng damit kurz nachher an, als er auf den päpstlichen Stul gekommen war. Die Capellen zur linken Hand, beym Eingange, welche zuerst fertig gemacht wurden, sind mit Schildereyen und Bildhauerarbeit von mittelmäßigem Geschmacke ausgeziert, und man sieht ihnen das Gothische noch an: Aber die gegen über stehenden Capellen sind durch Künstler vom ersten Range verschönert. Die erste bey dem Eintritte ist von **Fra Sebastian del Piombo** gemahlt: Eine andere ist mit Statuen von **Daniel von Volterra** geschmückt. Endlich sieht man über dem Hauptaltare **Raphaels Verklärung Christi**, ein Gemählde, welches eben so berühmt in der Welt ist, als **Virgils Aeneis**.

o) Leo der X.

Die Bildhauerkunst hatte eben das Schicksal als die Mahlerey. Es schien, als wären die Augen der Künstler, die bis dahin verschlossen gewesen waren, durch ein Wunderwerk eröffnet worden. Ein Dichter würde sagen: Jedes neue Werk des Raphael machte einen Mahler. Gleichwohl thaten damals die moralischen Ursachen nichts mehr zum Vortheile der Künstler, als was sie, schon seit zweyhundert Jahren, ohne Nutzen gethan hatten. Die antiken Statuen und Bas-reliefs, welche sich Raphael und seine Zeitgenossen so gut zu Nutze zu machen wußten, waren ihren Vorgängern vor Augen gewesen, ohne daß diese einen Vortheil daraus zu ziehen gewußt hatten. Wenn man nachher noch einige Antiken entdeckte, welche diese Vorgänger nicht gesehen hatten, so waren dagegen auch viele schon wieder untergegangen, ehe Raphael sie sehen konnte. Warum liessen jene nicht die Ruinen des alten Roms durchsuchen, wie Raphael und seine Zeitgenossen thaten? Weil sie kein Genie hatten; weil sie an dem Marcus Aurelius und an allen Werken der Bildhauerey und der Baukunst, welche schon lange vor dem Raphael über der Erde gewesen waren, nicht ihren eignen Geschmack antrafen.

Das Wunderwerk, welches zu Rom vorgieng, eräugnete sich zu gleicher Zeit in Venedig, in Florenz und in andern Städten von Italien. Männer, welche in der Geschichte ihrer Kunst auf immer groß bleiben werden, und alle vortrefflicher

waren,

waren, als ihre Lehrmeister; Männer ohne Vorläufer, und Schüler ihres eignen Genies kamen gleichsam aus der Erde hervor. Venedig sah sich auf einmal an vortrefflichen Mahlern reich, ohne daß die Republik etwa kurz vorher neue Akademien errichtet, oder den Mahlern neue Preise ausgesetzt hätte. Die glücklichen Einflüsse, welche sich damals über die Mahlerey gleichsam ergossen, zogen den Correggio aus seiner Dunkelheit hervor, und machten ihn zu einem grossen Mahler von einem ganz besondern Charakter. Correggio hat es zuerst gewagt, Figuren zu mahlen, die wirklich in der Luft schweben, und, wie es die Mahler nennen, plafonniren. Als Raphael die Hochzeit der Psyche in das Gewölbe des Saales im kleinen Farnese mahlte, behandelte er dieses Subject eben so, als wenn es auf Tapeten, die man an die Decke befestigt hätte, gemahlt wäre. Correggio hingegen hat in der Himmelfahrt der h. Jungfrau, an der Kuppole der Cathedralkirche zu Parma, und in der Himmelfahrt Christi, an der Kuppole der St. Johannesabtey, daselbst Figuren gemacht, die wirklich in der Luft schweben. Schon dieses ist ein deutlicher Beweis von der Mitwirkung physikalischer Ursachen bey der Wiederherstellung der Künste; daß alle Schulen, welche damals entstanden, auf verschiednen Wegen zu dem Schönen gelangten. Sie waren einander in ihrer Manier nicht ähnlich, ob sie gleich alle in ihrer Art so gut

 sind,

sind, daß man es ungern sehen würde, wenn nicht eine jedwede ihrer eignen gefolgt wäre. p)

Der Norden empfieng auch einige Strahlen von diesem Einflusse. **Albrecht Dürer, Hollbein** und **Lucas von Leyden** mahlten weit besser, als man noch vorher in ihrem Vaterlande gemahlt hatte. Man verwahrt auf der Bibliothek zu Basel verschiedne Gemählde von Hollbein: Zwey davon setzen den erstaunenden Fortgang, den die Mahlerey überall machte, wo fähige Köpfe waren, ungemein ins Acht. Das erste von beyden, welches, zufolge einer darunter gesetzten Aufschrift, im Jahre 1516 gemacht worden ist, stellt einen Schulmeister vor, der Kinder lesen lehrt: Es hat alle Fehler, die ich den Mahlereyen vor **Raphaels** Zeiten vorgeworfen habe. Das zweyte, welches, der Aufschrift nach, im Jahre 1521 verfertigt ist, und die **Abnehmung Christi vom Kreutze** vorstellt, ist im guten Geschmacke. **Hollbein** hatte neue Gemählde gesehen, und sich selbige zu Nutze gemacht, so wie **Raphael** sehr grossen Vortheil aus Beschauung eines Gemähldes vom **Michael Angelo** zog. Die Altarverzierung, welche die vornehmsten Begebenheiten der Leidensgeschichte in acht besondern Schildereyen vorstellt, die gegenwärtig auf dem Rathhause zu **Basel** aufbehalten werden, muß vor Abschaffung der katholischen Religion daselbst von **Hollbein** gemahlt, und bey Einfüh-

p) Omnes inter se dissimiles, ita tamen, vt neminem velis esse sui dissimilem. *Cic. de Oratore. L. III.*

waren, als ihre Lehrmeister; Männer ohne Vorläufer, und Schüler ihres eignen Genies kamen gleichsam aus der Erde hervor. Venedig sah sich auf einmal an vortrefflichen Mahlern reich, ohne daß die Republik etwa kurz vorher neue Akademien errichtet, oder den Mahlern neue Preise ausgesetzt hätte. Die glücklichen Einflüsse, welche sich damals über die Mahlerey gleichsam ergossen, zogen den **Correggio** aus seiner Dunkelheit hervor, und machten ihn zu einem grossen Mahler von einem ganz besondern Charakter. **Correggio** hat es zuerst gewagt, Figuren zu mahlen, die wirklich in der Luft schweben, und, wie es die Mahler nennen, plafonniren. Als Raphael die Hochzeit der **Psyche** in das Gewölbe des Saales im kleinen Farnese mahlte, behandelte er dieses Subject eben so, als wenn es auf Tapeten, die man an die Decke befestigt hätte, gemahlt wäre. **Correggio** hingegen hat in der Himmelfahrt der h. Jungfrau, an der Kuppole der Cathedralkirche zu **Parma**, und in der Himmelfahrt Christi, an der Kuppole der St. Johannesabtey, daselbst Figuren gemacht, die wirklich in der Luft schweben. Schon dieses ist ein deutlicher Beweis von der Mitwirkung physikalischer Ursachen bey der Wiederherstellung der Künste; daß alle Schulen, welche damals entstanden, auf verschiednen Wegen zu dem Schönen gelangten. Sie waren einander in ihrer Manier nicht ähnlich, ob sie gleich alle in ihrer Art so gut

sind,

sind, daß man es ungern sehen würde, wenn nicht eine jedwede ihrer eignen gefolgt wäre. p)

Der Norden empfieng auch einige Strahlen von diesem Einflusse. Albrecht Dürer, Hollbein und Lucas von Leyden mahlten weit besser, als man noch vorher in ihrem Vaterlande gemahlt hatte. Man verwahrt auf der Bibliothek zu Basel verschiedne Gemählde von Hollbein: Zwey davon setzen den erstaunenden Fortgang, den die Mahlerey überall machte, wo fähige Köpfe waren, ungemein ins Licht. Das erste von beyden, welches, zufolge einer darunter gesetzten Aufschrift, im Jahre 1516 gemacht worden ist, stellt einen Schulmeister vor, der Kinder lesen lehrt: Es hat alle Fehler, die ich den Mahlereyen vor Raphaels Zeiten vorgeworfen habe. Das zweyte, welches, der Aufschrift nach, im Jahre 1521 verfertigt ist, und die Abnehmung Christi vom Kreutze vorstellt, ist im guten Geschmacke. Hollbein hatte neue Gemählde gesehen, und sich selbige zu Nutze gemacht, so wie Raphael sehr grossen Vortheil aus Beschauung eines Gemähldes vom Michael Angelo zog. Die Rückseite des Altares, welche die vornehmsten Begebenheiten der Leidensgeschichte in acht besondern Schildereyen vorstellt, die gegenwärtig auf dem Rathhause zu Basel aufbehalten werden, muß vor Abschaffung der katholischen Religion daselbst von Hollbein gemahlt, und bey Einfüh-

p) Omnes inter se dissimiles, ita tamen, vt neminem velis esse sui dissimilem. Cic. de Oratore. L. III.

führung der reformirten im Jahre 1527, da man die Gemählde aus den Kirchen wegnahm, an gedachten Ort gebracht worden seyn. Diese acht Gemählde können, in Ansehung der Poesie, mit den besten Werken von Raphaels Schülern verglichen, und im Colorite denselben noch vorgezogen werden. Man bemerkt an denselben so gar eine grössere Einsicht in die Kunst des Lichtes und Schattens, als die übrigen Mahler selbiger Zeiten hatten.

Unsere Vorfahren sahen unter der Regierung Ludwigs des dreyzehenden in Frankreich eine eben so günstige Veränderung mit der Poesie vorgehen, als die war, so sich unter Papst Julius dem zweyten mit der Mahlerey in Italien zutrug. Es wurde plötzlich heller Tag, ob gleich nur eine schwache Dämmerung vorher gegangen war: Unsere Poesie schwang sich auf einmal in die Höhe, und die Ausländer, welche sie bis dahin verachtet hatten, wurden ganz davon eingenommen. Peter Corneille ist, meines Wissens, der erste weltliche Dichter unter den Franzosen, von dem ein etwas weitläuftiges Werk in der Sprache unserer Nachbarn übersetzt worden ist.

Man trifft bewundernswürdige Stellen in den Werken einiger französischen Dichter an, welche noch vor dieser Zeit geschrieben haben, die ich für den Anfang der glänzenden Epoche in der französischen Poesie halte. Malherbe ist in dem Nu-

sind, daß man es ungern sehen würde, wenn nicht eine jedwede ihrer eignen gefolgt wäre. p)

Der Norden empfieng auch einige Strahlen von diesem Einflusse. Albrecht Dürer, Hollbein und Lucas von Leyden mahlten weit besser, als man noch vorher in ihrem Vaterlande gemahlt hatte. Man verwahrt auf der Bibliothek zu Basel verschiedne Gemählde von Hollbein: Zwey davon setzen den erstaunenden Fortgang, den die Mahlerey überall machte, wo fähige Köpfe waren, ungemein ins Licht. Das erste von beyden, welches, zufolge einer darunter gesetzten Aufschrift, im Jahre 1516 gemacht worden ist, stellt einen Schulmeister vor, der Kinder lesen lehrt; Es hat alle Fehler, die ich den Mahlereyen vor Raphaels Zeiten vorgeworfen habe. Das zweyte, welches, der Aufschrift nach, im Jahre 1521 verfertigt ist, und die Abnehmung Christi vom Kreuze vorstellt, ist im guten Geschmacke. Hollbein hatte neue Gemählde gesehen, und sich selbige zu Nutze gemacht, so wie Raphael sehr grossen Vortheil aus Beschauung eines Gemähldes vom Michael Angelo zog. Die Rückseite des Altares, welche die vornehmsten Begebenheiten der Leidensgeschichte in acht besondern Schildereyen vorstellt, die gegenwärtig auf dem Rathhause zu Basel aufbehalten werden, muß vor Abschaffung der katholischen Religion daselbst von Hollbein gemahlt, und bey Einfüh-

p) Omnes inter se dissimiles, ita tamen, vt neminem velis esse sui dissimilem. Cic. de Oratore. L. III.

führung der reformirten im Jahre 1527, da man die Gemählde aus den Kirchen wegnahm, an gedachten Ort gebracht worden seyn. Diese acht Gemählde können, in Ansehung der Poesie, mit den besten Werken von Raphaels Schülern verglichen, und im Colorite denselben noch vorgezogen werden. Man bemerkt an denselben so gar eine grössere Einsicht in die Kunst des Lichtes und Schattens, als die übrigen Mahler selbiger Zeiten hatten.

Unsere Vorfahren sahen unter der Regierung Ludwigs des dreyzehenden in Frankreich eine eben so günstige Veränderung mit der Poesie vorgehen, als die war, so sich unter Papst Julius dem zweyten mit der Mahlerey in Italien zutrug. Es wurde plötzlich heller Tag, ob gleich nur eine schwache Dämmerung vorher gegangen war: Unsere Poesie schwang sich auf einmal in die Höhe, und die Ausländer, welche sie bis dahin verachtet hatten, wurden ganz davon eingenommen. Peter Corneille ist, meines Wissens, der erste weltliche Dichter unter den Franzosen, von dem ein etwas weitläuftiges Werk in der Sprache unserer Nachbarn übersetzt worden ist.

Man trifft bewundernswürdige Stellen in den Werken einiger französischen Dichter an, welche noch vor dieser Zeit geschrieben haben, die ich für den Anfang der glänzenden Epoche in der französischen Poesie halte. Malherbe ist in dem Nu-

merus und im Gange seiner Verse unnachahmlich; weil er aber mehr feines Gehör, als Genie hatte, so preisen sich die meisten Strophen seiner Werke blos durch das Mechanische, und durch die wohlklingende Stellung der Worte an, wozu er ein ungemeines Talent hatte. Man verlangte zu seinen Zeiten nicht einmal von einem Gedichte, daß es aus einer ununterbrochnen Folge von lauter Schönheiten bestehen sollte. Einige vor andern hervorglänzende Stellen waren hinlänglich, einem ganzen Gedichte Bewunderung zu verschaffen. Man ließ ihm die andern matten Verse hingehen, weil man sie blos als solche ansah, die den erstern zur Verbindung dienten; daher man sie auch, wie wir aus den Nachrichten des Abtes de Marolles sehen, Verse zum Uebergange q) nannte.

Es finden sich in den Werken des Desportes und des Bertaut Strophen, die mit den besten, welche seit des Corneille Zeiten gemacht worden sind, in Vergleichung gesetzt werden können. Wenn aber Jemand diese Strophen angeführt gefunden hätte, und dadurch begierig gemacht worden wäre, die ganzen Werke dieser beyden Dichter zu lesen; so würde er sie gewiß bald wieder aus den Händen legen. Denn sie gleichen gebirgigten Landschaften, in denen man erst eine Menge rauher Wildnisse durchwandern muß, ehe man einmal ein anmuthiges und gut erbautes Thal antrifft.

Als

q) Des vers de passages.

Als Corneille den Cid verfertigte, hatten wir in Frankreich schon seit zweyhundert Jahren eine tragische Schaubühne. Und zu was für einer Vollkommenheit war die dramatische Poesie gekommen? Zu keiner. Corneille fand unser Theater noch eben so plump, als es unter Ludwig dem zwölften gewesen seyn könnte. Die dramatische Dichtkunst erhielt von 1635 bis 1665, und also in einer Zeit von dreyßig Jahren weit mehr Vollkommenheit, als in den ganzen drey vorhergehenden Jahrhunderten. Rotrou erschien mit dem Corneille zugleich; Racine, Moliere und Quinault kamen bald nachher. Ist wohl die dramatische Poesie des Garnier so beschaffen, nähert sie sich der Vollkommenheit so sehr, daß man damals hätte hoffen dürfen, bald nachher Dichter, wie Corneille und Moliere waren, aufstehen zu sehen? Wer sind die poetischen Ahnen des La Fontaine? Waren die Mahler Freminet und Vouet, die unter Ludwigs des dreyzehenden Regierung arbeiteten, würdige Vorläufer des Poussin, des Le Sueur und des Le Brun?

Die grossen Männer, welche das Jahrhundert des August ausmachen, bildeten sich nicht in den glücklichen Zeiten der Regierung dieses Kaisers: Sie hatten ihre Verdienste schon; sie waren gebildet, ehe diese glückseeligen Tage sich anfiengen. Jedermann weis, daß die ersten Jahre seiner Regierung eiserne und blutige Zeiten waren. Jene von dem ganzen Erdkreise geseegneten Tage nahmen

men erst nach der Schlacht bey Actium ihren Anfang, als der Schutzgott Roms den Antonius, die Zwietracht und die Kleopatra mit Einem Streiche zu Boden schlug. Virgil war damals vierzig Jahre alt. Hier ist die Abschilderung, die er selbst von den Zeiten gemacht hat, da er sich ausbildete; Zeiten, in denen, wie er selbst sehr schön sagt, der Gott des Krieges und der Wuth die Regierung führten. r)

Leute, die sich einen berühmten Namen gemacht hatten, waren, so lange die Verbannungen und die Abscheulichkeiten der ersten Regierungsjahre des August fortwährten, der Gefahr gerade am meisten ausgesetzt. Cicero, welcher in diesen unglücklichen Zeiten, von denen Virgil redet, hingerichtet wurde, starb als ein Opfer seiner Talente. s)

s) Illum
Largus et exundans letho dedit ingenii fons;
Ingenio manus est et ceruix caesa.

Horaz

r) Quippe vbi fas versum atque nefas; tot bella per orbem,
Tam multae scelerum facies, non vllus aratro
Dignus honor; squallent abductis arua colonis,
Et curuae rigidum falces conflantur in ensem.
Hinc mouet Euphrates, illinc Germania bellum:
Vicinae, ruptis inter se legibus, vrbes
Arma ferunt; saeuit toto Mars impius orbe.
Georg. L. I.

s) Iuuen. Sat. X.

Horaz war fünf und dreyßig Jahre alt, als die Schlacht bey Actium geliefert wurde. Die großmüthige Freygebigkeit des August ermunterte zwar die grossen Dichter, zu arbeiten, aber sie waren schon vor dieser Aufmunterung grosse Männer geworden. Was uns vollends überzeugen muß, daß die moralischen Ursachen bey dem erstaunenden Wachsthume der Künste und Wissenschaften mit einer andern noch kräftigern Ursache blos mitwirken, ist, daß die Künste und Wissenschaften wieder in Verfall gerathen, wenn die moralischen Ursachen ihre äussersten Kräfte anwenden, um sie auf der Höhe der Vollkommenheit zu erhalten, die sie von selbst erreicht hatten. Diese grossen Männer, welche sich gleichsam mit ihren eignen Händen gebildet haben, können weder durch ihren Unterricht, noch durch ihr Beyspiel, Schüler ziehen, die ihnen gleichgekommen wären. Diese ihre Nachfolger, welche von vortrefflichen Meistern unterrichtet werden, sie, die so wohl um dieser als um vieler andern Ursachen willen ihre Lehrer übertreffen sollten, wenn sie eben so viel Genie hätten, als jene, kommen an ihre Stellen, ohne sie zu ersetzen. An die Stelle dieser ersten Nachfolger jener grossen Meister kommen wiederum andere, die noch schlechter sind; und so verschwindet endlich das Genie zu den Künsten und Wissenschaften ganz, bis sie nach Verlaufe vieler Jahrhunderte einmal wieder aufs neue aus ihrem Grabe hervorgehen, worein sie, wie es schien, auf eine so lange Zeit waren eingeschlos-

sen gewesen, nachdem sie sich der Welt nur einige Jahre lang gezeigt hatten.

In eben dem Lande, wo die Natur so freygebiger Weise, und ohne ausserordentliche Hülfsmittel, die berühmten Mahler in dem Jahrhunderte Leo des zehenden hervorgebracht hatte, konnten weder Belohnungen, noch die Bemühungen der Akademie zu St. Luca, die von Gregorius dem dreyzehenden und Sixtus dem fünften gestiftet worden ist, noch die Anwendung aller andern moralischen Mittel, diesen grossen Künstlern, die gleichsam keine Ahnen hatten, Nachkommen verschaffen, welche ihrer würdig gewesen wären. Die venetianische und florentinische Schulen schlugen aus der Art, und kamen in Zeit von sechzig Jahren wieder herunter. Es ist wahr, die Mahlerey erhielt sich zu Rom länger im Flore: Es gab noch in der Mitte des vorigen Jahrhundertes grosse Meister daselbst, aber es waren Ausländer, als: Poußin, die Schüler der Caraccios, welche die Vorzüge der bolognesischen Schule zu Rom in Ansehen brachten, und einige andre mehr. Da diese Schule später als die römische geblühet hat, so hat sie auch selbige überlebt. Es flog, man vergebe mir diesen Ausdruck, kein junges Holz neben diesen grossen Eichen an. Poußin, welcher dreyßig Jahre lang seinen Werksaal mitten in Rom hatte, und daselbst unaufhörlich arbeitete, erzog in dieser ganzen Zeit keinen Schüler, der sich einen berühmten Namen

in der Kunst erworben hätte, obgleich dieser grosse Mann fähiger war, als iemals ein Mahler gewesen seyn mag, andre zu unterrichten. Raphael hingegen, der, als er starb, noch so jung war, als einige seiner Schüler, hatte in eben dieser Stadt, jedoch zu anderer Zeit, binnen zehn bis zwölf Jahren eine Schule von fünf oder sechs Mahlern gebildet, deren Werke noch itzt einen Theil von dem Ruhme ihres Lehrers ausmachen. Mit einem Worte, alle italienische Schulen, die venetianische, die römische, die Schulen zu Parma und Bologna, wo in der guten Zeit die grossen Genies so zahlreich waren, sind heutiges Tages gänzlich verarmt.

Diese Abnahme ist gerade zu der Zeit erfolgt, da sich Italien in den glücklichsten Umständen befand, worinnen es, seit der Zerstörung des römischen Reiches von den Barbaren, gewesen war. Alle Umstände, welche den Wachsthum der schönen Künste befördern müßten, wenn er blos auf moralische Ursachen ankäme, vereinigten sich, sie zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu bringen, gerade zu der Zeit, da sie sich wieder zu ihrem Verfalle neigten. Der Krieg verheerte Italien von dem Feldzuge an, den unser König Karl der achte nach Neapel that, bis auf den Frieden, der im Jahre 1529 zwischen Karl dem fünften und Franciscus dem ersten zu Cambray geschlossen wurde, worauf bald nachher die letzte Staatsveränderung mit Florenz vorgieng. Dreyßig Jahre

lang wurde Italien, um mich eines sehr gewöhnlichen Ausdruckes ihrer Geschichtschreiber zu bedienen, von barbarischen Nationen unter die Füsse getreten: Das Königreich Neapolis wurde vier bis fünfmale von verschiednen Fürsten erobert, und der mayländische Staat veränderte seine Herrn noch öfter. Man konnte von den Thürmen zu Venedig oftmals feindliche Armeen erblicken; und Florenz war fast immer im Kriege, entweder gegen das Haus der von Medicis, welche sich zu Herrn über sie machen wollten, oder gegen die Pisaner, die es wieder unter das Joch zu bringen suchten. Rom hatte mehr als einmal feindliche oder doch verdächtige Truppen in seinen Mauern, und diese Residenz der schönen Künste wurde durch die Soldaten Karls des fünften mit eben so vieler Barbarey geplündert, als eine Stadt, die mit stürmender Hand von den Türken eingenommen wird. Und doch machten gerade binnen dieser vier und dreyßig Jahre die Künste und Wissenschaften den Fortgang, der uns noch heutiges Tages erstaunlich vorkömmt.

Seit der letzten Staatsveränderung in Florenz bis zu Ende des sechzehnden Jahrhundertes wurde die Ruhe in Italien durch nichts als durch Kriege an den Gränzen, oder doch nur durch Kriege von kurzer Dauer unterbrochen: Es wurde keine von den grossen Städten geplündert, und in den fünf grossen Staaten, welche fast ganz Italien unter sich getheilt hatten, giengen keine gewaltsamen

men Veränderungen mehr vor. Die Deutschen und die Franzosen thaten keine Einfälle mehr, wenn man den Feldzug des Herzoges von Guise nach Neapel unter Paulus dem vierten ausnimmt, welches mehr ein blosser Marsch, als ein Krieg war. Das ganze siebzehende Jahrhundert ist für Italien eine Zeit der Ruhe und des Ueberflusses gewesen. Während dieser Zeit sammelten die Venetianer unsägliche Summen Geldes, und liessen die berühmte goldne Kette machen, die man jährlich mit neuen Gliedern vermehrte. Damals legte Sixtus V fünf Millionen Scudi in den apostolischen Schatz; die genuesische Bank wurde angefüllt; die Grosherzoge häuften so erstaunende Summen auf; die Herzoge von Ferrara füllten ihre Schatzkammern an; mit einem Worte, alle italienischen Fürsten, nur die Vicekönige zu Neapel, und die Stadthalter in Mayland ausgenommen, hatten nach dem gewöhnlichen Aufwande, und nach den Ausgaben, die aus Vorsicht auf künftige Zeiten gemacht wurden, jährlich noch einen Ueberschuß, den sie zurücke legen konnten: Sind dieses nicht die gewissesten Kennzeichen eines blühenden Staates? Dem ohnerachtet waren diese glücklichen Zeiten diejenigen, da die Schulen zu Rom, zu Florenz, zu Venedig und bald darauf auch die zu Bologna an guten Genien arm wurden, und endlich einen völligen Mangel daran hatten. Eben so wie der Mittag ihres Glanzes nicht weit von dem Morgen entfernt gewesen war, so stellte sich auch der Abend sehr bald nach dem Mit-

M 2 tage

tage ein. Ich will die Abnahme unsers Jahrhundertes nicht prophezeyen, obgleich, schon vor vierzig Jahren, ein Mann von vielem Verstande, da er von den schönen Werken desselben Jahrhundertes redet, gesagt hat: **Aufrichtig zu gestehen, so ist diese gute Zeit seit ungefähr zehn Jahren vorüber.** r) Boileau sah noch einen lyrischen Dichter sich aufschwingen, der die Talente jener alten Poeten besaß, denen Virgil einen ehrenvollen Platz in den elysäischen Feldern giebt, weil sie den damals noch rohen Völkern zuerst Tugend und Sitten lehrten. Die Werke dieser Alten, welche gleichsam die ersten Bande der Gesellschaft waren, und daher Gelegenheit zu der Fabel von dem Amphion gegeben haben, enthielten keine weisern Lehren, als die Oden gedachten Dichters, dem die Natur nur deswegen Genie gegeben zu haben schien, damit er Tugend und Sitten lehren und liebenswürdig schildern könnte. Andere, die noch am Leben sind, verdienten ebenfalls, daß ich ihrer Werke mit Hochachtung erwähnte, allein ich muß hier sagen, was Vellejus in einem gleichen Falle sagt, Viuorum censura difficilis. Es ist allzu kützlich, sich auf eine Beurtheilung noch lebender Dichter einzulassen.

Wenn wir bis zu dem Jahrhunderte des August zurücke gehen, so sehen wir, daß die Wissenschaften, die Künste, und vornämlich die Poesie in Verfall geriethen, da sich alles vereinigte, sie aufrecht

r) Herr von Fontenelle in seiner kleinen Abhandlung über die Alten und Neuern.

recht zu erhalten: In den schönsten Jahren des römischen Reiches arteten sie aus. Viele stehen in der Meynung, Künste und Wissenschaften wären mit unter die Ruinen dieser Monarchie begraben worden, als dieselbe von den nordischen Völkern über einen Haufen geworfen und zerstört wurde. Man nimmt also an, die Ueberschwemmungen der Barbaren, auf welche der gänzliche Umsturz der meisten Staaten, in denen sie sich fest setzten, erfolgte, hätten den bezwungenen Völkern die nöthigen Bequemlichkeiten, und selbst die Neigung, Künste und Wissenschaften zu treiben, benommen. Die Künste, sagt man, können sich nicht in einem Lande erhalten, dessen Städte in Felder, und dessen Felder in wüste Oerter verwandelt sind.

> Tanti causa mali Latio gens aspera aperto
> Saepius irrumpens: Sunt iussi vertere mores
> Ausonidae victi. u)

Diese Meynung ist deswegen nicht weniger falsch, weil sie durchgängig angenommen ist. Es kommen in der Geschichte eben so leicht falsche Meynungen auf, als in der Philosophie. Die Künste und Wissenschaften waren, ob man sie gleich sehr sorgfältig trieb, schon in Verfall gerathen und ausgeartet, als diese Völker, die Geisseln des menschlichen Geschlechtes, ihr kaltes und rauhes Vaterland verliessen. Man kann das Brustbild des Caracalla als den letzten Odemzug der römischen Bildhauerkunst ansehen. Die beyden Triumphbögen,

u) *Vida* Poet. L. I.

welche seinem Vater Severus errichtet wurden; die Capitäle der Säulen an dem Septizonium, die man von ihrer Stelle weggenommen und in verschiednen Kirchen versetzt hat, nebst den noch vorhandnen Statuen, von denen man weis, daß sie aus dieser Zeit her sind, geben einen Beweis ab, daß die Bildnerey und die Baukunst schon unter der Regierung dieses Kaisers und seiner Söhne in Verfall gerathen waren. Jedermann weis, daß die erhobene Arbeit an dem größten der zween gedachten Triumphbögen von einer schlechten Hand sind. Und doch ist zu vermuthen, daß man die geschicktesten Bildhauer dazu gebraucht hat, wäre es auch bloß in Betrachtung des Ortes geschehen, wo sie aufgerichtet wurden. Es war dieses in dem ansehnlichsten Theile der Stadt, an dem einen Ende des Fori Romani, und wie man Anlaß zu vermuthen hat, unten an derjenigen Treppe des Kapitoliums, welches die hundert Stufen hiessen. Gleichwohl regierte Severus mehr als zweyhundert Jahre vorher, ehe Rom das erstemal vom Alarich eingenommen ward. Und seit der Regierung dieses Kaisers neigten sich die Künste beständig mehr zu ihrem Verfalle.

Die Denkmaale, die uns aus den Zeiten der Nachfolger des Severus übrig sind, machen der Bildhauerkunst noch weniger Ehre, als die erhobene Arbeit an dem größten unter den beyden Triumphbögen, die zur Ehre dieses Kaisers errichtet worden sind.

Die

Die römischen Medaillen, welche nach der Regierung des Caracalla und seines Nachfolgers des Macrinus geprägt wurden, sind denen weit nachzusetzen, die sich von den Zeiten der dreyßig ersten Kaiser herschreiben. Nach dem Gordianus Pius verschlimmerten sie sich noch merklicher, und unter dem Gallienus, welcher funfzig Jahre nach dem Caracalla regierte, waren sie weiter nichts mehr als schlechte Münzen. Es ist weder Geschmack und Zeichnung in ihrem Gepräge, noch Verstand in der Einrichtung. Da diese Medaillen eben sowohl bestimmt waren, die guten Eigenschaften und schönen Thaten des Fürsten, unter dessen Regierung sie geprägt wurden, auf die Nachwelt zu bringen, als ein Handel und Wandel gäng und gäbe zu seyn; so ist zu vermuthen, daß die Römer, welche auf ihren Nachruhm eifersüchtiger als irgend ein Volk waren, zu Verfertigung derselben die geschicktesten Arbeiter gebraucht haben, die sie nur finden konnten. Es läßt sich also von der Schönheit der Münzen ganz sicher auf den Zustand, worinnen sich die Kunst in Stein und Stahl zu schneiden befand, schliessen, und diese folgt der Bildhauerkunst Schritt vor Schritt nach. In diesen Vermuthungen, welche sich auf die Beschaffenheit der Medaillen gründen, wird man durch die noch vorhandenen Werke der Bildhauerkunst bestärkt, von denen man zuverläßig weis, wenn sie verfertigt worden sind. Z. B. die Münzen Constantins des Grossen, welcher funfzig Jahre nach dem Gallienus regierte, haben einen sehr schlechten Stempel; und so wie man auf diesen Münzen

einen schlimmen Geschmack wahrnimmt, so sieht man auch aus dem zur Ehre dieses Kaisers aufgeführten Triumphbogen, welcher noch heutiges Tages in Rom vorhanden ist, daß unter seiner Regierung, und also hundert Jahre vorher, ehe die Barbaren Rom einnahmen, die Bildhauerkunst wieder in eben den rohen Zustand verfallen war, worinnen sie sich vor dem ersten punischen Kriege mochte befunden haben.

Als der römische Senat und das Volk diesen Triumphbogen zur Ehre des Constantinus aufrichten wollten, fand sich, allem Anscheine nach, in der Hauptstadt des Reiches kein Bildhauer, der im Stande gewesen wäre, dieses Werk zu unternehmen. Ungeachtet der Ehrerbietung, die man zu Rom für das Andenken des Trajans hatte, beraubte man doch den Triumphbogen, der ehemals ihm zu Ehren aufgerichtet worden war, seiner Zierrathen, und brauchte sie zur Verfertigung desjenigen, den man dem Constantin erbaute, ohne auf die Schicklichkeit zu sehen. Die Triumphbögen der Römer waren nicht, wie die unsrigen, nach Belieben erfundene Denkmaale, noch ihre Zierrathen bloß willkührliche Verschönerungen, die keine andere Regeln hatten, als die Ideen des Baumeisters. Da wir keine wirklichen Triumphe halten; da bey uns der Ueberwinder nach dem Siege nicht auf einem Wagen einzieht, vor welchem gefangene Feinde vorhergehen: So können sich die neuern Bildhauer zur Verschönerung ihrer allego-

rischen

rischen Triumphbögen nach Belieben erfundener Siegeszeichen und Waffen bedienen. Folglich schicken sich die Zierrathen des einen gemeiniglich auch für andre. Weil aber die Triumphbögen der Römer zur Verewigung wirklicher Triumphe errichtet wurden, so schickten sich die Zierrathen des einen, sintemal sie die in demjenigen Triumphe eingeführten Siegeszeichen vorstellten, zu dessen Andenken man diesen Bogen erbaute, nicht auch für einen andern, den man zum Andenken eines andern Triumphes aufrichtete; zumal wenn der Sieg nicht über eben dieselbe Nation erfochten worden war, deren Ueberwindung den ersten Triumphbogen veranlaßt hatte. Jede Nation hatte damals ihre eigenthümlichen Waffen und Kleidungen, welche in Rom sehr bekannt waren. Jedermann wußte daselbst den Dacier, den Parther und den Germanier zu unterscheiden; so wie man vor hundert Jahren die Franzosen und die Spanier unterscheiden konnte, als noch jeder von beyden seine eigne Landestracht hatte. Die Triumphbögen der Alten waren also historische Denkmaale, und erfoderten die historische Wahrheit: Folglich konnte man nicht ohne Uebelstand darwider verstoßen.

Dem ohngeachtet verschönerte man den Triumphbogen Constantins mit gefangenen Parthern, und mit Siegeszeichen, die aus ihren Waffen, und anderm von ihnen erbeuteten Geräthe bestanden; lauter Zierrathen, die von dem Triumphbogen des Trajan genommen waren. Trajan

hatte diese Siegeszeichen von den Parthern erobert, aber Constantin hatte mit diesem Volke noch nichts zu thun gehabt. Kurz man schmückte diesen Triumphbogen mit Basreliefs, an denen damals Jedermann den Kopf Trajans erkannte, und noch itzt erkennt. Man darf nicht glauben, daß man das Denkmaal des Trajans aufgeopfert habe, um desto eher mit dem Triumphbogen des Constantinus fertig zu werden. Denn weil man ihn doch nicht völlig aus zusammengerafften Stücken zu Stande bringen konnte; so mußte ein Bildhauer der damaligen Zeit einige Basreliefs verfertigen, welche zu Ausfüllung der leeren Plätze dienen konnten. Es sind solches diejenigen Basreliefs, welche sich unter dem Hauptbogen befinden; die Gottheiten auswendig am Bogen auf den Verzierungen an der innwendigen Seite der zween kleinern Bogen, und die verstümmelten Basreliefs, welche oben auf dem Schlusse dieser Bogen befindlich sind. Dieses ganze Bildwerk, welches man sogleich von dem andern unterscheidet, wenn man sich dem Triumphbogen nähert, ist dem guten gothischen weit nachzusetzen, obgleich, aller Wahrscheinlichkeit nach, der geschickteste Bildhauer in der Hauptstadt des Reiches daran gearbeitet hat. Als Constantin seine neue Hauptstadt Constantinopel verschönern wollte, mußte er solches ebenfalls auf keine beßre Weise ins Werk zu richten, als daß er einige von den schönsten Denkmaalen der Stadt Rom dahin bringen ließ. Gleichwohl muß die Bildhauerkunst, weil sie mehr, als die Mahlerey und Poesie, von moralischen Ursachen abhängt, und

weni-

rischen Triumphbögen nach Belieben erfundener Siegeszeichen und Waffen bedienen. Folglich schicken sich die Zierrathen des einen gemeiniglich auch für andre. Weil aber die Triumphbögen der Römer zur Verewigung wirklicher Triumphe errichtet wurden, so schickten sich die Zierrathen des einen, sintemal sie die in demjenigen Triumphe eingeführten Siegeszeichen vorstellten, zu dessen Andenken man diesen Bogen erbaute, nicht auch für einen andern, den man zum Andenken eines andern Triumphes aufrichtete; zumal wenn der Sieg nicht über eben dieselbe Nation erfochten worden war, deren Ueberwindung den erstern Triumphbogen veranlaßt hatte. Jede Nation hatte damals ihre eigenthümlichen Waffen und Kleidungen, welche in **Rom** sehr bekannt waren. Jedermann wußte daselbst den **Dacier**, den **Parther** und den **Germanier** zu unterscheiden; so wie man vor hundert Jahren die **Franzosen** und die **Spanier** unterscheiden konnte, als noch jeder von beyden seine eigne Landestracht hatte. Die Triumphbögen der Alten waren also historische Denkmaale, und erfoderten die historische Wahrheit: Folglich konnte man nicht ohne Uebelstand darwider verstossen.

Dem ohngeachtet verschönerte man den Triumphbogen **Constantins** mit gefangenen **Parthern**, und mit Siegeszeichen, die aus ihren Waffen, und anderm von ihnen erbeuteten Geräthe bestanden; lauter Zierrathen, die von dem Triumphbogen des **Trajan** genommen waren. **Trajan**

 hatte

hatte diese Siegeszeichen von den Parthern erobert, aber Constantin hatte mit diesem Volke noch nichts zu thun gehabt. Kurz man schmückte diesen Triumphbogen mit Basreliefs, an denen damals jedermann den Kopf Trajans erkannte, und noch itzt erkennt. Man darf nicht glauben, daß man das Denkmaal des Trajans aufgeopfert habe, um desto eher mit dem Triumphbogen des Constantinus fertig zu werden. Denn weil man ihn doch nicht völlig aus zusammengerafften Stücken zu Stande bringen konnte; so mußte ein Bildhauer der damaligen Zeit einige Basreliefs verfertigen, welche zu Ausfüllung der leeren Plätze dienen konnten. Es sind solches diejenigen Basreliefs, welche sich unter dem Hauptbogen befinden; die Gottheiten auswendig am Bogen, auf den Verzierrungen des Reifen der zween kleinern Bogen, und die verstümmelten Basreliefs, welche oben auf dem Schlusse dieser Bogen befindlich sind. Dieses ganze Bildwerk, welches man sogleich von dem andern unterscheidet, wenn man sich dem Triumphbogen nähert, ist dem guten gothischen weit nachzusetzen, obgleich, aller Wahrscheinlichkeit nach, der geschickteste Bildhauer in der Hauptstadt des Reiches daran gearbeitet hat. Als Constantin seine neue Hauptstadt Constantinopel verschönern wollte, mußte er solches ebenfalls auf keine beßre Weise ins Werk zu richten, als daß er einige von den schönsten Denkmaalen der Stadt Rom dahin bringen ließ. Gleichwohl muß die Bildhauerkunst, weil sie mehr, als die Mahlerey und Poesie, von moralischen Ursachen abhängt, und weni-

weniger als diese beyden von den Einflüssen physikalischer Ursachen regiert wird, später als diese beyden Künste, und selbst später, als die Beredsamkeit, in Abnahme gerathen: Wie man denn auch aus demjenigen, was Petron von der Mahlerey sagt, ersehen kann, daß diese Kunst schon seit Nerons Zeiten anfieng, sich zu ihrem Verfalle zu neigen.

Was die Poesie betrifft, so war Lucan der Nachfolger des Virgil, und von der Aeneis bis zu der Pharsalia sind schon viele Stufen abwärts. Nach dem Lucan erschien Statius, dessen Gedichte den Poesien des Lucans weit nachgesetzt werden. Statius, welcher unter dem Domitian lebte, hinterließ keine Nachfolger; Horaz hatte in der lyrischen Dichtungsart ebenfalls keine gehabt: Juvenal erhielt die Satyre bis unter die Regierung des Adrianus, aber seine Poesie können als die letzten Odemzüge der römischen Musen angesehen werden. Ausonius und Claudian, welche die lateinische Dichtkunst wieder auferwecken wollten, brachten weiter nichts als ein Gespenst zum Vorscheine, das ihr ähnlich sah. Ihre Verse haben weder den Wohlklang noch die Stärke derjenigen, die unter Augusts Regierung gemacht wurden. Tacitus, der unter dem Trajan schrieb, ist der letzte lateinische Geschichtschreiber: Denn so kann er mit Rechte genannt werden, da er keinen bessern Nachfolger als den Abkürzer des Trogus Pompejus gehabt hat. Obgleich die Gelehrten über die eigentliche Zeit, da Curtius seine Geschichte Alexanders

schrieb,

schrieb, nichts eins sind, und ihn einige für einen spätern Scribenten halten, als den **Tacitus**, so scheint mir doch eine Stelle seines Buches offenbar zu beweisen, daß dieser Autor unter der Regierung des Claudius geschrieben habe. Bey Gelegenheit der Unglücksfälle, die auf **Alexanders** Tod folgten, weil sich die **Macedonier** statt Eines Oberhauptes viele machten, sagt er: x) Rom sey vor kurzem durch das Unternehmen, die alte Verfassung der Republik wieder herzustellen, seinem Untergange nahe gekommen. Man erkennt in der vortrefflichen Beschreibung, die er von dieser Begebenheit macht, alle Hauptumstände des Aufruhres, welcher in **Rom** entstand, als, nach des **Caligula** Tode, der Senat die republicanische Regierungsform wieder aufrichten wollte; weswegen auch damals die Anhänger dieser Parthey und die prätorianischen Cohorten, welche einen Kaiser haben wollten, gegen einander auszogen. **Curtius** bezeichnet so genau alle Umstände, die damals vorfielen, als **Claudius** zur Regierung gelangte, wodurch endlich dieser Aufruhr gestillet wurde; er redet so deutlich von dieser Familie des **Claudius**, daß man gar nicht nöthig hat, erst lange zu rathen, worauf diese Stelle zielt; zumal da keiner von den dreyßig unmittelbaren Nachfolgern des **Claudius** auf eine solche Art zur Regierung gekommen ist, daß sich diese Erzählung des **Curtius** darauf deuten liesse. Man muß sie nothwendig entweder von dem **Claudius** oder von dem **Gordianus Pius** verstehen.

Sechzig

x) *Curtius* L. X. c. 9.

Sechzig Jahre nach dem August schrieb Quinctilian schon von den Ursachen des Verfalles der römischen Beredsamkeit. Longin, welcher zu des Gallienus Zeiten florirte, handelt in einem Kapitel seines Tractates von dem Erhabnen, von den Ursachen der Abnahme der Geister. Nur die Redekunst war noch übrig: Die Redner selbst hatten aufgehört. Der Verfall der Künste und Wissenschaften war schon sehr sichtbar. Er fiel denen, welche Untersuchungen anzustellen fähig waren, schon so stark in die Augen, daß er sie bewog, den Ursachen davon nachzuspüren: Und sie machten diese Anmerkung lange vorher, ehe die Barbaren Italien verwüsteten.

Sogar bemerkt man, daß Künste und Wissenschaften unter denjenigen Kaisern anfiengen, in Verfall zu gerathen, welche die Pracht liebten, und selbst den Künsten und Wissenschaften oblagen. Die meisten unter ihnen strebten sehr eifrig nach dem Ruhme grosser Redner, und viele davon wollten Dichter seyn. Nero, Hadrian, Marcus Aurelius, und Alexander Severus konnten mahlen. Werden wohl unter ihrer Regierung die Künste in keiner Achtung gestanden haben? Kurz, in den vier Jahrhunderten, welche von dem Julius Cäsar an bis auf die Einfälle der Barbaren verflossen sind, folgten viele ruhige Regierungen auf einander, die man das güldene Weltaltar in der Geschichte nennen könnte. Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin der Fromme, und Antonin der Philosoph, welche

Veränderungen, die in Asien vorgiengen, und wodurch Macrin an die Stelle des Caracalla, und Heliogabalus an die Stelle des Macrin kam. Dergleichen gewaltsame Glückswechsel fielen zwar bisweilen auch in Rom selbst vor, allein sie kamen doch in ein oder zwey Tagen zu Stande, und hatten keine so traurigen Folgen, daß dadurch der Fortgang der Künste und Wissenschaften hätte aufgehalten werden können.

Nero wurde zu Rom abgesetzt, ohne daß ein einziges Gefechte dabey vorfiel. Die Ermordung des Galba und die Gelangung des Otho zum Throne war das Werk eines Morgens, und der Tumult kostete nicht zehn Personen das Leben. Das Volk betrachtete die Gefechte, welche die Kriegsleute des Vespasianus und des Vitellius einem Tag lang mit einander hielten, ohne mehr Antheil daran zu nehmen, als es gewöhnlicher Weise an den Kämpfen der Gladiatoren nahm. Maximinus wurde abgesetzt, und die africanischen Gordiani kamen an seine Stelle, ohne daß sich zu Rom einige andre Bewegung äusserte, als wenn es etwa die Vollziehung eines Urtheiles gegen einen Privatmann betroffen hätte. Nachdem die Gordiani in Africa gestorben waren, kamen Pupienus und Balbinus ohne Tumult auf den Thron, und binnen zween Tagen sah man den Anfang und das Ende eines Krieges, der zwischen dem Volke und den prätorianischen Truppen entstand, als diese beyden Kaiser ermordet wurden, und Gordianus Pius

an ihre Stelle kam. Die andern Staatsverände-
rungen giengen sehr plötzlich vor, und trugen sich,
wie ich schon gesagt habe, ausserhalb Rom zu. Mit
einem Worte, die bürgerlichen Kriege der Römer
unter den ersten funfzig Kaisern, wurden blos von
den Armeen geführt, die einander den Vorzug strei-
tig machten, welche von ihnen dem Reiche einen
Oberherrn geben sollte, und beyde Partheyen such-
ten die Provinzen eben so sehr zu schonen, als heu-
tiges Tages unsere christlichen Fürsten in ihren, lei-
der allzuhäufigen Kriegen, diejenigen Länder, welche
sie zu erobern und zu behalten hoffen. Es gehen
zwar viel Unordnungen dabey vor, aber sie sind
nicht von der Beschaffenheit, daß sie Künste und
Wissenschaften zernichten könnten. Ihr Wachs-
thum wird durch alle diese Kriege nicht gehindert.
Nur diejenigen Kriege können unter die Ursachen
ihres Verfalles gerechnet werden, welche den Pri-
vatmann in Gefahr setzen; diejenigen, da er aus ei-
nem Bürger zu einem Sklaven gemacht, oder we-
nigstens des Eigenthumsrechtes über seine Güter
beraubt wird.

So waren die Kriege der Perser gegen die
Griechen, und die Kriege der nordischen Bar-
baren gegen das römische Reich. So sind die
Kriege der Christen mit den Türken, wo sich die
ganze Nation noch in weit grösser Gefahr befindet,
als in den gewöhnlichen Kriegen der Soldat allein.
Dergleichen Kriege zernichten gewiß Künste und
Wissenschaften in den Ländern, welche dabey verwü-

stet werden: Da hingegen die regelmäßigen Kriege, worinnen das Volk keine andre Gefahr läuft, als, seinen Landesherrn zu verändern, und unter die Hoheit eines andern christlichen Fürsten zu kommen, Künste und Wissenschaften nirgend zernichten können, als etwa in einer Stadt, die das Unglück hat, mit Sturme erobert und geplündert zu werden. Das Schrecken, welches diese Kriege ausbreiten, kann höchstens ihren Fortgang auf einige Jahre aufhalten, und wie es scheint, so hält es selbigen nicht einmal auf. Ich weis nicht, durch was für ein Schicksal Künste und Wissenschaften niemals in blühenderm Zustande sind, als mitten unter solchen Kriegen. Griechenland hatte, zu den Zeiten des Philippus, des Vaters Alexanders des Grossen, verschiedne dergleichen Kriege auszustehen: In Rom näherten sich Künste und Wissenschaften der Vollkommenheit gerade zu den Zeiten am stärksten, da die bürgerlichen Kriege unter dem Julius Cäsar und unter dem August das römische Reich so sehr zerrütteten. Als die Schule zu Antwerpen blühte, wurden die spanischen Niederlande von Frankreich und Holland bekriegt: Und sind nicht in Frankreich ebenfalls Wissenschaften und Künste während des Krieges am meisten empor gestiegen?

Man sieht also, wenn man die Sache nach der Wahrheit untersucht, daß das römische Reich, in den drey nächstfolgenden Jahrhunderten nach Cäsars Ermordung, keine dergleichen schreckliche Kriege ausgestanden hat, durch welche Künste und Wissen-

senschaften in Verfall kommen können. Erst unter dem Gallienus fiengen die Barbaren an, auf dem Gebiete des römischen Reiches festen Fuß zu fassen, und die unrechtmäßigen Regenten, sich in den Provinzen zu behaupten. Solche Stadthalter, die sich zu unabhängigen Beherrschern machten, waren zwar, durch die von ihnen erregten Kriege, an der Verheerung einiger Länder Schuld, denen es an Gränzvestungen mangelte, weil sie insgesammt lange unter Einem Oberherrn gestanden hatten: Aber diese Verheerungen konnten doch den Verfall, worein Künste und Wissenschaften damals geriethen, nicht verursachen. Die Hauptstadt der Monarchie blieb immer in einem unveränderten Zustande, ein Aufenthalt der Künste: Folglich wendeten sich alle guten Arbeiter im ganzen römischen Reiche nach Rom. Man kann also von rechtswegen nur die Verwüstungen dieser Stadt als eine von den Ursachen des Unterganges der Künste und Wissenschaften anführen. Nun aber war Rom, so lange bis Alarich es einnahm, welches erst 450 Jahre nach Cäsars Tode geschah, beständig die Hauptstadt eines grossen Reiches, wo immer prächtige Gebäude aufgeführt wurden. Die Unruhen der prätorianischen Cohorten waren gewiß nicht die Ursache, warum es keine grossen Mahler, Bildhauer, Redner und Dichter gab; denn sie verhinderten ja nicht, daß sich beynahe eine ganze Welt mittelmäßiger Künstler in Rom befand. Wenn die Künste so häufig getrieben werden, daß sich eine grosse Anzahl mittelmäßiger Künstler bildet, so müßten sich

auch vortreffliche Meister bilden, wenn es den Arbeitern nicht an Genie fehlte.

Rom ist noch heutiges Tages voller Grabmäler und Bildsäulen, welche, wie solches theils aus ihren Inschriften, theils aus dem Kopfputze der Frauenzimmer zuverläßig bestimmt werden kann, von dem Trajanus an, bis auf die Regierung Constantins verfertigt worden sind. Da die Römerinnen ihren Kopfputz eben so oft veränderten, als die französischen Frauenzimmer den ihrigen; so kann man schon fast bloß aus der Beschaffenheit des Kopfputzes der Figuren auf den römischen Kunstwerken urtheilen, unter welchem Kaiser sie verfertigt worden sind; weil man aus den Münzen, worauf sich die Gemahlinnen und Anverwandtinnen der Kaiser befinden, ersieht, zu welcher Zeit gewisse Moden geherrscht haben. Eben so würde man, aus einer Sammlung der seit dreyhundert Jahren in Frankreich nach einander aufgekommenen Moden, dergleichen die Sammlung des Herrn von Gaignieres ist, die Zeit bestimmen können, in welcher das Bildniß einer französischen Dame in ihrem völligen Anputze gemacht worden wäre.

Die Scribenten des vierten Jahrhundertes sagen, es gäbe zu Rom mehr Statuen, als lebendige Menschen. Die schönsten griechischen Bildsäulen, deren Ueberreste uns so kostbar sind, waren unter dieser Anzahl. Aber diese Statuen bildeten seit dem Caracalla keinen grossen Künstler mehr: Ihre

Vor-

Vortreflichkeit blieb unkräftig bis auf Papst Julius den zweyten. Gleichwohl fuhr man noch unter der Regierung des Constantinus immer fort, kostbare Gebäude in Rom aufzuführen, und folglich auch die Bildhauer zu beschäfftigen. Ja vielleicht haben sich niemals eine größre Menge Künstler in Rom befunden, als damals, da man gar keine guten hatte. Wie viel prächtige Gebäude liessen nicht Severus, Caracalla, Alexander Severus und Gordianus Pius aufführen? Man kann die Ruinen von den Bädern des Caracalla nicht ansehen, ohne über die unmäßige Grösse dieses Gebäudes in Erstaunen zu gerathen. August selbst hat kein so weitläuftiges aufgebaut. Niemals hat es ein prächtigeres Gebäude gegeben, ein Gebäude, woran mehr Ueberkleidungen und Zierrathen verschwendet worden wären, oder welches, durch seine Grösse, einem Monarchen mehr Ehre gemacht hätte, als die warmen Bäder des Diocletians, eines von des Gallienus Nachfolgern. Ein Theil von diesem Gebäude macht gegenwärtig die Karthäuserkirche in Rom aus. y) Aus einem noch andern Theile hat man ebenfalls eine Kirche gemacht, die den Flagellanten gehört. z)

Ich will diesen Betrachtungen noch eine Anmerkung hinzufügen. Die meisten, welche zu Rom die Bildhauerkunst erlernten, waren Sklaven. Folglich werden, wie man leicht erachten kann, diejeni-

 -gen,

y) S. Maria degl' Angeli.

z) S. Bernardo alle Terme Diocleziane.

gen, so einen Sklavenhandel trieben, sehr sorgfältige und kluge Untersuchungen angestellt haben, um zu entdecken, ob sich unter den Knaben, die sie zum Wiederverkaufen erzogen, irgend einer fände, der die Fähigkeit hätte, ein geschickter Bildhauer zu werden: Eben so leicht läßt sich schliessen, wie viel Mühe sie sich werden gegeben haben, denen, welche sie für fähig hielten, vortreffliche Bildhauer zu werden, die zur Ausbildung ihrer Fähigkeiten erforderliche Erziehung zu verschaffen. Ein Sklave, der sich in irgend einer Profeßion hervorthat, war damals ein Schatz für seinen Herrn, dieser mogte nun ihn selbst, oder seine Arbeiten verkaufen wollen. Nun sind die Mittel, die man in Händen hat, einen jungen Sklaven zum Fleisse in seinem Arbeiten zu bringen, weit kräftiger, als die, deren man sich in diesem Stücke bey Freygebohrnen bedienen kann. Welch ein Sporn für einen Sklaven ist nicht noch ausserdem die Hoffnung freygelassen zu werden! Die Meisterstücke, deren Ueberreste wir bewundern, standen noch auf den öffentlichen Plätzen; und folglich kann man die Ungeschicklichkeit der Künstler nicht eher, als nach der Verheerung der Stadt Rom von Alarich, moralischen Ursachen zuschreiben.

Warum haben sich Künste und Wissenschaften in Griechenland nicht auf dem Gipfel der Vollkommenheit erhalten, auf welchem sie sich unter dem Vater des Alexanders, und unter den ersten Nachfolgern dieses Eroberers befanden? Warum giengen sie nachher immer so sehr rückwärts, daß die

griechischen Meister unter dem Constantin wieder eben so ungeschickt geworden waren, als sie zweyhundert Jahre vor dem Philippus gewesen seyn mogten. Nach den Zeiten des macedonischen Königes Perseus, welcher vom Paul Aemil überwunden und gefangen genommen wurde, fielen Künste und Wissenschaften in Griechenland zusehends. Aber die Mahlerey hatte sich nicht einmal bis auf ihn erhalten: Sie war seit den Zeiten der Nachfolger Alexanders ins Abnehmen gerathen. a) Lucian kann noch für den einzigen Dichter angesehen werden, den die folgenden Zeiten hervorgebracht haben, ob er gleich nur in Prosa schrieb. Plutarch, und Dio, welcher den Zeiten des Plutarch näher kömmt, als dessen Verdiensten, werden für die besten Autoren gehalten, welche geschrieben haben, nachdem Griechenland in eine Provinz des römischen Reiches verwandelt worden war. Die Schriften dieser beyden Griechen verdienen mit Hochachtung betrachtet zu werden. Es sind Werke scharfsinniger Geschichtschreiber, welche viele wichtige und sonderbare Dinge, die uns blos aus ihren Nachrichten bekannt sind, mit Verstande erzählen. Vornämlich sind Plutarchs Bücher wegen gewisser umständlichen Nachrichten und Begebenheiten, die er erzählt, der kostbarste Ueberrest aus dem griechischen und römischen Alterthume. Man kann vom Dio und Herodianus, die unter der Regie-

a) Floruit autem circa Philippum et vsque ad successores Alexandri praecipue pictura. Quint. Inst. L. XI. cap. 10.

rung des Alexander Severus und des Gordianus Pius schrieben, etwas Aehnliches sagen; jedoch vergleicht man sie, in Ansehung der Kunst, sowohl nachdrücklich, als würdig zu schreiben, und grosse Begebenheiten zu schildern, niemals mit dem Thucydides und Herodotus.

Ich habe schon oben angemerkt, daß man von der Beschaffenheit der Münzen auf den Zustand der Künste zu der Zeit, da die Münzen geprägt sind, schliessen könne. Nun aber sind die Münzen, welche zur Ehre und mit dem Bildnisse des Kaisers, in allen Ländern des römischen Reiches, wo man griechisch redte, geprägt wurden, schlechte Münzen, in Vergleichung mit denen, die in Rom auf Befehl des Senates, wie aus der Aufschrift erhellet, zu eben derselben Zeit geprägt worden sind. Z. B. die in Corfu geprägten Medaillen des Severus, welche durch die vor ungefähr sechzig Jahren gemachte Entdeckung eines Schatzes auf dieser Insul sehr gemein geworden sind, kommen mit den zu Rom geprägten lateinischen Medaillen dieses Kaisers nicht in Vergleichung: Und doch sind unter den griechischen Medaillen die von Corfu noch die besten. Die allgemeine Regel leidet keine Ausnahme.

Gleichwohl hatte Griechenland von Alexanders Tode an, bis auf die Zeit, da es unter römische Bothmäßigkeit kam, keinen dergleichen Krieg auszustehen, welche die Künste und Wissenschaften Jahrhunderte lang in Vergessenheit bringen kön-

nen.

nen. Die Unruhen, die der Einfall der Gallier in Griechenland ungefähr hundert Jahre nach Alexanders Tode verursachte, dauerten nur kurze Zeit. Aber gesetzt, daß Künste und Wissenschaften durch die Kriege zwischen Alexanders Nachfolgern, und durch die Kriege der Römer mit den zween macedonischen Königen und den Aetoliern hätten leiden können, so müßten sie sich doch wieder zur Vollkommenheit aufgeschwungen haben, so bald die Ruhe Griechenlandes dadurch, daß es sich den Römern unterwarf, dauerhaft und beständig wurde. Das Studiren der Künstler wurde nachher nicht wieder unterbrochen, als durch den mithridatischen Krieg und durch die bürgerlichen Kriege der Römer, welche zu verschiednen malen einigen Provinzen eine Unruhe von etwa vier oder fünf Jahren verursachten. Wenigstens hätten Künste und Wissenschaften unter der Regierung des Augustus, der sie zu Rom in Flor brachte, sich wieder erheben sollen. Griechenland genoß nach der Schlacht bey Actium, dreyhundert Jahre lang, ruhigere Zeiten, als es jemals gehabt hatte. Unter den meisten Kaisern war die römische Hoheit über Griechenland mehr ein Schutzrecht, welches die öffentliche Ruhe in Sicherheit setzte, als eine Herrschaft, die den Privatpersonen zur Last und der Gesellschaft nachtheilig gewesen wäre. Die Römer hielten in Griechenland nicht, wie in ihren andern Provinzen, beständig einige Truppen. Die meisten Städte wurden nach ihren alten Gesetzen regiert; und, allgemein zu reden, ist unter allen fremden Regierun-

gen keine den unterthänigen Völkern weniger zur Last gefallen, als die römische. Es war mehr ein Steuerruder, als ein Joch. Mit einem Worte, die Kriege der Athenienser, der Thebaner und der Lacedämonier untereinander, die Kriege des Philippus mit den übrigen griechischen Staaten, waren, in Ansehung ihrer Dauer und der darinnen vorgefallenen Begebenheiten, weit schrecklicher gewesen, als diejenigen, welche Alexander und seine Nachfolger, oder auch die Römer in Griechenland führten. Gleichwohl hatten jene erstern Kriege den damaligen grossen Fortgang der Künste und Wissenschaften, der noch heutiges Tages dem menschlichen Geiste so viel Ehre macht, nicht verhindert.

Alles Angeführte, wird man vielleicht antworten, beweist nicht, daß die Griechen unter den Antoninen und ihren Nachfolgern weniger Genie, als Phidias und Praxiteles, hatten: Allein ihre Künstler waren schlechter geworden, weil die Römer die vortrefflichsten Werke der größten Meister nach Rom weggeführt, und also Griechenland derjenigen Stücke beraubt hatten, die am fähigsten waren, den Geschmack junger Künstler zu bilden, und ihre Nacheiferung zu erregen. Noch während des zweyten punischen Krieges ließ Marcellus b) die von den öffentlichen Gallerien in Syrakus weggenommenen Kunstwerke nach Rom bringen, welche einigen Römern einen Geschmack an den Künsten beybrachten, der sehr bald in Rom allgemein

b) *Liv.* Hist. L. XXV.

mein wurde, und nachher Ursache war, daß man so viele Plünderungen in diesem Stücke an andern Nationen verübte. Selbst diejenigen, welche sich nicht auf den Werth der Bildsäulen, der Vasen und anderer Seltenheiten verstanden, unterliessen, wenn sie Gelegenheit dazu hatten, doch nicht, selbige mit sich weg nach **Rom** zu nehmen, wo man, wie sie wohl sahen, sich so viel daraus machte. **Mummius**, welcher **Rom** mit den in **Korinth** erbeuteten Kostbarkeiten bereichern wollte, hatte, wie man aus seiner lächerlichen Drohung an diejenigen, welche dieselben zu Schiffe nach Rom bringen sollten, ersieht, nicht den geringsten Begriff von ihrem Werthe. c) Kein Verlust hätte unersetzlicher seyn können, als der Verlust eines dergleichen Schatzes, der in den Meisterstücken solcher ausserordentlichen Künstler bestand, welche zur Verherrlichung eines Jahrhundertes vor den andern eben so viel beytragen, als die grossen Heerführer. Allein **Mummius** ließ denen, welchen er diese kostbaren Werke an Bord gab, ganz ernsthaft andeuten, daß wer eine Bildsäule, oder ein Gemählde, oder sonst etwas von der ihm überlieferten Fracht verloren gehen liesse, gehalten seyn sollte, auf seine eigne Unkosten ein neues Stücke wieder machen zu lassen. Jedoch die Römer kamen bald aus dieser Unwissenheit, und kurz nachher zerschlug selbst der gemeine Soldat, bey der Plünderung eroberter Städte, kostbare Gefässe nicht mehr. Die Armee des Sylle brachte die Neigung zu allem, woran die **Griechen** ein Ver-

c) *Vell. Pat.* L. I. cap. 13.

Vergnügen fanden, mit sich nach Rom, oder richtiger zu reden, sie machte selbige in Rom allgemein. d)

Es gab seit der Zeit, da die Republik um ihre Freyheit gekommen war, mehr als Einen Verres; mehr als Ein Römer hatte die Rechte der Eroberung an den unterthänigen Nationen ausgeübt. Man kann eine Abschilderung solcher Ausschweifungen in der vierten Rede des Cicero gegen diesen Räuber lesen. Weit gefehlt, daß dieses Unwesen mit der republicanischen Regierungsform zugleich seine Endschaft erreicht hätte, es gieng unter verschiedenen Kaisern bis zu der ungezähmtesten Räuberey. Es ist bekannt, mit welcher Unverschämtheit Caligula die Provinzen ausplünderte: Nero schickte den Karinas und den Akratus, zween Kenner, ausdrücklich deswegen nach Griechenland und Asien, um die daselbst noch vorhandenen schönen Denkmale der Bildhauerkunst von dannen wegzuführen, weil er seine neuen Gebäude damit ausschmücken wollte. Man nahm also den armen Griechen, wie Juvenal sagt, so gar ihre Hausgötter. Nicht das kleinste Bildniß eines Gottes wurde ihnen gelassen, wenn es nur einigen Werth hatte.

Ipsi

d) Ibi primum insueuit exercitus populi Romani amare, potare, signaque, tabulas pictas, vasa caelata mirari, ea privatim ac publice rapere, delubra spoliare, sacra profanaque omnia polluere. *Sallustius* de Bello Catil.

Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus vnicus. e)

Alles Angeführte hat seine Richtigkeit, aber es war dem ungeachtet noch eine so grosse Anzahl schöner Stücke der Bildhauerkunst in Griechenland und Asien geblieben, daß es den dortigen Künstlern nicht an Mustern fehlte. Es gab noch Gegenstände genug daselbst, welche fähig waren, ihre Nacheiferung zu erregen. Die schönen Statuen, welche man seit zwey bis dreyhundert Jahren in Griechenland gefunden hat, beweisen klar, daß die römischen Kaiser und ihre Befehlshaber sie nicht alle daraus weggeführt hatten. Der Ganymedes in der S. Marcusbibliothek zu Venedig wurde vor dreyhundert Jahren in Griechenland gefunden: Die Andromeda, welche in dem Besitze des Herzoges von Modena ist, fand man in Athen, als die Venetianer diese Stadt, in dem Kriege, der sich mit dem carlowitzer Frieden endigte, einnahmen. Die Nachrichten unsrer Reisenden sind voller Beschreibungen von Bildsäulen und Basreliefs, die man noch itzt in Griechenland und Kleinasien antrifft. – Hatten die Römer die Basreliefs von dem Tempel der Minerva zu Athen weggeführt? Wenn die Rede von den Wissenschaften ist, hatten sie alle Exemplare von dem Homer, von dem Sophokles, und von den andern Scribenten der guten Zeit mit sich aus Griechenland genommen? Nein, aber jene glücklichen Tage waren vorüber. Die Geschicklichkeit der Griechen war in Künsteley, und

e) Juv. Sat. VIII.

und ihre Scharfsinnigkeit in übertriebne Feinheit ausgeartet. Sie waren in allen Dingen, die Kunst einander Schaden zu thun ausgenommen, wieder zu einem ganz rohen Volke geworden. In den sechs letzten Jahrhunderten des constantinopolitanischen Kaiserthumes waren sie, besonders in den Künsten, weit ungeschickter, als sie vor den Zeiten des macedonischen Königes Amyntas gewesen seyn mochten. Jedoch hat wirklich das glückliche Jahrhundert Griechenlandes länger gedauert, als das Jahrhundert des August und Leons des zehenden. Es haben sich sogar die Wissenschaften noch lange nach dem Verfalle der schönen Künste aufrecht erhalten, weil die Griechen zu allen Zeiten von Natur mehr Geist gehabt haben, als andere Völker. Es scheint, als wenn die Natur in Griechenland eine Kraft hätte, die sie in andern Ländern nicht hat; als wenn sie daselbst die Speisen nahrhafter, und den Gift bösartiger machte. Die Griechen haben Tugenden und Laster höher getrieben, als andere Menschen.

Die Stadt Antwerpen ist eine Zeitlang das Athen der Länder disseits der Alpen gewesen. Allein da Rubens anfieng, seine Schule berühmt zu machen, thaten die moralischen Ursachen nichts Ausserordentliches zum Vortheile der Künste. Wenn blos der blühende Zustand einer Stadt oder eines Reiches die Vollkommenheit der schönen Künste nach sich zöge; so müßte die Mahlerey sechzig Jahre eher zu Antwerpen in Flor gekommen seyn. Als Rubens aufstand, war Antwerpen bey weitem

tem nicht mehr in seinem blühendesten Zustande, weil die neu errichtete Republik Holland die Hälfte des antwerpischen Handels an sich gezogen hatte. Da Krieg in dieser Gegend war, so setzten die Feinde, durch ihre häufigen Unternehmungen gegen die Stadt, die Umstände der Kaufleute, der Geistlichen und der vornehmsten Bürger beständig in Gefahr. Rubens hinterließ Schüler; unter andern den Jordans und Vandyk, welche seinem Namen viel Ehre machen, aber diese sind gestorben, ohne wiederum andere Schüler zu hinterlassen, die ihre Stelle ersetzt hätten. Die Schule des Rubens hat das Schicksal aller andern Schulen gehabt; sie ist in Verfall gerathen, als sich alles zu ihrer Erhaltung zu vereinigen schien. Wenigstens scheint es, als wenn Quellins, der für den letzten Mahler aus derselben gehalten werden kann, ohne Schüler sterben würde, die seiner würdig wären. Gegenwärtig weis man noch von keinem, und es hat auch gar nicht das Ansehen, daß er in der Eingezogenheit, in der er nunmehr lebt, noch einige ziehen werde.

Aus allen dem, was ich gesagt habe, ist klar, daß Künste und Wissenschaften durch einen geschwinden Fortgang, den man keinen moralischen Ursachen zuschreiben kann, auf die höchste Staffel ihrer Vollkommenheit gelangen: Ja es scheint so gar, daß sie wieder in Verfall gerathen, wenn diese Ursachen ihre äussersten Kräfte anwenden, sie aufrecht zu erhalten.

Drit-

Dritte Betrachtung.

Die grossen Mahler sind immer Zeitgenossen der grossen Dichter unter ihren Mitbürgern gewesen.

Zudem sind fast alle grosse Künstler in einem Lande Zeitgenossen gewesen. Nicht allein die größten Mahler von allen Schulen haben zu Einer Zeit gelebt, sondern sie sind auch Zeitgenossen der grossen Dichter unter ihren Landsleuten gewesen. Ueberdieß sind die Zeiten, worinnen die Künste blühen, immer fruchtbar an grossen Männern in allen Wissenschaften, in allen Tugenden und in allen Professionen. Es kommen, wie es scheint, Zeiten, da sich, ich weis nicht, was für ein Geist der Vollkommenheit über alle Menschen in einem gewissen Lande ausbreitet. Eben dieser Geist scheint sich wieder zu verlieren, nachdem er zwey oder drey Geschlechter vollkommner als die vorhergehenden und nachfolgenden gemacht hat.

Zu eben der Zeit, da Griechenland einen Apelles hervorbrachte, brachte es auch einen Praxiteles und Lysippus hervor. Damals lebten seine größten Dichter, Redner, und Philosophen. Sokrates, Plato, Aristoteles, Demosthenes, Isokrates, Thucydides, Xenophon, Aeschylus, Euripides, Sophokles, Aristophanes, Menander,

nander, und viele andre haben in Einem Jahrhunderte gelebt. Was für grosse Männer waren die griechischen Heerführer dieser Zeiten! welche grosse Thaten verrichteten sie nicht mit kleinen Armeen! Was für Fürsten waren nicht Philippus der König von Macedonien und sein Sohn Alexander! Man nehme alle berühmte Männer zusammen, welche Griechenland, von den Zeiten des macedonischen Königs Perseus bis auf die Eroberung der Stadt Constantinopel von den Türken, aufzuweisen hat, so wird man doch in diesen ganzen siebzehn Jahrhunderten keine so auserlesene Anzahl grosser Männer in allen Lebensarten und Profeßionen zusammen bringen, als in dem einzigen Jahrhunderte des Plato. Zu eben der Zeit, da Künste und Wissenschaften in Griechenland in Verfall geriethen, gieng es mit allen andern Profeßionen eben so. Livius nennt den Philopömen, welcher zu den Zeiten des macedonischen Königes Perseus lebte, den letzten unter den Griechen.

Das Jahrhundert des Augustus hatte eben das Schicksal, welches das Jahrhundert des Plato gehabt hatte. Wir haben unter den übrig gebliebenen Werken der römischen Bildnerey nichts schöneres, als die Stücke, welche zu Augusts Zeiten verfertigt worden sind. Hieher gehören, das Brustbild seines Eydams des Agrippa, welches in der Galerie des Großherzogs befindlich ist; der Cicero in dem matteischen Garten, und die Capitäle der auf dem Campo Vaccino noch stehenden Säu-

len von dem ehemaligen Tempel des Julius Cäsar, welche von allen europäischen Bildhauern einhellig zu Mustern der korinthischen Ordnung genommen werden. Unter dem August fiengen die römischen Medaillen an, schön zu werden, und das Stempelschneiden ist eine Kunst, die sich gewöhnlicher Weise in allen ihren Schicksalen nach der Bildhauerkunst richtet. Wir wissen von den meisten geschnittenen Steinen, zu welcher Zeit sie verfertigt worden sind, weil sich solches mehrentheils aus dem Inhalte derselben, und aus den darauf befindlichen Köpfen abnehmen läßt. Die schönsten römischen Edelgesteine sind diejenigen, welche, diesen Kennzeichen zu folge, zu Augusts Zeiten geschnitten worden sind. Z. B. Cicero auf einem Agathe, welcher dem Könige von Engelland, Karl dem zweyten zugehörte, und der Stein im Cabinete des Königes von Frankreich, mit den Köpfen des Augustus und der Livia. Ferner der Edelstein, den unser verstorbener König von dem Herrn Fesch in Basel bekam, wo Apollo, auf einem Felsen stehend, auf der Lyra spielt. Diese Stellung ist das unterscheidende Kennzeichen des Apollo von Actium auf den Medaillen des August, unter welchem diese hohe Schönheit das erstemal, nach der Schlacht bey Actium, zum Vorscheine kam. Man hat noch einen Grund, der es höchst wahrscheinlich macht, daß diese geschnittenen Steine aus des Augustus Zeiten herrühren, nämlich die Namen der Künstler, von denen diese Steine geschnitten sind, die sich an dem Orte befinden, wo man auf dergleichen

Wer-

Werken den Namen des Meisters bisweilen antrifft. Nun sehen wir aus dem Plinius f) und andern Scribenten, daß diese vortrefflichen Edelsteinschneider unter dem Augustus lebten. Man kann hieher noch den in dem kaiserlichen Cabinete zu Wien befindlichen auswärts geschnittenen Agath rechnen, worauf Augustus und Livia abgebildet sind, wie auch den, wovon der P. Montfaucon in seiner Reisebeschreibung durch Italien eine Zeichnung gegeben hat; es befinden sich die Bildnisse des Antonius und der Kleopatra auf demselben. g) Auch der kostbarste unter den antiken Edelgesteinen, der Agath zu S. Genevieve in Paris, mit dessen Erklärung sich fünf der berühmtesten Kenner der Alterthümer beschäfftiget haben, ist unter dem August, oder unter seinen ersten beyden Nachfolgern verfertiget worden. Peirescius, Tristan, Albert Rubens, Le Roi und der P. Hardouin sind darinnen einig.

Was ich von der Bildnerey der Römer gesagt habe, läßt sich auch von der Baukunst sagen. Das Theater des Marcellus, der Säulengang und die innwendigen Verzierungen der Rotunda, der Tempel des Julius Cäsar auf dem Campo Vaccino, der Tempel des Jupiter Anxur zu Terracina, welcher, wie man aus einer in den Marmor der dicken Mauer eingegrabenen Inschrift ersieht, ein

O 2 Werk

f) *Plin. Hist. nat. L. XXXVII.*

g) Pag. 342.

Werk des Baumeisters Pollio war, h) und der Tempel des Kastor und Pollux, den ein Freygelaßner des Augustus zu Neapel aufführen ließ, werden für diejenigen Denkmale der römischen Pracht gehalten, die ihren Architekten die meiste Ehre machen.

Jedermann weis noch aus der Schule, daß die größten römischen Dichter, oder, richtiger zu reden, daß alle grossen lateinischen Dichter, bis auf zween oder drey, in dem Jahrhunderte des Augustus blüheten. Dieser Fürst sah, oder konnte wenigstens sehen den Virgil, Horaz, Properz, Catullus, Tibullus, Ovidius, Phaedrus, Cornelius Gallus und viele andre, deren Werke wir verloren haben; ob sie gleich zu ihren Zeiten eben so sehr bewundert wurden, als die, welche wir noch heut zu Tage bewundern. Er hat den Lucrez sehen können, welcher im sechshundert und neun und neunzigsten Jahre nach Erbauung der Stadt an eben dem Tage starb, da Virgil die männliche Toga anlegte, wie Donatus in der Lebensbeschreibung Virgils anmerkt. Creech, i) der letzte und beßte Ausleger des Lucrez hat sich in dem Leben dieses Autors geirret, da er Virgils Geburtstag für den Todestag des Lucrez angiebt. Mein Vortheil verbindet mich, diesen Fehler hier an-

h) Dieses ist vermuthlich Vitruvius, welcher Vitruvius Pollio hieß, und unter dem August lebte.

i) Sein Buch ist zu Oxford im Jahre 1695 gedruckt.

anzumerken. Was Horaz, ein so feiner Richter, von den Vorzügen des Fundanus, des Pollio, und des Varius sagt, die er mit dem Virgil in Eine Classe setzt, erweckt ein sehr günstiges Vorurtheil für diese Dichter, welche alle drey mit dem August zu gleicher Zeit lebten. k)

Die meisten von den angeführten Dichtern haben den Cicero, den Hortensius und die andern berühmtesten römischen Redner sehen können. Sie sahen den Julius Cäsar, einen Mann, der sich durch seine Beredsamkeit und durch verschiedne bürgerliche Tugenden unter den römischen Bürgern eben so sehr hervorthat, als durch seine Thaten und seine Geschicklichkeit in der Kriegskunst unter den grossen Heerführern. Livius, der erste unter den Römern der die Kunst verstand, eine Geschichte zu schreiben, und Sallustius, den Vellejus und Quintilian mit dem Thucydides zu vergleichen wagen, l) lebten beyde zu des Augustus Zeiten, und waren Zeitgenossen des Vitruvius, des berühmtesten römischen Baumeisters. August war schon

k) Arguta meretrice potes, Dauoque Chremeta
Eludente senem, comis garrire libellos,
Vnus viuorum, Fundani: Pollio regum
Facta canit, pede ter percusso: Forte Epos acer,
Vt nemo, Varius, ducit: Molle atque facetum
Virgilio annuerunt gaudentes rure Camoenae.
Hor. Sat. X. L. I.

l) Vell. Pat. Lib. II. Quint. Inst. Lib. X. c. 1.

schon gebohren, als Aesopus und Roscius starben, die beyden vortrefflichsten Schauspieler, deren das römische Alterthum Erwähnung thut. Was für Männer waren nicht Cato von Utica, Brutus und die meisten von Cäsars Mördern! Was für ein Mann mußte nicht Agrippa seyn, der unter einem Regenten, welcher Verdienste so richtig beurtheilen konnte, als August, ein so ausserordentliches Glück machte. Kurz, der ältere Seneca sagt mit Rechte: „Alles, was die lateinische Sprache „Schönes aufzuweisen hat, welches man den stolzen „Griechen entgegen setzen, oder noch vorziehen kann, „ist um die Zeiten des Cicero geschrieben worden. „Alle Genies, die uns in den Künsten und Wissen„schaften erleuchtet haben, wurden damals gebohr„ren. Nachher hat es sich täglich wieder ver„schlimmert. m)

Die Regierungen Papst Julius des zweyten, Leons des zehnden und Clemens des siebenden, welche so fruchtbar an grossen Mahlern waren, brachten auch die besten Baumeister und Bildhauer hervor, deren sich Italien rühmen kann, zu eben der Zeit erschienen vortreffliche Meister in allen Arten der Kunst auf Metall oder Stein zu schneiden. Die ganz neu erfundene Kunst in Kupfer zu stechen kam

so-

m) Quicquid romana facundia habet, quod insolenti Graeciae aut opponat aut praeferat, circa Ciceronem effloruit. Omnia ingenia, quae lucem studiis nostris attulerunt, tunc nata sunt. In deterius deinde quotidie data res est. M. A. *Sen.* Controv. L. I.

sogleich nach ihrer Geburt unter den Händen dieser Männer eben so sehr zur Vollkommenheit, als die Mahlerey in den Gemählden des Raphael. Wem sind Ariost und Tasso unbekannt, die um eben diese Zeit wenigstens gebohren wurden! Fracastor, Sannazar und Vida machten damals die beßten lateinischen Verse, welche noch, seit der Zeit, da die römische Litteratur neue Blüthen getrieben hat, verfertigt worden sind. Was für Männer sind nicht jeder in seiner Sphäre, Leo X, Paulus III, die Kardinäle Bembo und Sadolet, Andreas Doria, der Marchese von Pesquaire, Philipp Strozzi, Cosmus von Medicis, mit dem Zunamen der Grosse, Machiavell, und Guicciardini, der Geschichtschreiber? Aber so wie die Künste in Italien nach und nach verfallen sind, so hat es auch an Leuten von eben so grossen Verdiensten gefehlt, welche in die Stellen jener grossen Männer hätten treten, und ihre Profeßionen würdig fortsetzen können.

Die größten französischen Bildhauer, Sarrasin, die Brüder Anguiers, Le Hongre, die beyden Marsy, Girardon, Desjardins, Coizevox, Le Gros, Theodon, Püget, und viele andre, welche noch arbeiten, haben unter der Regierung des letzt verstorbnen Königes gelebt, so wie von den Mahlern Poußin, Le Süeur, Le Brün, Coypel, Jouvenet, die beyden Boulognes, Forest, Rigault und andre, die unsrer Nation Ehre machen. Haben unter seiner Regierung nicht die

Mansarde gearbeitet? Permeule, Melan, Edelink, Simoneau, Nanteuil, die beyden Poilly, Masson, Piteau, van Schupen, Mademoiselle Stella, Gerard Audran, Le Clerc, Picart, und so viele andre, wovon einige gestorben und andere noch am Leben sind, haben sich alle durch die Kunst in Edelstein oder Metalle zu schneiden hervorgethan. Zu eben der Zeit hatten wir Goldarbeiter und Stempelschneider wie Varin, Künstler, die eines eben so dauerhaften Nachruhmes würdig sind, als Dioscorides und Alcimedon. Sarrazin, die Corneillen, Moliere, Racine, La Fontaine, Boileau, Quinault und Chapelle sind gleichfalls, einer nach dem andern, Zeitgenossen jener berühmten Leute gewesen. Damals hatten wir den Le Notre, der so berühmt wurde, weil er die Gartenkunst, die heutiges Tages in dem größten Theile von Europa eingeführt ist, vollkommner machte, und gewisser maassen ganz neu erfand. Lulli, der so jung nach Frankreich kam, daß man ihn zu den Franzosen rechnen kann, ob er gleich von Geburt ein Italiener war, hatte so grosse Verdienste um die Musik, daß er die Eifersucht vieler Tonkünstler unter allen Nationen erregte: Mit ihm zugleich lebten Leute von ganz ausserordentlichen Talenten in der Kunst musikalische Instrumente zu spielen.

Alle Gattungen der Beredsamkeit und der Litteratur sind, während der Regierung Ludwigs XIV, von solchen Männern bearbeitet worden, die man

den

den Gelehrten künftiger Zeiten, welche sich auf eben diese Wissenschaften legen werden, beständig zu Mustern anführen wird. Der P. Petau, der P. Sirmond, der Herr Dü Cange, der Herr von Launoy, die Herren von Valois und Dü Chesne, Herbelot, Vaillant, der P. Rapin, der P. Commire, der P. Mabillon, der P. D' Acheri, der P. Thomaßin, Arnauld, Pascal, Nicole, der P. Le Bossü, Le Maitre, der Herr von Rochefoucault, der Kardinal von Retz, Bochart, Saumaise, Malebranche, Claude, Cartesius, Gassendi, Rohault, der Abt Regnier, Patrü, Hurtius, La Brüyere, Flechier, Fenelon, Erzbischof zu Cambray, Bossuet, Bischof zu Meaux, der P. Bourdaloue, der P. Mascaron, der P. Desmares, von Vaugelas, D' Ablancourt, der Abt von Saint Real, Pelisson, Regis, die Herren Perrault und so viele andre haben diejenigen Meisterstücke unserer Poesie, Mahlerey und Bildhauerkunst entstehen sehen, welche unser Jahrhundert auf immer berühmt machen werden.

Man findet in den zwey Menschenaltern, welche der französischen Nation die angeführten berühmten Gelehrten geliefert haben, eine Menge grosser Männer in allen Lebensarten. Wie viele grosse Magistratspersonen hat nicht dieses an Genien so fruchtbare Jahrhundert hervorgebracht? Man wird sich der Namen eines Conde und eines Türenne bedienen, einen grossen Feldherrn damit anzudeuten, so lange die Franzosen eine Nation bleiben werden.

Was würde der Marschall von Guebriant für ein Mann geworden seyn, wenn ihn nicht der Tod in der Blüthe seines Alters weggenommen hätte! Alle Theile der Kriegskunst sind von Leuten von vorzüglicher Geschicklichkeit getrieben worden. Der Marschall von Vauban wird nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa für den größten Ingenieur gehalten. In welchem Ruhme stehen nicht heut zu Tage noch in ganz Europa verschiedne Staatsminister Ludwigs des vierzehenden? Wir wollen wünschen, daß alle grosse Männer, welche gestorben sind, ohne daß ihr Verlust ersetzt worden ist, bald würdige Nachfolger bekommen, und daß jeder noch lebende Raphael, in was für einer Profeßion es auch sey, wenigstens einen Julius Romanus hinterlassen möge, der uns einst über seinen eignen Verlust trösten könne.

Vellejus Paterculus, welcher seine Geschichte ungefähr um das funfzehende Jahr der Regierung des Tiberius verfertigte, hat über das Schicksal der berühmtesten Jahrhunderte vor seiner Zeit, eben dieselben Betrachtungen angestellt, die ich über eben dieselben, und über diejenigen, welche seit seinen Zeiten gekommen sind, angestellt habe. Er drückt sich darüber gegen das Ende seines letzten Buches folgendergestalt aus: „Ich kann nicht „umhin, meine Gedanken über eine Sache herzu„schreiben, der ich oft nachgedacht habe, ohne sie „mir jemals völlig aufklären zu können. Kann „man sich gnug wundern, daß die größten Genies

„in

„in allen Profeßionen, der Zeit nach eben sowohl,
„als ihrer Vortrefflichkeit wegen, eine ganz beson-
„dere Classe ausmachen? Das Trauerspiel wurde
„von dem Aeschylus, dem Sophokles und dem
„Euripides, gleichwie die sogenannte alte Komoe-
„die von dem Aristophanes, dem Eupolis und
„Kratinus in einem Zeitraume von wenigen Jah-
„ren zur Vollkommenheit gebracht. Menander
„und dessen Zeitgenossen, Philemon und Diphi-
„lus, die ihm jedoch nicht gleich kamen, erfanden
„die neue Komoedie, und haben keine Nachfolger
„bekommen. Lebten die berühmten Weltweisen
„aus der sokratischen Schule, deren ich oben ge-
„dacht habe, lange nach dem Tode des Plato und
„des Aristoteles? Was für berühmte Redner hat
„es wohl vor dem Jsokrates, und nach den Zei-
„ten seiner Zuhörer und ihrer Schüler gegeben?
„Alle diese Männer insgesammt lebten innerhalb
„eines so kurzen Zeitraumes, daß sie alle einander
„haben persönlich kennen können.

„Bey den Römern hat man gerade dasselbe sich
„zutragen sehen. Wofern man nicht ganz rohe
„und ungebildete Scribenten, Leute, welche das ein-
„zige Verdienst besitzen, daß sie die ersten waren,
„mit in die Rechnung bringen will; so muß man
„die Aufnahme der Tragoedie in die Zeiten des
„Accius und seiner Zeitgenossen setzen. Der feine
„komische Witz findet sich in den Komoedien des
„Cäcilius, Terentius und Afranius in seiner
„schönsten Blüthe. Ein Zeitraum von weniger

„als

„als achzig Jahren hat, wenn man den Cato und „noch einige dergleichen alte, wenig bekannte Scri„benten ausnimmt, alle grossen lateinischen Ge„schichtschreiber und selbst den Livius hervorge„bracht: So wie das Zeitalter der guten Dichter „ebenfalls weder früher angefangen, noch später auf„gehört hat.„ Jede Gattung von Beredsamkeit und überhaupt alle Arten der prosaischen Wohlredenheit erschienen, wenn man in Ansehung des einzigen Cato eine Ausnahme macht, (denn P. Crassus, Scipio, Lälius, die beyden Grachifannius und Sergius Galba können hier nicht in Betrachtung kommen;) unter dem größten Meister derselben, dem Cicero in ihrem hellsten Glanze, so daß man nur sehr wenige mit Vergnügen liest, und keinen bewundert, als die, welche seiner Zeit so nahe gewesen sind, daß er sie, oder sie ihn haben sehen können.

„Wer die berühmten Grammatiker, Bildhauer, „Mahler und Edelsteinschneider kennt, der wird bey „der Untersuchung finden, daß ihre Künste ein glei„ches Schicksal mit allen übrigen gehabt, und nur „kurze Zeit geblühet haben.„ Wenn ich daher bisweilen eine Vergleichung zwischen unserm Jahrhunderte und dem abgewichnen anstelle, und den Ursachen von der Verschiedenheit nachdenke, die sich zwischen beyden findet, ungeachtet unsere Genies eben die Endzwecke und eben die Vortheile bey ihren Arbeiten haben, als jene: So kann ich niemals auf solche Gründe kommen, welche mir die eigentlichen und wahren zu seyn scheinen.

Die Meynung des Paterculus ist hier von einem so viel grössern Gewichte, da seine Zeitgenossen noch eine grosse Anzahl schöner Werke besassen, welche nun nicht mehr vorhanden sind. Die meisten sind seitdem verloren gegangen, und wir können heut zu Tage den Proceß gleichsam nicht so gut entscheiden, als er damals. Die Erfahrung desjenigen, was seit dem Paterculus geschehen ist, giebt seinen Betrachtungen ein neues Gewicht. Wir haben gesehen, daß das Jahrhundert Leons des zehnden eben das Schicksal gehabt hat, als die beyden Jahrhunderte des Plato und des August.

Vierzehnder Abschnitt.

Wie es zugehen kann, daß physische Ursachen etwas zu dem Schicksale der berühmtesten Jahrhunderte beytragen. Von dem Einflusse, den die Beschaffenheit der Luft auf den menschlichen Körper hat.

Sollte man, zur Erklärung der Säze, die ich behauptet und auf unveränderliche Erfahrungen gebauet habe, nicht annehmen dürfen, daß es Länder gebe, wo den Menschen diejenigen Fähigkeiten, welche man nothwendig haben muß,

muß, wenn man in gewissen Profeßionen etwas Vortreffliches leisten will, nicht angebohren werden; so wie es Länder giebt, wo gewisse Pflanzen nicht fortkommen? Könnte man ferner nicht annehmen, daß aus den Kindern, die unter dem glückseeligsten Himmel aufwachsen, dennoch zu manchen Zeiten keine so vollkommnen Menschen werden, als sonst; so wie die Pflanzen und Bäume, welche in ihrem vollen Wuchse sind, selbst in denjenigen Ländern, wo sie am beßten gerathen, ein Jahr weit schönere Früchte tragen, als das andere? Sollten nicht gewisse Jahre für die physische Erziehung der Kinder zuträglicher seyn, als andre; so wie gewisse Jahre dem Wachsthume der Bäume und Pflanzen zuträglicher sind, als andre? Gewiß, die menschliche Maschine hängt eben so sehr, als nur immer die Früchte, von der Beschaffenheit der Luft eines Landes ab, von den Abwechslungen, denen diese Beschaffenheit unterworfen ist kurz, von allen den Veränderungen, welche das, was man Wirkungen der Natur nennt, hindern oder befördern können.

Wie zwey Saamenkörner aus einer und eben derselben Pflanze Früchte von ganz verschiedner Güte hervorbringen, wenn man sie in verschiednes Erdreich, oder auch in eben denselben Boden zu verschiednen Jahren säet: So werden auch zwey Kinder, welche mit völlig einerley gebautem Gehirne zur Welt kommen, dennoch in Ansehung ihres Verstandes und ihrer Neigungen zween ver-

schied-

schiedne Menschen werden, wofern das eine in Schweden, und das andere in Andalusien erzogen wird. Sie werden so gar verschieden seyn, wenn sie auch in Einem Lande, allein jedes in gewissen Jahren, die in der Witterung von einander unterschieden sind, erzogen werden.

So lange der Mensch lebt, so lange seine Seele mit dem Körper vereinigt ist; richten sich unsre Neigungen und der Charakter unsers Geistes sehr nach der Beschaffenheit des Blutes, welches den Werkzeugen der Seele ihre Nahrung giebt, und ihnen in den Jahren der Kindheit und des Jünglingsalters die zum Wachsthume erforderlichen Säfte liefert. Die Beschaffenheit unseres Blutes aber hängt wiederum sehr von der Luft ab, die wir athmen: Sie kömmt sehr auf die Beschaffenheit derjenigen Luft an, in welcher wir erzogen worden sind, weil diese während unsrer Kindheit dem Blute gewisse Eigenschaften mitgetheilet hat. Diese Eigenschaften haben damals viel bey der Bildung unserer Organe gethan, und diese Organe haben, durch eine nothwendige Folge, wiederum sehr vielen Einfluß auf die Beschaffenheit unseres Blutes im männlichen Alter. Daher sind Völker, die in verschiednen Erdstrichen wohnen, durch ihren Geist sowohl, als durch ihre Neigungen so sehr von einander unterschieden.

Die Luft aber bekömmt ihre Eigenschaften von der Beschaffenheit der Ausdünstungen des Erdbo-

muß, wenn man in gewissen Profeßionen etwas Vortreffliches leisten will, nicht angebohren werden; so wie es Länder giebt, wo gewisse Pflanzen nicht fortkommen? Könnte man ferner nicht annehmen, daß aus den Kindern, die unter dem glückseeligsten Himmel aufwachsen, dennoch zu manchen Zeiten keine so vollkommnen Menschen werden, als sonst; so wie die Pflanzen und Bäume, welche in ihrem vollen Wuchse sind, selbst in denjenigen Ländern, wo sie am beßten gerathen, ein Jahr weit schönere Früchte tragen, als das andere? Sollten nicht gewisse Jahre für die physische Erziehung der Kinder zuträglicher seyn, als andre; so wie gewisse Jahre dem Wachsthume der Bäume und Pflanzen zuträglicher sind, als andre? Gewiß, die menschliche Maschine hängt eben so sehr, als nur immer die Früchte, von der Beschaffenheit der Luft eines Landes ab, von den Abwechslungen, denen diese Beschaffenheit unterworfen ist kurz, von allen den Veränderungen, welche das, was man Wirkungen der Natur nennt, hindern oder befördern können.

Wie zwey Saamenkörner aus einer und eben derselben Pflanze Früchte von ganz verschiedner Güte hervorbringen, wenn man sie in verschiednes Erdreich, oder auch in eben denselben Boden zu verschiednen Jahren säet: So werden auch zwey Kinder, welche mit völlig einerley gebautem Gehirne zur Welt kommen, dennoch in Ansehung ihres Verstandes und ihrer Neigungen zween verschied-

schiedne Menschen werden, wofern das eine in Schweden, und das andere in Andalusien erzogen wird. Sie werden so gar verschieden seyn, wenn sie auch in Einem Lande, allein jedes in gewissen Jahren, die in der Witterung von einander unterschieden sind, erzogen werden.

So lange der Mensch lebt, so lange seine Seele mit dem Körper vereinigt ist; richten sich unsre Neigungen und der Charakter unsers Geistes sehr nach der Beschaffenheit des Blutes, welches den Werkzeugen der Seele ihre Nahrung giebt, und ihnen in den Jahren der Kindheit und des Jünglingsalters die zum Wachsthume erforderlichen Säfte liefert. Die Beschaffenheit unseres Blutes aber hängt wiederum sehr von der Luft ab, die wir athmen: Sie kömmt sehr auf die Beschaffenheit derjenigen Luft an, in welcher wir erzogen worden sind, weil diese während unsrer Kindheit dem Blute gewisse Eigenschaften mitgetheilet hat. Diese Eigenschaften haben damals viel bey der Bildung unserer Organe gethan, und diese Organe haben, durch eine nothwendige Folge, wiederum sehr vielen Einfluß auf die Beschaffenheit unseres Blutes im männlichen Alter. Daher sind Völker, die in verschiednen Erdstrichen wohnen, durch ihren Geist sowohl, als durch ihre Neigungen so sehr von einander unterschieden.

Die Luft aber bekömmt ihre Eigenschaften von der Beschaffenheit der Ausdünstungen des Erdbodens,

dens, den sie umgiebt. Wie die Theile, woraus das Erdreich bestehet, beschaffen sind, so ist auch die Luft, von der es umflossen wird, verschiedentlich beschaffen. Nun können die Ausdünstungen des Erdbodens in einem Lande, da derselbe aus vielerley Theilen zusammengesetzt ist, und sich in einer beständigen Gährung befindet, nicht immer völlig von einerley Beschaffenheit seyn. Gleichwohl muß durch eine Veränderung derselben nothwendig auch die Beschaffenheit der Luft verändert werden; und diese muß hinwiederum eine Veränderung in dem Geiste und in der Sinnesart der Einwohner eines Landes hervorbringen, weil, vermöge dieser Abwechslungen, gewisse Jahrhunderte, in Absicht auf die physische Erziehung der Kinder, vieles vor andern voraus haben. Folglich müssen aus eben dergleichen Gründen, als die, welche verursachen, daß die Menschen in Einem Lande mehr Geist haben, als in dem andern, auch gewisse Menschengeschlechter in Einem und demselben Lande, als z. B. in Frankreich, geistreicher seyn, als die andern. Dieser Unterscheid zwischen zwey Menschengeschlechtern unter einer einzigen Nation und in Einem Lande ist die Wirkung eben der Ursache, wovon es herrührt, daß die Witterung des Einen Jahres von der Witterung eines andern unterschieden ist, und daß die Früchte ein Jahr besser gerathen, als das andere.

Ich will die Gründe, welche diese Meynung, die in der That etwas sonderbar scheint, unterstützen

zen können, mehr auseinander setzen. Vorher aber muß ich meine Leser ersuchen, zwischen den angeführten Erfahrungen und den Erklärungen, die ich davon zu geben wage, einen grossen Unterscheid zu machen. Wenn auch die physikalischen Erklärungen dieser historischen Wahrheiten nicht richtig seyn sollten, so könnte doch daraus gar nichts wider die Richtigkeit dieser Wahrheiten an sich selbst gefolgert werden, die dem ohnerachtet immer beweisen würden, daß die moralischen Ursachen nicht die einzigen sind, von denen das Schicksal der Künste und Wissenschaften abhängt. Die Wirkung würde deswegen immer gewiß bleiben, wenn man auch eine falsche Ursache derselben angegeben hätte.

Die Luft, welche wir athmen, theilt dem Blute, in der Lunge, diejenige Beschaffenheit mit, welche sie selbst hat. Sie schwängert die Oberfläche der Erde mit derjenigen Materie, die zur Fruchtbarkeit des Bodens das meiste beyträgt; und man giebt sich aus keiner andern Ursache die Mühe, das Erdreich mehr als einmal umzupflügen, als weil man eingesehen hat, daß es viel fruchtbarer werde, wenn mehrere Theile desselben die Luft nebst den darinnen befindlichen fremden Theilen einsaugen können. Die Menschen verzehren einen Theil der Erdfrüchte, und überlassen die andern den Thieren, deren Fleisch sie ebenfalls zu ihrer Nahrung verwenden. Vermittelst des Regens und des Schnees, die allezeit eine Menge von den Theilchen annehmen, welche in der Luft schwimmen,

theilt die Luft ihre Beschaffenheit selbst den Quellen und den Flüssen mit.

Die Luft aber, die nothwendig einen grossen Einfluß auf unsere Maschine hat, ist eine Materie, welche ganz mit kleinen Theilchen angefüllt ist, die von allen den Körpern, welche sie umfließt, entweder verfliegen, oder die sie, durch ihre eigne beständig fortdauernde Wirkung auf dieselben, davon losmacht. Die Naturforscher beweisen auch, daß eine unzähliche Menge kleiner Insecten nebst ihren Eyern in der Luft herum schweben. Mehr braucht man nicht, um von selbst den Schluß zu machen, daß die Luft einer unzählbaren Menge Veränderungen unterworfen seyn müsse, welche von Vermischung der fremden darinnen befindlichen Materien herrühren, die weder beständig eben dieselbigen, noch auch immer in gleicher Menge vorhanden sind. Eben so leicht läßt sich hieraus folgern, daß von den mancherley Veränderungen, denen die Luft zu verschiednen Zeiten unterworfen ist, einige von längerer Dauer als die andern, und einige den Productionen der Natur zuträglicher seyn müssen, als die andern.

Die Luft ist ausserdem noch mannichfaltigen Abwechslungen ausgesetzt, die von fremden Ursachen herrühren, worunter z. B. die Wirkung der Sonne gehört, welche sehr verschiedentlich ist, je nachdem die Sonne höher oder näher stehet, und nachdem die Lage oder die Natur des Erdreiches

beschaffen ist. Eben dasselbe gilt von der Wirkung des Windes, welcher aus den benachbarten Ländern kömmt. Dergleichen Ursachen, die ich fremde nenne, bringen viele Abwechslungen von Kälte und Wärme, von Trockenheit und Feuchtigkeit in der Luft hervor. Manchmal werden diese Abwechslungen von den Veränderungen der Luft verursacht, zuweilen aber rührt auch eine solche Veränderung von gedachten Abwechslungen her. Jedoch eine vollständige Untersuchung dieser Sache ist kein wesentlicher Theil meiner Materie, und ich muß, so viel als möglich, alles übergehen, was nicht zur Aufklärung desselben unumgänglich nothwendig ist.

Was für eine Gewalt diejenigen Beschaffenheiten der Luft, welche ihr, in gewissen Ländern, zufolge ihrer Vermischung mit andern Materien eigen sind, deswegen ich solche hier dauerhafte Beschaffenheiten nennen will, was, sage ich, diese für Gewalt über Jedermann, besonders aber über die Kinder haben müssen, davon kann man die deutlichsten Beyspiele sehen, wenn man nur Achtung giebt, was für Einflüsse blosse Abwechslungen, oder nur überhingehende Veränderungen des Wetters, selbst über diejenigen haben, deren Gliedmassen schon zu ihrer völligen Festigkeit gelanget sind. Nun aber sind die Beschaffenheiten der Luft, die aus ihrer Vermischung mit fremden Körpern entstehen, weit beständiger und unveränderlicher, als diese Abwechslungen.

Gleichwohl richtet sich die Laune, und selbst die Munterkeit oder Trägheit des Geistes erwachsener Leute gar sehr nach den Abwechslungen des Wetters. Je nachdem das Wetter trocken oder feucht, heiß oder kalt oder gemäßigt ist, sind auch wir, gleichsam aus einem maschinenmäßigen Antriebe, lustig oder übel aufgeräumt, sind ohne einige Ursache vergnügt oder verdrüßlich; und was noch mehr ist, es kömmt uns leichter oder schwerer an, unsern Geist nach Gefallen zu brauchen. Wenn die Abwechslungen so stark sind, daß sie gar eine Veränderung der Luft verursachen, so ist die Wirkung derselben noch merklicher. Die Gährung in der Luft, welche ein Ungewitter zubereitet, wirkt nicht nur so stark auf unsern Geist, daß er verdrossen wird, und es unmöglich findet, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit zu denken, sondern sie bringt auch alle Arten von Fleisch zur Fäulniß: Sie ist vermögend, den Zustand einer Krankheit oder einer Verwundung gänzlich umzusetzen; für diejenigen, z. B., welche sich den Stein haben schneiden lassen, wird sie oft tödlich.

Vida, der ein Dichter war, hatte es aus seiner eignen oftmaligen Erfahrung, daß es Augenblicke giebt, da die Arbeit der Einbildungskraft fruchtlos ist, und er schreibt der Wirkung der Luft auf unsern Körper die Ursache davon zu. In der That kann man sagen, daß die Barometer und Thermometer die jedesmalige Beschaffenheit der

Luft

Luft fast nicht deutlicher anzeigen, als es unsre Seele thut. a)

Man bemerkt so gar an den Thieren die Wirkungen des verschiedenen Wetters. Wer nur ein wenig aufmerksam ist, muß gewahr werden, daß sie lustig oder schläfrig sind, so wie die Luft heiter oder stürmisch, leicht oder schwer ist. b)

Ja es giebt Temperamenter, welche von einer übermäßig heissen Witterung heftig, und beynahe wütend gemacht werden. Wenn zu Rom in Einem Jahre zwanzig grosse Verbrechen vorgehen, so sind funfzehn davon gemeiniglich in den zween heissesten Monathen begangen worden. In einem gewissen Lande von Europa ist die Zahl derer, die sich selbst das Leben nehmen, weit grösser, als anderswo. In der Hauptstadt dieses Königreiches, wo man ein Todtenregister hält, in welchem bey jedweder Person die Art ihres Todes angemerkt wird, hat man beobachtet, daß, wenn sich sechzig Personen, in einem Jahre, selbst um das Leben brin-

a) Quod coeli mutatur in horas
Temperies, hominumque simul quoque pectora mutant.
Poetices L. II.

b) Vertuntur species animorum, et pectora motus
Nunc alios, alios dum nubila ventus agebat,
Concipiunt: Hinc ille auium concentus in agris;
Hinc laetae pecudes et ouantes gutture corui.
Virg. Georg. L. I.

bringen, fumfzig davon gegen den Anfang oder den Ausgang des Winters auf diese Raserey verfallen sind. Um diese Zeit wehet in selbigem Lande ein Nordwestwind, der den Himmel trübe macht, und der auch denjenigen, die eine feste Leibesbeschaffenheit besitzen, sehr beschwerlich fällt. Die souverainen Gerichtshöfe in Frankreich machen eine andre Anmerkung, die eben darauf hinaus läuft: Nämlich, daß in manchem Jahre weit mehr grosse Verbrechen verübt werden, als in andern Jahren, ohne daß man dieses Uebel einer Hungersnoth, einer Abdankung der Soldaten, oder andern in die Augen fallenden Ursachen zuschreiben könnte.

Eine sehr kalte Witterung benimmt vielen Leuten alles Feuer des Geistes; bey andern macht sie eine Veränderung in ihrer ganzen Gemüthsart. So sanftmüthig und gutherzig sie zu andern Jahreszeiten sind, so heftig und unbiegsam werden sie bey grosser Kälte. Ich will nur ein einziges Beyspiel anführen, aber dieses soll ein König von Frankreich, Heinrich III, seyn. Der Herr von Thou, dessen Erzählung ich blos übersetze, bekleidete eine sehr hohe Würde, und er selbst lieferte dem Publico die Geschichte eines nicht lange vorher verstorbenen Königes, mit dem er einen vertrauten Umgang gehabt hatte.

„So bald als Heinrich der dritte angefangen „hatte, nach der Diät zu leben, sah man ihn sel„ten krank; ausgenommen daß er bey grosser Käl-

„te

„te einigen Anstoß von einer Melancholie hatte,
„welche seine Bedienten bemerkten, weil er alsdann
„verdrießlich, und schwer zu bedienen war, da sie
„sonst einen sehr gütigen und liebreichen Herrn an
„ihm hatten. Während solcher Zeit fand er kei-
„nen Geschmack an seinen Ergötzlichkeiten; er schlief
„wenig, stand des Morgens früher auf, als er sonst
„pflegte, arbeitete ohne Unterlaß, und verfuhr in
„allen Angelegenheiten als ein Mann von strenger
„Gemüthsart: Er wollte alle eingerißnen Uebel
„im Reiche abschaffen, und plagte seinen Canzler
„und die vier Staatssecretaire mit unaufhörlichen
„Arbeiten, in die er sie setzte. Der Canzler von
„Chiverni, der von der Kindheit dieses Königes
„an um seine Person gewesen war, hatte schon lan-
„ge die Veränderung wahrgenommen, welche von
„einer sehr kalten Witterung in dem Temperamen-
„te Heinrichs III verursacht wurde. Ich erinnre
„mich dessen noch, was mir dieser Staatsmann
„einsmals im Vertrauen darüber sagte, als ich auf
„einer Reise nach Blois, wo sich der Hof damals
„aufhielt, meinen Weg über Esclimont nahm, ei-
„nem Schlosse in dem Lande Chartrain, welches
„dem Canzler zugehörte. Es war eben einige Ta-
„ge vorher, ehe die Herzoge von Guise hingerich-
„tet wurden; und in dieser Unterredung sagte er
„mir vorher, daß, wenn der Herzog von Guise
„nicht aufhörte, dem Könige bey dieser Witterung
„Verdruß zu machen, so würde sich ihn der Kö-
„nig gewiß ohne einen förmlichen Proceß zwischen
„vier Mauern vom Halse schaffen. Das Tempe-

„rament des Königes, sagte er, wird bey so gros„ser Kälte, als itzt, leicht aufgebracht: Eine der„gleichen Witterung macht ihn fast wütend.„ Den Tag vor dem Weyhnachtsabend, kurz nach dieser Unterredung des Canzler von Chiverni und des Presidenten von Thou ward der Herzog von Guise zu Blois hingerichtet.

Da aber diejenigen Beschaffenheiten der Luft, welche ich dauerhafte genannt habe, mehr Einfluß auf uns haben müssen, als ihre Abwechslungen, so müssen auch, wenn diese Beschaffenheiten verändert werden, grössere und dauerhaftere Veränderungen in unserer Maschine vorgehen, als diejenigen sind, welche blos von Abwechslung der Luft verursachet werden. Wie denn auch diese Veränderungen bisweilen epidemische Krankheiten nach sich ziehen, von denen in einer Stadt, wo sonst jährlich zwey tausend Personen zu sterben pflegen, nun in einem Vierteljahre sechs tausend weggerissen werden.

Ein anderer merklicher Beweis von der Gewalt, welche die Beschaffenheit der Luft über uns hat, ist dasjenige, was mit uns vorgeht, wenn wir auf Reisen sind. Da wir auf Reisen die Luft fast eben so verwechseln, als wenn an dem Orte unseres beständigen Aufenthaltes eine Veränderung mit ihr vorgienge; so benimmt sie uns in der einen Gegend viel von unserm Appetite, und in der andern macht sie ihn stärker. Ein französischer Flüchtling

ling in Holland beklagt sich des Tages wenigstens dreymal, daß ihn seine Munterkeit und Lebhaftigkeit verlassen haben. Die Luft unsers Geburtsortes ist eine Arzeney für uns. Die Krankheit, welche man in einigen Ländern das Heimweh nennt, weil der Patient von einem heftigen Verlangen nach seiner Heimath zu reisen befallen wird, c) ist ein Wink der Natur, wodurch sie uns benachrichtiget, daß die Luft, in der wir uns befinden, unserer Leibesbeschaffenheit nicht so zuträglich sey, als diejenige, nach der wir uns aus einem geheimen Triebe sehnen. Das Heimweh ist eigentlich blos deswegen der Seele so peinlich, weil wirklich der Körper leidet. Eine Luft, die von derjenigen, welcher wir gewohnt sind, allzuverschieden ist, pflegt eine Quelle vieler Unpäßlichkeiten und Krankheiten zu werden. d)

Diese Luft, so gesund sie auch für die Eingebohrnen eines Landes seyn mag, ist ein langsames Gift für gewisse Ausländer. Wer hat nicht von dem Tabardillo reden hören, einem von sehr schlimmen Zufällen begleiteten Fieber, welches fast alle Europäer einige Wochen nach ihrer Ankunft in dem spa-

c) Cum notos tristis desiderat haedos.
Iuu. Sat. XIII.

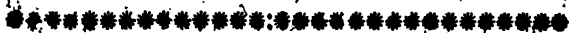
d) Nonne vides etiam coeli nouitate et aquarum
Tentari procul à patria quicunque domoque
Adueniunt, ideo quia longe discrepat aër.
Lucr. L. VI.

spanischen Amerika befällt? Weil sich die aus europäischer Luft und Speise bestehende Masse des Geblütes nicht mit der amerikanischen Luft und dem daselbst zubereiteten Nahrungssafte vereinigen kann, so löst sie sich auf. Diese oftmals tödliche Krankheit ist nicht anders zu curiren, als wenn man dem Patienten sehr viel Blut wegläßt, und ihn nach und nach an die Landesspeisen gewöhnt. Eben dieses Uebel befällt die in America gebohrnen Spanier, wenn sie nach Europa kommen. Die Luft von dem Geburtsorte des Vaters ist eine Art von Gift für den Sohn.

Diese Verschiedenheit zwischen der Luft zweyer Länder läßt sich durch keinen unserer Sinnen wahrnehmen, noch durch eine von unsern bisher erfundenen Maschinen oder Instrumenten entdecken; wir bemerken sie nur aus ihren Wirkungen. Aber es giebt Thiere, welche sie durch die Empfindung zu kennen scheinen: Sie begeben sich niemals aus dem Lande, wo sie sich einmal aufhalten, in die angränzenden Provinzen, obgleich, wie es uns vorkömmt, die Luft in beyden von einerley Beschaffenheit ist. Man trifft an den Ufern der Seine eine gewisse Art grosser Vögel nicht an, die sich an der Loire in unzähliger Menge befinden.



Funf-



Funfzehender Abschnitt.

Die Gewalt der Luft über den menschlichen Körper aus dem Character der Nationen erwiesen.

Warum sind alle Völker in ihrer Bildung, in der Statur, in ihren Neigungen und am Verstande so von einander unterschieden, da sie doch alle Einen Stammvater haben? Warum werden die neuen Einwohner eines Landes nach einigen Menschengeschlechtern den ehemaligen Bewohnern dieses Landes ähnlich, ungeachtet sie nicht von ihnen abstammen? Warum ist ein so grosser Unterscheid zwischen Völkern, deren eines so weit von der Linie entfernt ist, als das andere. Ein einziges Gebirge ist bisweilen die Gränze zwischen einem Volke von starker Leibesbeschaffenheit und einem Volke von schwächlich gebauten Körpern; zwischen einer von Natur herzhaften und einer von Natur feigen Nation. **Livius** sagt, a) man habe in dem Kriege mit den Lateinern die Soldaten dieses Volkes gleich beym ersten Anblicke von den römischen unterscheiden können. Die Römer waren klein und schwach, die Lateiner hingegen groß und stark. Gleichwohl waren

a) *Liv.* Hist. L. VI.

ren Latium und das alte Gebiete der Stadt Rom Länder von kleinem Umfange, die an einander gränzten. Hat ein andalusischer Bauer eben so eine Leibesbildung, als einer aus Altkastilien? Sind die Nachbarn der Biskayer so gelenkig und behend, als diese? Sind die schönen Stimmen in Auvergne so gemein als in Languedoc? Quintilian sagt, man könne die Nationen durch den Klang ihrer Stimmen eben so von einander unterscheiden, wie man das Metall an seinem Klange kennt. b) Der Unterscheid wird noch merklicher, wenn man Völker gegen einander hält, die in einer sehr weiten Entfernung von einander wohnen. Zwischen einem Schwarzen und einem Russen ist er erstaunlich groß. Gleichwohl kann er von nichts sonst herrühren, als von der Verschiedenheit der Luft in denjenigen Ländern, wo sich die Vorfahren der heutigen Schwarzen und Russen, welche beyderseits von Adam herkommen, wohnhaft niedergelassen haben. Die ersten, welche etwas näher gegen die Linie zogen, hinterliessen vermuthlich Nachkommen, die von den Nachkommen ihrer Anverwandten, welche sich näher gegen den Pol wendeten, fast in nichts unterschieden waren. Als sich nun die Menschen immer mehr ausbreiteten, und die einen schon etwas näher gegen den Pol, so wie die andern näher an die Linie, kamen, so müssen auch ihre Kinder einander schon weniger ähnlich gewesen seyn. Da sich

b) Non enim sine caussa dicitur Barbarum Graecumve: nam sonis homines, vt aera tinnitu, dignoscuntur. *Inst. Orat. L. II. c. 5.*

sich folglich diese Aehnlichkeit immer mehr verminderte, je mehr sich die spätern Nachkommen durch eine längere Folge der Generationen von ihren Vorfahren entfernten, und je mehr sich die einen der Linie und die andern dem Pole näherten, so entstand endlich der grosse Unterscheid, der heutiges Tages zwischen den Nationen befindlich ist. Zehn Jahrhunderte haben hinreichend seyn können, die Nachkommen eines einzigen Vaters und einer einzigen Mutter zu so verschiednen Völkern zu machen, als itzo die Mohren und die Schweden sind.

Erst vor dreyhundert Jahren haben die Portugiesen auf der westlichen Küste von Africa Colonien angelegt, die sie noch itzt im Besitze haben, und die Abkömmlinge der ersten Colonisten sehen den gebohrnen Portugiesen schon nicht mehr ähnlich. Ihre Haare sind kraus und kurz geworden, ihre Nasen eingedrückt, und die Lippen aufgeworfen, wie an den gebohrnen Schwarzen. Schon seit langer Zeit haben sie die Farbe der Mohren, ob sie sich gleich immer noch mit dem Titul weisser Menschen beehren. Die Schwarzen hingegen behalten, wenn sie in kalte Länder kommen, die Farbe nicht, die sie in Africa haben. Ihre Haut wird weißlich, und es ist zu vermuthen, daß, wenn sich eine Colonie Mohren in Engelland niederliesse, sie die Farbe ihrer Haut eben sowohl verlieren würde, als die Portugiesen auf dem grünen Vorgebürge die ihrige verloren haben.

Wenn nun der Unterschied der Himmelsgegenden so viel Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit in die Farbe, in die Statur, in die Bildung der Menschen und selbst in den Klang ihrer Stimme bringen kann; so muß er einen noch grössern Unterschied zwischen dem Genie, den Neigungen und den Sitten der Nationen verursachen. Die Fibern des Gehirnes, oder diejenigen Theile des menschlichen Körpers, worauf, physisch zu reden, die Denkungsart und die Neigungen der Menschen ankommen, sind weit vielfacher und zarter, als die Knochen und die übrigen Gliedmassen, auf welche die Gestalt und Stärke des Leibes ankömmt. Sie sind weit vielfacher, als diejenigen, auf welche der Klang der Stimme und die Behendigkeit des Körpers ankömmt. Wenn also zween Menschen ein so verschiedenes Geblüte haben, daß sie einander im Aeusserlichen unähnlich sind, so werden sie am Geiste einander noch viel unähnlicher seyn. Sie werden sich in ihren Gemüthseigenschaften noch weit weniger gleichen, als in der Farbe und in der Bildung.

Die Erfahrung bestätigt diese Schlüsse. Alle Nationen sind in den Neigungen und in der Denkungsart weit mehr von einander unterschieden, als in ihrer Farbe und Bildung. Der rhodische Gesandte hatte Recht, welcher in der Versammlung des römischen Senates sagte: „Jedes Volk hat, „so wie jeder einzelne Mensch, seinen eignen Character. So sind einige Nationen jachzornig, andere

„dere sind kühn, noch andere feige; manche zum „Trunke und manche zur Wollust geneigt.„ c) Quintilian, nachdem er die moralischen Gründe angeführt hat, welche man gemeiniglich für die Ursachen von dem Unterschiede zwischen der attischen und der asiatischen Beredsamkeit anzugeben pflegte, fügt hinzu, man müsse die wahre Ursache in dem natürlichen Charakter beyder Völker suchen. d) In der That ist die Trunkenheit, so wie viele andre Laster, bey einem Volke gemeiner, als bey dem andern: Und so ist es auch mit den Tugenden. Die Bildung der Organe und das Temperament verursachen eine Neigung zu gewissen Lastern oder Tugenden, von welcher der grosse Haufe unter jeder Nation fortgerissen wird. Der Luxus z. E. richtet sich überall, wo er einreißt, nach der herrschenden Neigung des Volkes, unter welchem er im Schwange geht. Man führt kostbare Gebäude auf, man hält eine prächtige Equipage, oder eine üppige Tafel, man schweift im Essen und Trinken aus; mit einem Worte, man richtet sich auf diese oder jene Art zu Grunde, nachdem die Nation zu dieser oder jener geneigt ist. Ein Grand von Spanien verschwendet in Galanteriehändeln, und ein

c) *Liv.* Hist. Lib. XLV.

d) Mihi autem orationis differentiam fecisse et dicentium naturae videntur, quod Attici limati quidem et emuncti nihil inane aut redundans ferebant. Asiana gens tumidior alioqui et jactantior vaniore etiam dicendi gloria inflata est. *Quint.* Inst. L. XII. cap. X.

ein pohlnischer Woywode im Weine und Brantweine.

In allen Ländern, die sich zur römischen Kirche bekennen, ist die katholische Religion, in Ansehung des äusserlichen Gottesdienstes eben sowohl, als in ihren Lehrsätzen, einerley. Dem ohnerachtet bringt jedwedes Volk viel von seinem eigenthümlichen Charakter in die Ausübung dieses äusserlichen Gottesdienstes. Je nachdem das Genie jedweder Nation beschaffen ist, verrichtet man ihn mit mehr oder weniger Pracht, mit mehr oder weniger Feyerlichkeit, mit mehr oder weniger lebhaften Zeichen der Traurigkeit oder der Freude.

In manchen Ländern werden fast alle Menschen viel Geist, oder wenigstens viel Einbildungskraft bekommen; wo sie nicht ein ausserordentlich schlecht organisirtes Gehirn haben: In andern Ländern hingegen ist es gerade das Widerspiel.

Obgleich die Böotier und die Athenienser blos durch den Berg Cithäron von einander getrennt waren, so stand doch die Dummheit der erstern in einem so allgemeinen Rufe, daß man von einem stumpfen Kopfe zu sagen pflegte, er schien aus Böotien gebürtig zu seyn, da hingegen die Athenienser für das geistreichste Volk auf dem ganzen Erdkreise gehalten wurden. Ich will die Lobsprüche, welche dem Geiste und dem Geschmacke der Athenienser von den griechischen Scribenten beygelegt

legt worden, nicht anführen: Denn vielleicht möchte man mir einwenden, die meisten von ihnen wären entweder von Geburt oder aus Neigung Athenienser gewesen. Aber Cicero, der die Athenienser kannte, weil er sich lange unter ihnen aufgehalten hatte, und auf den man nicht den geringsten Verdacht werfen darf, daß er niederträchtiger Weise Leute habe schmeicheln wollen, die unter der Bothmäßigkeit seiner Republik standen, giebt ihnen ein eben so vortheilhaftes Zeugniß, als die übrigen Griechen. e) „Ihr Geschmack, sagt er, sey von „je her so geläutert uud so richtig gewesen, daß „man ihnen nichts habe vorlegen dürfen, was nicht „natürlich und schön gewesen sey." Das, was Racine in der Vorrede zu seinen Plaideurs sagt, die Athenienser wären, wenn sie über etwas gelacht gehabt hätten, sicher gewesen, daß sie über nichts Albernes gelacht hätten, ist eigentlich die blosse Uebersetzung der angeführten lateinischen Stelle; und diejenigen, von denen Racine deswegen getadelt worden ist, haben ihm, mit dem Montagne zu reden, eine Ohrfeige auf Cicerons Backen gegeben, der doch ein Zeuge ist, gegen den sich in dem gegenwärtigen Streite nichts einwenden läßt.

Eben die Ursache, welche einen so grossen Unterscheid zwischen den Atheniensern und Booetiern

e) Athenienses quorum semper fuit sincerum prudensque iudicium, nihil vt possent nisi incorruptum audire et elegans. *Cic. de Oratore.*

tiern hervorbrachte, macht auch, daß die Florentiner Nachbarn haben, die ihnen so wenig ähnlich sind, und daß man in gewissen Provinzen von Frankreich unter den Bauern so viel Leute von gutem Verstande, und so viel offne Köpfe antrifft, da ihre nächsten Nachbarn ganz das Gegentheil von ihnen sind. Obgleich der Unterschied der Luft in diesen Provinzen nicht groß genug ist, die Körper im Aeusserlichen verschiedentlich zu bilden, so ist er doch schon so groß, daß er eine Verschiedenheit in den Werkzeugen verursachet, welche der Seele unmittelbar zu ihren Verrichtungen dienen.

In der That scheinen die Seelen fast nicht von einerley Art zu seyn, wenn man das Genie derjenigen Völker gegen einander hält, zwischen denen der Unterschied so merklich ist, daß er sich selbst in der Leibesbildung und in der Farbe äussert. Haben die nordholländischen und die andalusischen Bauern einerley Art zu denken? Haben sie einerley Leidenschaften? Wirken diejenigen Leidenschaften, welche beyde mit einander gemein haben, in den einen wie in den andern? Lassen sich beyde auf einerley Art regieren? Wo nun vollends die Verschiedenheit im Aeusserlichen sehr weit geht, da ist der Unterschied zwischen den Seelen zum Erstaunen groß. Die Chineser sind in ihrer Denkungsart und in ihrem Charakter den Europäern ganz ähnlich. Sehet, sagt der Verfasser des Tractates von mehr als Einer

Welt,

Welt, f) seht, wie sich die Gestalt der Natur von hier bis nach China verändert hat. Andre Gesichter, andre Gestalten, andre Sitten, und fast denkt man nach andern Grundsätzen.

Ich werde hier keine ausführliche Betrachtungen über den Charakter jeder Nation, oder über das eigene Genie eines jedweden Jahrhundertes anstellen, ich will meine Leser lieber an den Euphormio des Barklay verweisen, der diese Materie in seinem Icon animorum abhandelt. Jedoch habe ich dem, was itzt gesagt worden, noch eine einzige Betrachtung beyzufügen, woraus man sehen kann, wie wahrscheinlich es ist, daß die Denkungsart und die Neigungen der Menschen sich nach der Luft richten, in der sie leben, und nach dem Boden, auf welchem sie erzogen sind. Hier ist sie: Diejenigen Völker, so sich in irgend einem fremden Lande niedergelassen haben, sind nach einer gewissen Anzahl von Generationen den alten Einwohnern desselben Landes ähnlicher geworden. Die vornehmsten europäischen Nationen haben heutiges Tages eben den eigenthümlichen Charakter, den die alten Einwohner ihrer Länder hatten, obgleich diese neuern Nationen nicht von jenen alten abstammen. Beyspiele werden meine Meynung deutlicher machen.

Die heutigen Katalonier stammen größtentheils von den Gothen und andern fremden Völkern

f) Herr von Fontanelle in dem zweyten Abende gedachten Buches.

kern ab, die, als sie sich daselbst niederliessen, eine Sprache und Sitten mit sich brachten, welche von der Sprache und den Sitten der Einwohner des Landes, zu **Scipions** Zeiten, ganz verschieden waren. Diese fremden Völker haben zwar die alte Sprache abgeschafft; sie hat einer neuen weichen müssen, die aus den verschiednen Sprachen dieser Völker zusammen gesetzt ist, weil die Gewohnheit und nicht die Natur hierinnen den Ausschlag giebt. Aber durch die Gewalt der Natur sind die Sitten und Gemüthseigenschaften der **Katalonier** zu **Scipions** Zeiten in den heutigen **Kataloniern** wieder aufgelebt. **Livius** sagt von den alten Kataloniern, „man könne ihnen eher das Leben, als die „Waffen nehmen.„ g) Ganz Europa weis, wie gut dieser Zug noch mit dem Charakter der heutigen Katalonier übereinkömmt. Erkennt man nicht in der Abbildung, die **Justin** von den alten **Iberiern** macht, noch itzt die **Kastilianer**? h) „Sie „sind gegen Hunger und Beschwerlichkeiten und „selbst gegen den Tod unüberwindlich. Sie leben „hart, haben wenig Bedürfnisse, und würden eher „sterben, als ein Geheimniß entdecken.„ Der Charakter der **Iberier** war von dem Charakter der **Gallier** eben so sehr unterschieden, als es itzt der Cha-

g) Ferox gens nullam esse vitam sine armis putat.

h) Corpora hominum ad inediam laboremque, animi ad mortem parati. Dura omnibus et adstricta parcimonia. Illis fortior taciturnitatis cura quam vitae.

Charakter eines Kastilianers und eines Franzosen sind.

Obgleich die Franzosen meistentheils von den Deutschen und andern Barbaren, die sich in Gallien niederliessen, abstammen; so haben sie doch noch eben die Neigungen und den natürlichen Charakter, als die alten Gallier. Man erkennet an uns noch die meisten Züge, womit Cäsar, Florus und die andern Geschichtschreiber sie abschildern. Eines von den eignen Talenten der Franzosen, welches ganz Europa an ihnen als ein Talent rühmet, das sie vorzüglich besitzen, ist ihre bewundernswürdige Geschicklichkeit, die Erfindungen der Ausländer leicht und gut nachzuahmen: Und eben dieses Talent eignet Cäsar den Galliern zu. i) Cäsar hatte mit Erstaunen gesehen, daß die Gallier, die er belagerte, die künstlichsten Kriegsmaschinen der Römer sehr gut nachmachten, ob es ihnen gleich etwas ganz Neues war. Ein andrer sehr deutlicher Zug, in dem Charakter der Franzosen, ist ihre unüberwindliche Neigung zur Lustigkeit, der sie sich oft so sehr zur Unzeit überlassen, daß sie bey ihren allerernsthaftesten Uberlegungen den Beschluß mit einem Vaudeville machen. Diesen Zug ihres Charakters treffen wir in der römischen Geschichte, und vor-

i) Genus summae solertiae atque ad omnia imitanda atque efficienda, quae a quoque traduntur, aptissimum. *De bello Gall.* L. VII.

vornämlich in einer Erzählung des Livius an. k) Hannibal, an der Spitze von hundert tausend Mann, verlangte von den Einwohnern des itzigen Languedocs, daß man ihm den Durchzug zugestehen mögte, erbot sich, alles was sein Heer brauchen würde, zu bezahlen, und drohte zu gleicher Zeit, das Land mit Feuer und Schwerdte zu verwüsten, wenn man ihm in seinem Zuge hinderlich seyn würde. Zu eben der Zeit nun, da man über den Antrag Hannibals rathschlagte, kamen Gesandte von der römischen Republik an, welche blos ihr gewöhnliches Gefolge bey sich hatten, und verlangten ebenfalls Gehör. Als ihnen dieses zugestanden worden war, und sie erst aus einem sehr hohen Tone von dem grossen Namen des römischen Volkes und Senates gesprochen hatten, die doch unsern Galliern bloß als Feinde ihrer vordem nach Italien gegangnen Landsleute bekannt waren, mutheten sie ihnen an, den Karthaginensern den Durchzug zu verwehren. Das hieß von den Galliern verlangen, sie mögten doch ihr Land zum Schauplatze des Krieges hergeben, um den Hannibal zu verhindern, daß er nicht die Ufer der Tiber dazu machte. Wirklich war dieser Antrag so beschaffen, daß er sich, selbst an alte Bundsgenossen, nicht anders als mit grosser Behutsamkeit thun ließ. Die Versammlung, welche den Gesandten Gehör gab, brach also in ein lautes Lachen aus, daß, wie Livius sagt, kaum die obrigkeitlichen Personen und Aeltesten im Stande waren, sie wieder stille zu machen, damit man

k) Liv. Hist. L. X.

man den Gesandten eine ernsthafte Antwort geben konnte. l)

Davila erzählt in der Geschichte unserer bürgerlichen Kriege, m) eine ähnliche Begebenheit, die sich bey einem Friedenscongresse, während der Belagerung der Stadt Paris von Heinrich dem vierten, zutrug. n) Als der Cardinal Gondy in einer von diesen Zusammenkünften sagte, daß die Pariser nicht sowohl aus Hungersnoth, als aus Liebe zu ihrem Könige, geneigt wären, sich in Unterhandlungen einzulassen; so war die Gegenwart des Königes nicht im Stande, die in der Versammlung befindlichen jungen Herren abzuhalten, daß sie nicht über diese Rede des Cardinals, welche wegen der ernsthaften Dreistigkeit, mit der er sie vorbrachte, sehr stark ins Komische fiel, in ein lautes Gelächter ausbrachen. Beyde Partheyen waren vollkommen von dem Gegentheile überzeugt. Ganz Europa wirft noch itzt den Franzosen ihre unruhige und leichtsinnige Gemüthsart vor, die sie antreibt, aus ihrem Vaterlande zu gehen, und sich allerwärts in Kriegsdienste zu begeben. Florus sagt, es gäbe keine Armee, unter der nicht Gallier befindlich wären. o) Befanden sich zu Cäsars Zeiten Gal-

l) Tanto cum fremitu risus dicitur ortus, vt vix a magistratibus majoribusque natu juuentus sedaretur.

m) *Dauila* Lib. XI.

n) Im Jahre 1590.

o) Nullum bellum sine milite Gallo.

lier in den Diensten der Könige von Judäa, Mauritanien und Aegypten, so trifft man die heutigen Franzosen ebenfalls nicht nur unter allen europäischen Mächten, sondern selbst unter den Armeen des Königes von Persien und des grossen Mogols an.

Die heutigen Engelländer stammen, überhaupt zu reden, nicht von den Britten ab, welche England zu der Zeit bewohnten, da es die Römer eroberten. Dem ungeachtet passen alle die Züge, deren sich Cäsar und Tacitus bedienen, die Britten zu schildern, auf die Engelländer. Jene waren zur Eifersucht eben so wenig geneigt, als es diese sind. Tacitus erzählt, daß Agricola kein beßres Mittel gewußt habe, die alten Britten dahin zu bringen, daß sie ihre Kinder das Latein, die Rhetorik und andere Künste lernen liessen, worinnen die Römer die ihrigen unterrichteten, als ihre Eifersucht zu erregen, und es ihnen zu einem Schimpfe zu machen, daß sie sich von den Galliern übertreffen liessen. Der Geist der Britten, sagte Agricola, wäre von einer bessern Art, als der Gallier ihrer, und es käme blos auf sie selbst an, daß sie ihre Nachbarn überträffen, weil sie sich nur die gehörige Mühe geben dürften. p) Dieses Kunststück gelang dem Agricola, und die Britten,

p) Iam vero Principum filios liberalibus artibus erudire, et ingenia Britannorum studiis Gallorum anteferre, ut qui modo linguam Romanam abnuebant, eloquentiam concupiscerent.

ten, die es vorher für etwas Erniedrigendes hielten, Latein reden zu können, beeiferten sich nun sogar, Redner in dieser Sprache zu werden. Die Engländer mögen selbst urtheilen, ob sich nicht noch in unsern Zeiten dieses Kunststück mit gutem Erfolge unter ihnen anwenden lassen würde.

Ob sich gleich Deutschland heutiges Tages in einem ganz andern Zustande befindet, als damals, da es Tacitus beschrieb; ob es gleich itzt voller Städte ist, an statt daß es damals nur Dörfer hatte; obgleich die Moräste und die meisten Wälder in Wiesen und angebaute Ländereyen verwandelt worden sind; und aus dieser Ursache die Lebensart und die Tracht der itzigen Deutschen von der Lebensart und Tracht der alten Germanier weit unterschieden ist: So erkennt man doch noch heut zu Tage an den Deutschen das Genie und den Charakter der alten Germanier. Die Frauen der Deutschen folgen noch itzt, wie der alten Germanier ihre, in weit größrer Anzahl, als die Frauen anderer Nationen, ihren Männern in das Feld nach. Was Tacitus von den Gastmalen der Germanier sagt, gilt überhaupt noch von den Gastmalen der itzigen Deutschen. Wie die alten Germanier, rathschlagen sie über ihre Angelegenheiten während der vertraulichen Offenherzigkeit eines Gastmales, und fassen ihren Entschluß, wenn sie wieder bey kaltem Blute sind. q) So findet man

q) Deliberant dum fingere nesciunt; constituunt, dum errare non possunt.

man in allen übrigen Dingen das alte Volk in dem neuen, ob gleich dieses eine ganz andere Religion hat, als jenes, und sich nach ganz andern Grundsätzen richtet.

Man hat von ie her angemerkt, daß das Klima weit mächtiger ist, als die Abkunft und das Geblüte. Die von den Galliern, welche sich in Asien niederliessen, abgestammten gallischen Griechen wurden nach fünf bis sechs Geschlechten eben so weichlich und weibisch, als die asiatischen, obgleich ihre Ahnen sehr kriegerisch gewesen waren, und ein Land in Besitz genommen hatten, wo sie alles blos von ihrer Tapferkeit und ihren Waffen erwarten mußten. An einer Stelle des **Livius**, wo er von einer Begebenheit redet, die zu einer Zeit vorfiel, welche von derjenigen, da sich diese Gallier in Asien niederliessen, fast eben so weit entfernt ist, als die, da sie von den Römern bezwungen wurden, sagt dieser Geschichtschreiber: „Die gallischen Griechen waren zu der Zeit noch kriegerischer, weil dieses damals noch nicht ausgeartete „Volk den Muth seiner Vorfahren im Herzen „hatte.

Alle durch Tapferkeit berühmte Völker haben weichliche und verzagte Seelen bekommen, so bald sie in Gegenden verpflanzt worden sind, wo das Klima die Landeseingebohrnen weichlich macht. Die Macedonier, welche sich in Syrien und Aegypten niederliessen, wurden nach einigen Jah-

ren

ren zu Syrern und Aegyptern; und arteten so von ihren Vorfahren aus, daß sie nichts als die Sprache und die Paniere von ihnen behielten. Die Griechen hingegen, welche sich zu Marseille fest setzten, nahmen mit der Zeit eben die Kühnheit und Verachtung des Todes an, die den Galliern eigen war. Es ist, wie Livius bey dieser Gelegenheit sagt, mit den Menschen eben so beschaffen, als mit den Pflanzen und Thieren. Die Beschaffenheit der Pflanzen kömmt nicht so sehr auf den Ort an, woselbst das Saamenkorn gewachsen ist, als auf das Erdreich, darein man es gesäet hat: Und die Eigenschaften der Thiere richten sich nicht sowohl nach dem Orte ihrer ursprünglichen Abkunft, als nach dem Lande, darinnen sie gebohren werden und aufwachsen. r)

So schlagen die Saamenkörner, welche in gewissen Ländern vortrefflich gerathen, aus der Art, wenn man sie in einem andern säet. Der liefländische

r) Sicut in frugibus pecudibusque non tantum semina ad seruandam indolem valent, quantum terrae proprietas coelique, sub quo aluntur, mutat. Macedones qui Alexandriam in Aegypto, qui Seleuciam ac Babyloniam, quique alias sparsas per orbem terrarum colonias habent, in Syrios, Parthos, Aegyptios degenerarunt. Massilia inter Gallos sita traxit aliquantulum ab accolis animorum. Tarentinis quid ex Spartana dura illa et horrida libertate mansit? Generosius in sua quidquid sede gignitur. Insitum alienae terrae, natura vertente, se degenerat. *Liu. Hist.* L. XXVIII.

dische Lein bringt in Flandern sehr schönen Flachs hervor; da hingegen der flandrische Lein, wenn er wieder in Flandern gesäet wird, schon einen weit schlechtern Stengel giebt. Eben so ist es mit den Melonen, mit den Rüben, und mit verschiednen Hülsenfrüchten, zu denen man von Zeit zu Zeit frischen Saamen aus denjenigen Ländern, wo sie zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelangen, kommen lassen muß, wenn man recht gute Früchte haben will. Da die Bäume langsamer wachsen und Frucht tragen, als die Pflanzen, so befindet sich auch ein Unterscheid zwischen den Früchten eines und desselben Baumes, ie nachdem das Erdreich verschieden ist, wo der Baum zuerst stand, und wohin er nachher verpflanzt worden ist. Der Weinstock, wenn er aus Champagne nach Brie verpflanzt wird, giebt in dieser leztern Provinz sehr bald einen Wein, an dem man keine von den Eigenschaften mehr antrifft, die derjenige hatte, den er in seinem ersten Boden hervorbrachte. Zwar sind die Thiere nicht so an das Erdreich gebunden, wie die Bäume und Pflanzen, allein da sie die Luft zur Erhaltung ihres Lebens athmen, und sich von der Erde nähren, so richten sich ihre Eigenschaften eben so sehr nach den Orten, wo sie erzogen werden, als die Eigenschaften der Pflanzen und Bäume, nach dem Lande, da sie wachsen. Laßt uns auch hierüber die Erfahrung befragen.

Seit der Zeit, da Livius seine Geschichte schrieb, haben viele europäische Völker Colonien

in

in weit entferntere und von ihrem våterlichen Klima weit mehr unterschiedene Himmelsgegenden gesandt, als das Klima der Gallier von dem Klima der gallischen Griechen unterschieden war. Allein die Verånderung in den Sitten, Neigungen und in der Denkungsart, welche bey denen unvermeidlich ist, die ihr Vaterland mit einem andern verwechseln, ist auch bey diesen neuen Colonien weit geschwinder und merklicher vorgegangen, als bey jenen alten.

Die Franken, welche sich nach der in dem ersten Kreutzzuge gemachten Eroberung des gelobten Landes daselbst niederliessen, wurden nach einigen Menschenaltern eben so feige und boshaft, als die Eingebohrnen des Landes. Die Geschichte der letztern Kreutzzüge ist voll bittrer Klagen gegen die Treulosigkeit und Weichlichkeit der morgenlåndischen Franken. Die Sultane von Cairo machten kein anderes Mittel ausfindig, die Tapferkeit und Kriegszucht unter ihren Truppen zu erhalten, als dieses, daß sie den Abgang der Mannschaft durch neugeworbne Leute aus Circaßien ergånzen liessen; denn ihre Mameluken waren ursprünglich aus Circaßien. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die in Aegypten gebohrnen und erzognen Kinder der Circaßier alle Eigenschaften der Aegypter, und auch nicht mehr Herzhaftigkeit håtten, als diese. Die Ptolomåen, und andere aegyptische Regenten, die sich auf gute Truppen beflissen, haben allzeit auslåndische Soldaten gehalten. Die

Landeseingebohrnen, welche unter dem Sesostris und überhaupt unter den erstern Königen, so grosse Thaten gethan haben sollen, waren schon zu Alexanders des grossen Zeiten sehr ausgeartet. Aegypten ist, seit seiner Eroberung von den Persern immer das leichte Spiel einer Hand voll Soldaten gewesen. Seit dem Cambyses haben die eingebohrnen Aegypter niemals, mich dieses Ausdruckes zu bedienen, die aegyptische Fahne getragen. Noch heutiges Tages nimmt der Großherr keine gebohrnen Aegypter unter die Soldaten, die er zur Bedeckung dieser Provinz hält; sondern lauter Leute, die ausser Aegypten gebohren sind.

Die Portugiesen, welche sich in Ostindien niedergelassen haben, sind daselbst eben so weichlich und feige geworden, als die Eingebohrnen des Landes. Diese Portugiesen, welche in Flandern, wo sie die Hälfte der berühmten spanischen Infanterie ausmachten, die bey Rocroi s) zu Grunde gerichtet wurde, hatten Landsleute in Indien, die sich schlagen liessen, wie die Schafe. Wem die Geschichte der Unruhen bekannt ist, durch welche die Errichtung der Republik Holland verursacht wurde, der wird sich erinnern, daß die flamändischen Fußvölker niemals gegen die eigentliche spanische Infanterie Stand hielten. Wer aber die Geschichte der holländischen Eroberungen in Ostindien gelesen hat, der weis gegentheils, daß eine kleine Anzahl Holländer daselbst immer ganze Armeen indianischer Portugiesen

s) Im Jahre 1643.

giessen in die Flucht jagten. Ich will keine verhaßten Bücher anführen, aber man kann es von den Holländern selbst erfahren, ob ihre Landsleute in Ostindien die guten Sitten und Eigenschaften behalten, die sie in Europa hatten.

Der spanische Hof, welcher auf dem Charakter und auf das besondere Genie der verschiedenen Nationen, die er beherrschet hat, allezeit sehr aufmerksam gewesen ist, hat gegen die in Flandern gebohrnen Spanier allezeit weit mehr Vertrauen bezeigt, als gegen die in Neapel gebohrnen. Die letztern wurden nicht so, wie die erstern, den in Spanien gebohrnen Spaniern in allen Stücken gleich gehalten. Dieser vorsichtige Hof hat allezeit die Maxime gehabt, den in Amerika gebohrnen Spaniern, selbst den Criolen, obgleich beyde Aeltern derselben Spanier sind, keine wichtige Bedienung in Amerika anzuvertrauen.

Der Hof hat sich solches nicht allein deswegen zur Regel gemacht, weil er befürchtet, diese Unterthanen mögten einen Aufstand gegen die Regierung erregen, sondern auch, weil er ihre Unfähigkeit kennet. In der That ist es fast unbegreiflich, wie sehr das in Europa so wackere und herzhafte spanische Blut in gewissen Gegenden von Amerika ausgeartet ist. Man würde es nicht glauben, wenn es nicht zwölf bis funfzehn Nachrichten von den Unternehmungen der Freybeuter in der neuen Welt ein-

einstimmig erzählten und überzeugende Beweise davon anführten.

Wie es mit den Menschen ist, so ist es auch mit den Thieren. Zu Folge der verschiedenen Beschaffenheit der Länder, in denen sie gebohren werden und aufwachsen, bekommen sie auch unterschiedene Bildungen und Gestalten. Als die Spanier Amerika entdeckten, gab es keine Pferde in diesem Welttheile. Vermuthlich wird man die ersten, welche man mit sich dahin nahm, um einen Stamm zu bekommen, aus den schönsten Pferden in Andalusien, als woselbst sie eingeschifft wurden, ausgelesen haben. Da die Unkosten des Ueberschiffens sich für jedes Pferd auf mehr als zweyhundert Thaler beliefen, so hat man vermuthlich beym Einkaufe nichts gesparet, und in dieser Provinz waren damals die Pferde hoch im Preise. Diese Pferde sind in einigen Ländern von Amerika aus der Art geschlagen. Die in St. Dominique und die auf den antillischen Insuln sind klein, übel gewachsen, und haben, wenn ich so reden darf, von ihren edlen Vorfahren nichts, als den Muth, an sich. Hingegen giebt es auch andere Gegenden in Amerika, wo sich die andalusischen Pferde noch mehr veredelt haben. Die Pferde in der Provinz Chili übertreffen an Schönheit und andern guten Eigenschaften die andalusischen so weit, als diese die Pferde in der Picardie übertreffen. Die kastilianischen und andalusischen Schafe tragen, so bald sie auf eine andre Weide gebracht werden, keine so vortreffliche

Wolle,

Wolle, als diejenigen, so in der Luft dieser Provinzen leben.

Quas Baeticus adjuvat aer.

Wenn die um Ancyra befindlichen Ziegen von der Weide auf ihren Bergen weg, und anderswohin gebracht werden, so behalten sie ihr im Oriente so geschätztes und selbst in Europa bekanntes Haar nicht. t) In gewissen Ländern sind die Pferde so sanftmüthig, daß sie sich von einem Kinde regieren lassen: In andern hingegen, als z. B. in Neapel, gehören sie fast unter die wilden Thiere, vor denen man sich äusserst zu hüten hat. Die Pferde verändern ihr Naturell, so gar wenn sie in andre Gegenden und auf andre Weide kommen. Was noch mehr ist, die meisten Thiere pflanzen in einem Klima, das von ihrem natürlichen Geburtsorte allzusehr unterschieden ist, ihre Gattung nicht fort. Die Tieger, die Affen, die Kameele, die Elephanten und viele Arten von Vögeln vermehren sich in unsern Ländern nicht.

t) Busbequius Ep. I.





Sechzehnder Abschnitt.

Ein Einwurf aus dem Charakter der Römer und Holländer. Beantwortung desselben.

Man wird mir vielleicht die Einwendung machen, daß uns heut zu Tage zwey Völker bekannt sind, auf welche der von den alten Autoren ihnen beygelegte Charakter gegenwärtig nicht mehr passet. Die heutigen Römer, wird man sagen, gleichen nicht mehr den alten Römern, die ihrer kriegerischen Eigenschaften wegen so berühmt, und nach der Beschreibung des Tacitus abgesagte Feinde von allen den unbedeutenden Ehrenbezeigungen waren, die nichts als blosse Ceremonien sind. Leute, denen es bloß um Hoheit und Macht zu thun war. a) Tiridates, der Bruder des parthischen Königes, welcher nach Rom kam, um sich, nach unsrer Art zu reden, mit dem Königreiche Armenien belehnen zu lassen, würde sich, fährt gedachter Autor fort, weit weniger vor dem Ceremonielle der Römer gefürchtet haben, wenn er sie besser gekannt hätte. Die alten Bataver und Frisonen, wird man ferner sagen, waren beydes Völ-

a) Apud quos jus imperii valet, inania transmittuntur. Tacitus Annal. Lib. XV.

Völker, die aus Kriegsleuten bestunden, und die sich empörten, so bald nur die Römer einen andern Tribut, als Kriegsdienste von ihnen foderten: Heut zu Tage sind die Einwohner der Provinz Holland, welche die Insul der Batáver und ein Theil von dem Lande der alten Friesen in sich begreift, zur Handlung und zu den Künsten geneigt. Sie übertreffen alle andere Völker in der Municipalregierung und in dem Talente, die Verfassungen der Städte auf einen guten Fuß zu setzen. Das Volk bezahlt daselbst die größten Auflagen, die nur zu unsern Zeiten in Europa gegeben werden, damit es keine Kriegsdienste thun darf. „Die „Niederländer geben keine guten Landsoldaten ab, „und ein Holländer, welcher zu Pferde sitzt, wird „von Jedermann ausgelacht;„ b) sagt Pufendorf, wenn er von den heutigen Holländern redet, die sich eben so gern fremder Truppen bedienen, als ehedem die Bataver für andre Nationen fochten.

In Ansehung der Römer, antworte ich, daß, wenn sich die andern europäischen Nationen von der Krankheit des Ceremoniells heilten, sie gewiß nicht die letzten seyn würden, die eben dasselbe thäten. Das Ceremoniell ist in unsern Zeiten eine Mode, sie bemühen sich also, den Vorzug darinnen über andere Völker zu behaupten, so wie sie ihn ehemals in dem Kriegshandwerke hatten. Vielleicht würden die Römer, unsere Zeitgenossen, noch immer jene Bescheidenheit im Glücke, jene Hoheit

b) Introd. ad Hist. Europ.

des Geistes in den gefährlichsten Umständen an den Tag legen, die den Charakter der alten Römer ausmachten, wofern nicht ihre Regenten von einem Stande wären, der ihnen verbeut, Ruhm im Kriege zu suchen. Kann man, wenn man angebohrne Herzhaftigkeit besitzt, gleich so in den Krieg gehen, wie man, wenn man zum Dichter gebohren ist, Verse machen kann? Wofern die Römer wirklich aus der Art geschlagen sind, so ist es doch gewiß nicht in allen Tugenden geschehen. Niemand versteht besser als sie, in allen Angelegenheiten zu rechter Zeit Stand zu halten oder nachzugeben, und selbst unter dem gemeinen Volke in Rom trifft man noch die Kunst an, immer Hochachtung gegen seine Mitbürger zu äussern, welches allzeit eine der ersten Ursachen von dem grossen Ruhme einer Nation gewesen ist.

Ueberdieses ist seit den Zeiten der Kaiser eine so grosse Veränderung der Luft in der Stadt Rom und den umliegenden Gegenden vorgegangen, daß es uns gar nicht befremden darf, wenn die itzigen Einwohner von den ehemaligen unterschieden sind. Ja, nach meinem angenommenen Systeme, mußte es nothwendig so kommen, und die Veränderung der Ursachen mußte auch veränderte Wirkungen nach sich ziehen.

Erstlich ist die Luft in Rom, die Gegend um den Quirinal und das Quartier della Trinita del Monte ausgenommen, während der heissen

Jah-

Jahreszeit, so ungesund, daß Niemand im Stande ist, sie auszuhalten, der sich nicht allmählich daran gewöhnt, so wie sich etwa Mithridates an den Gift gewöhnte. So gar muß man sich an die Vergiftung der Luft alle Jahre von neuem dadurch gewöhnen, daß man gleich von den ersten Tagen an, da diese Veränderung vorgeht, sich in derselben befindet. Denn sie pflegt denjenigen tödlich zu seyn, die sich nach Rom begeben, wenn sie schon völlig angesteckt ist. Wenn daher Jemand stirbt, der vom Lande gekommen ist, und seine Wohnung in einem solchen ungesunden Quartiere genommen hat, oder der auch nur aus einem gesündern in ein ungesunderes umzieht, so wundert man sich eben so wenig darüber, als wenn man einen Menschen hinfallen sieht, der von einer Kanonenkugel getroffen wird. Die Ursache dieser Verderbniß der Luft ist auch gar nicht unbekannt. Rom war vor Zeiten unter der Erde ausgehölt, und jedwede Gasse hatte ihr eignes Cloak. Alle diese Schleussen giengen in die Tiber durch verschiedene Canäle, die vermittelst der funfzehn Wasserleitungen, welche das Wasser ganzer Flüsse nach Rom führten, beständig rein gehalten wurden, indem dasselbe durch die Ausgänge der Cloake seinen Abfluß in die Tiber hatte. Nachdem aber die Gebäude dieser so grossen Stadt durch die Gothen, durch die Normannen von Neapel und durch die Zeit zerstört worden sind, hat der Schutt der auf den sieben Hügeln gestandenen Gebäude die daran liegenden Thäler so ausgefüllt, daß an manchen Orten das Pflaster der alten Stadt bis

gegen vierzig Fuß tief liegt. Dieser Umsturz hat verschiedne Nebenschleussen, welche in die Hauptschleussen hineinliefen, gänzlich verstopft. Die nächst daran stossenden Gebäude haben, wenn sie niedergerissen worden, oder vor Alter eingefallen sind, die darunter befindlichen unterirdischen Gewölber zerschmettert, und dadurch ist dem Abflusse der Unreinigkeiten und des Wassers der Weg gänzlich abgeschnitten worden. Gleichwohl sind die Oeffnungen geblieben, durch welche das Regenwasser und dasjenige, welches vermittelst der Wasserleitungen dahin gebracht wird, in diese Schleussen hineinfliessen. Folglich ist das Wasser, nach wie vor, eingedrungen, ohne einen Ausgang zu haben. Es wird also darinnen so faul und stinkend, daß bisweilen die Arbeitsleute, wenn sie in die Tiefe graben und von ungefähr ein Loch in eine solche Schleusse machen, darüber in tödliche Krankheiten fallen. Wenn es manchmal Jemand gewagt hat, von den Fischen, die man dann und wann darinnen antrifft, zu essen, so hat er diese verwegne Neubegierde gemeiniglich mit dem Leben bezahlen müssen. Nun aber sind diese Canäle nicht so tief unter der Erde, daß nicht die Hitze, welche in den Hundstagen zu Rom so groß ist, giftige Ausdünstungen daraus in die Höhe ziehen sollte, zumal da die Löcher in den Gewölbern blos mit Schutte verstopft sind, welcher weit lockerer ist, als gewöhnliches Erdreich.

Zwey-

Zweytens, in der Ebene um Rom herum, welche da, wo die Entfernung der Appeninen von der Stadt am größten ist, zwölf Meilen in der Länge hat, ist die Luft in den drey heissesten Monathen so brennend, daß selbst diejenigen, welche doch von Kindheit daran gewohnt seyn sollten, in einen Zustand der Entkräftung kommen, den sich Niemand vorstellen kann, als der selbst die Erfahrung davon gehabt hat. In verschiednen Gegenden sind die Ordensleute genöthigt, sich aus ihren Clöstern wegzubegeben, und die Hundstage anderswo zuzubringen. Ja die Luft in der Ebene um Rom herum tödtet einen Fremden, der ihrer Wirkung während des Schlafens ausgesetzt ist, eben so plötzlich, als ein Schwerdt. Und sie ist allemal höchst schädlich, sie mag wehen von welcher Seite sie nur will; woraus offenbar erhellet, daß die Ursache davon in der Beschaffenheit des Erdbodens liegt. Folglich muß eine Veränderung mit dem Erdreiche vorgegangen seyn, es mag nun dieselbe davon herrühren, daß das Land nicht mehr so gebaut wird, wie zu den Zeiten der Kaiser, oder man mag sie den Morästen bey Ostia und den Paludi Pontine c) zuschreiben, welche heut zu Tage, nicht, wie vorzeiten, ausgetrocknet sind, oder sie mag auch von den Alaun-Schwefel und Arsenikminen herkommen, die seit einigen Jahrhunderten, nicht tief unter der Erde, reif geworden sind, und aus welchen gegenwärtig, zumal des Sommers, weit giftigere Dünste aufsteigen, als ehemals, da sie

c) Pomptinae Paludes.

sie noch nicht zu ihrer völligen Reife gekommen waren. Man wird in dieser Meynung bestärkt, wenn man an einen gewissen andern Umstand denkt, der ebenfalls in der Gegend um Rom herum sehr häufig bemerkt wird. Während der grossen Hitze steigen viele Dünste aus der Erde, die sich von selbst entzünden, so daß man bisweilen ganze lange feurige Striche oder Säulen sieht, die auf der Erde zu ruhen scheinen. Wären dergleichen Erscheinungen zu den Zeiten der alten Römer gewöhnlich gewesen, so würde man in des Livius Geschichte weit mehr Nachrichten von Opfern finden, die den Göttern zur Abwendung des durch diese Wunderzeichen vorbedeuteten Unglückes gebracht worden seyn müßten.

Ein noch stärkerer Beweis, daß eine physikalische Veränderung der Luft zu Rom und in den umliegenden Gegenden vorgegangen seyn müsse, ist der, daß das dortige Klima heut zu Tage nicht mehr so kalt ist, als es zu den Zeiten der ersten Kaiser war, obgleich das Land damals mehr bewohnt und besser gebaut wurde, als itzt. Die Jahrbücher der Stadt Rom melden, daß im vierhundert und achzigsten Jahre nach ihrer Erbauung der Winter so heftig gewesen sey, daß die Bäume erfroren. Die Tiber war mit Eise bedeckt, und der Schnee lag vierzig Tage lang. Juvenal sagt von einer abergläubischen Frau, sie lasse das Eis der Tieber durchbrechen, um gottesdienstliche Abwaschungen darinnen ver-

verrichten zu können. d) Er redet von dem Zugefrieren der Tiber, als von einer gewöhnlichen Sache. Eben so erhellet aus verschiednen Stellen des Horaz, daß die Gassen von Rom damals voller Schnee und Eis gewesen seyn müssen. Wir würden eine genauere Kenntniß hiervon haben, wenn den Alten die Thermometer bekannt gewesen wären. Allein obgleich ihre Scribenten an nichts weniger gedacht haben, als uns Nachrichten davon zu hinterlassen, so sagen sie doch immer noch genug, daraus man sehen kann, daß der Winter in Rom vorzeiten weit strenger war, als er heutiges Tages zu seyn pflegt. Die Tiber gefriert itzt eben so wenig als der Nil in Aegypten. Man hält itzt in Rom einen Winter schon für streng, wenn zween Tage lang Schnee liegt, und sich zweymal vier und zwanzig Stunden lang einige Eistropfen an irgend einem gegen Norden gelegenen Brunnen befinden.

Was die Holländer anlangt, so kann ich antworten, daß sie nicht auf eben demselben Erdreiche wohnen, als die alten Bataver und Friesen, ob sie gleich in eben demselben Lande wohnen. Die Insul der Bataver war zwar ein niedriges Land, aber es war mit Waldungen bedeckt. Dasjenige Stück

d) Hibernum fracta glacie descendet in amnem
Ter matutino Tiberi mergetur, et ipsis
Verticibus timidum caput abluet; inde superbi
Totum regis agrum nuda et tremebunda cruentis
Erepet genibus.

Juv. Sat. VI.

Landes der alten Frisonen, welches gegenwärtig den größten Theil der Provinz Holland ausmacht, war damals voller Hügel, in denen meist Hölen waren, daher auch das Land in dem mittlern Zeitalter seinen Namen bekommen hat. Tacitus e) benachrichtigt uns, daß der Arm des Rheines, welcher damals Frießland von der Insul der Bataver absonderte, noch eben dieselbe Schnelligkeit des Stromes hätte, die dieser Fluß in seinem ganzen Laufe hat; ein Beweis, daß das Land bergicht war. Als aber das Meer in die gedachten Hölen eindrang, mußte das Erdreich untersinken, und blieb so lange unter dem Wasser liegen, bis es sich vermittelst des Sandes, den das Meer dahin anspülte, und des Schlammes, den die Flüsse zurückliessen, die damals, als sie noch durch keine Dämme eingeschränkt wurden, öftere Ueberschwemmungen verursachten, nach und nach daraus empor hub.

Ein anderer Beweis davon ist, daß in dem Theile der Provinz Holland, welcher vordem zu dem Lande der alten Friesen gehörte, wenn man irgendwo Grund zu Gebäuden gräbt, oft, funfzehn Fuß tief, Bäume gefunden werden, die noch völlig mit den Wurzeln in ihrem Erdreiche stehen. Gleichwohl liegt dieses Land, welches noch dazu so eben als der Fußboden in einer Stube ist, ohnedieß schon niedriger, als bey hoher Fluth das Meer steigt. Es liegt so niedrig, als das Meer zur Zeit der Ebbe steht, und daraus sieht man offenbar, daß das Erdreich,

e) Tac. Annal. L. II.

reich, worinnen die Bäume stecken, untergesunknes Land ist. Wer die Zeit, und alle Umstände dieser Ueberschwemmungen gern ausführlicher wissen will, der darf nur die zween erstern Theile eines Werkes des Herrn Menso Alting lesen, welches den Titul führt: Descriptio agri Batavi. Man kann es nicht ohne Nutzen lesen, und nicht, ohne zu bedauern, daß der Verfasser gestorben ist, ehe er noch den dritten Theil herausgegeben hatte.

Holland also, welches nach und nach wieder austrocknete und bevölkert wurde, ist in unsern Zeiten eine schnurebene Wiese, die von einer Menge Canäle durchschnitten wird, und worauf sich einige Seen und Lachen befinden. f) Das Erdreich hat seine Eigenschaften so sehr verändert, daß z. B. die Rinder in diesem Lande grösser sind, als anderwärts, da sie doch vor Zeiten eben daselbst sehr klein waren. Zudem ist heutiges Tages der vierte Theil seiner Oberfläche mit Wasser bedeckt, an statt daß ehemals das Wasser vielleicht kaum den zwölften Theil der Oberfläche des Landes einnahm. Da sich ferner die Einwohner, durch allerhand Zufälle, die nicht hieher gehören, stärker vermehrt haben, als an keinem andern Orte in Europa, so sind sie, sowohl durch die Nothwendigkeit, als durch die Leichtigkeit, mit der man, wegen der Beschaffenheit des Landes, Hülsenfrüchte, Milchspeisen und Fische daselbst haben kann, veranlaßt worden, sich an diese phlegmatischen Nahrungsmittel zu gewöhnen, da hin-

f) Tac. Annal. L. IIII.

hingen ihre alten Vorweser sich mit dem Fleische ihrer Heerden und anderer eigentlich zahmen, bey ihnen aber wild gewordenen Thieren nährten, womit ihre Wälder, wie man aus dem Tacitus und andern alten Scribenten ersiehet, ganz angefüllt waren.

Der Ritter Temple, den der Unterschied zwischen dem Charakter der Bataver und der Holländer so sehr in Verwundrung setzte, daß er den Ursachen davon nachspürte, schreibt diesen Unterscheid den verschiednen Nahrungsmitteln zu. g) Dergleichen Revolutionen auf der Oberfläche der Erde, die allemal eine grosse Veränderung in der Beschaffenheit der Luft verursachen, und noch ausserdem eine so grosse Verschiedenheit in den Nahrungsmitteln der alten und der neuen Einwohner nach sich gezogen haben, daß sich die leztern als Fischer und Gärtner nähren, da es die erstern als Jäger thaten, dergleichen Umkehrungen, sage ich, können nicht vorgehen, ohne daß der Charakter der Einwohner aufhört, eben derselbe zu bleiben.

Aus allen dem, was ich gesagt habe, ist es mehr als wahrscheinlich, daß der eigenthümliche Charakter eines jedweden Volkes, von der Beschaffenheit der Luft des Landes abhängt. Wenn also bey einigen Nationen ein Mangel an gewissen Arten von Genie und Talenten bemerkt wird, so kann man

g) Von dem Zustande der vereinigten Provinzen, im 4ten Kap.

man die Schuld davon mit Rechte dem Klima beymessen. „Die grosse Hitze in den mittäglichen „Ländern,„ sagt der Ritter Chardin, „entkräf„tet die Seele sowohl als den Körper, und erstickt „das zum Erfinden nöthige Feuer des Geistes. „Man ist in diesem Klima nicht vermögend, so vie„le Nachtwachen, und eine so lang fortgesetzte An„strengung auszuhalten, als zur Hervorbringung „vortrefflicher Werke in allen Arten von Künsten „erfodert werden. Man muß alle Künste und Pro„feßionen in ihrer höchsten Vollkommenheit in den „Ländern gegen Mitternacht suchen.„ h) Der Verfasser redet von Ispahan; Rom und Athen aber liegen in Absicht auf die Hauptstadt Persiens gegen Mitternacht. Die Erfahrung veranlaßt uns, auf solche Weise zu schliessen. Hält nicht jedermann die übermäßige Kälte und die erstaunliche Hitze für die Ursache von der Dummheit sowohl der Schwarzen, als der Lappländer?

h) Description de la Perse, ch. 7.



Sieb.



Siebzehender Abschnitt.

Von dem Umfange desjenigen Klima, welches Künsten und Wissenschaften zuträglicher ist, als die andern. Von den Veränderungen, welche in diesem Klima vorzugehen pflegen.

Aber, wird man sagen, Künste und Wissenschaften haben gleichwohl in sehr verschiedenen Erdstrichen geblühet. Memphis ist dem Aequator um achtzehn Grade näher als Paris, und dennoch haben die Künste und Wissenschaften in beyden Städten geblühet.

Ich antworte: Nicht ein jedweder, sondern nur ein allzuhoher Grad, von übermäßiger Kälte und Wärme, sind einer guten physischen Erziehung der Kinder zuwider. Ich will nichts weniger, als die gemäßigte Witterung, welche dem Wachsthume der schönen Künste und Wissenschaften zuträglich ist, auf vier oder fünf Grade einschränken, ich glaube vielmehr, daß sie sich über einige und zwanzig Grade erstrecken könne. Es kann sich so gar dieser milde Himmel durch mancherley günstige Zufälle

weiter ausbreiten, und einen grössern Umfang bekommen.

Ich will nur einen einzigen zum Beyspiele anführen. Die Ausbreitung der Handlung hat die nordischen Nationen in den Stand gesetzt, den Wein und andere Nahrungsmittel der wärmern Länder zu ihren gewöhnlichen Speisen und Getränken zu machen, welches sie vorher nicht thun konnten. Durch die Handlung, welche sich in den beyden letzten Jahrhunderten erstaunlich vergrössert hat, sind diese Sachen in Gegenden bekannt geworden, wo man sie vorher nicht kannte; sie sind sehr gemein da geworden, wo sie vorher etwas sehr Seltnes waren. Der Anwachs der Handlung hat den Wein in verschiednen Ländern, wo keiner gebaut wird, zu einem eben so gemeinen Getränke gemacht, als da, wo er wächst: Er hat es dahin gebracht, daß der Zucker und die Gewürze gegenwärtig in den nordlichen Ländern unter die Lebensmittel gehören, deren sich Jedermann bedient. Die einfachen und vermischten starken Getränke, der Tabak, der Kaffee, die Chocolate und andere dergleichen Früchte und Pflanzen, die nur in dem heissesten Erdstriche wachsen, sind seit einiger Zeit in Holland, England, Pohlen, Deutschland und im Norden, selbst unter dem gemeinen Volke gewöhnlich. Die feinen Satze und Säfte dieser Speisen und Getränke bringen einen Geist, oder physisch zu reden, ein flüchtiges Oel in das Blut der nordischen Nationen, welches in ihren einheimischen

Nah-

Nahrungsmitteln nicht befindlich ist. Sie ertheilen ihnen Lebensgeister, welche in Spanien und andern noch heissern Gegenden zubereitet worden sind. In dem Canariensecte kömmt ein Theil von der Luft dieser Insuln, und eine Menge Säfte, welche in dem dortigen Erdreiche zubereitet werden, nach England, wohin er so häufig verführt wird. Dieser überhand genommene häufige Gebrauch der Gewächse aus den heissen Ländern bringt also den Norden gleichsam näher zur Sonne, und ertheilt folglich dem Blute und der Einbildungskraft der Einwohner ein Feuer und eine Feinheit, die ihre Vorfahren nicht hatten, weil ihre Lebensart einfältiger war, und sie sich mit den Producten ihres Vaterlandes begnügen liessen. So wie heutiges Tages in diesen Ländern Krankheiten aufgekommen sind, die gänzlich unbekannt daselbst waren, ehe man sich dieser ausländischen Nahrungsmittel, die sich vielleicht für das nordliche Klima nicht recht schicken, so häufig bediente: So muß auch aus eben dieser Ursache das Geblüte der Einwohner feuriger und feiner geworden seyn. Es ist eine gewisse Erfahrung bey ihnen, daß, so oft sich neue Krankheiten spüren lassen, oder gewisse Schwachheiten stärker überhand nehmen, als ehedem, sich dagegen andre Krankheiten gänzlich verlieren, oder doch seltner werden. Ich habe von dem berühmten Herrn Regis in Amsterdam gehört, daß es in dieser Stadt, seitdem die gedachten ausländischen Nahrungsmittel im Schwange giengen, zwanzigmal weniger

Menschen gebe, die mit scorbutischen Krankheiten behaftet wären, als vordem.

Wenn aber auch ein Land in gehöriger Entfernung von der Linie liegt, so hat sein Klima darum noch nicht die erforderlichen Eigenschaften, Menschen von Geiste und Talenten zu bilden. Die Luft des Landes kann gewisse Eigenschaften haben, welche der physischen Erziehung solcher Kinder nachtheilig sind, die wegen der feinen Organe ihrer Seele eigentlich zu grossen Geistern geschaffen waren. Die Mischung der Materien, welche sich mit der Luft vereinigen, kann z. B. schon dadurch schlecht werden, daß die eine Gattung von ihren an sich guten Bestandtheilen in allzugrosser Menge vorhänden ist: In manchen Ländern können die Ausdünstungen der Erde allzugrob seyn. Alle dergleichen Fehler, deren sich unzähliche denken lassen, müssen verursachen, daß die Luft in einem Lande für die physische Erziehung der Kinder oft weit zuträglicher ist, als in dem andern, wenn sie gleich beyde unter einerley Himmel liegen. Zwey Länder, die in gleicher Entfernung von dem Pole liegen, können ein sehr verschiednes Klima haben. Da die Verschiedenheit der Luft im Stande ist zu verursachen, daß die Einwohner benachbarter Provinzen in der einen groß und in der andern klein von Gestalt sind, warum sollte sie nicht auch vermögend seyn, die Menschen in der einen geistreicher zu machen, als in der andern? Die Beschaffenheit der Organe des Gehirnes muß weit leichter verschiedentliche Bil-

dungen annehmen, als die äusserliche Gestalt des Leibes. Je feiner die Fibern sind, desto leichter können sie durch die Beschaffenheit des Blutes, aus dem sie ihre Nahrung bekommen, verändert werden. Es giebt aber keine zartern Nerven in dem menschlichen Körper, als die, so der Seele zu ihren Verrichtungen dienen. Alles was ich hier gesagt habe, ist weiter nichts als eine Art von Erklärung der allgemein angenommenen Meynung, daß der Grund von der so merklichen Verschiedenheit zwischen den Nationen in der verschiedenen Beschaffenheit der Luft und der Witterung eines jeden Landes liege. a) „Das Klima eines jeden Volkes ist, „nach meiner Meynung, die Hauptursache von den „verschiedenen Gemüthsarten und Sitten der Men„schen, wie sie denn nicht weiter von einander un„terschieden sind, als in so fern die Luft des einen „Landes in ihrer Beschaffenheit von der Luft des „andern verschieden ist;„ sagt ein Mann, auf den sich das Lob anwenden läßt, welches Horaz, nach dem Homer, dem Ulysses beylegt:

Qui mores hominum multorum vidit et vrbes.

a) Chardin im zweyten Theile seiner Reisebeschreibung.



Acht-



Achtzehender Abschnitt.

Man muß den Grund der Verschiedenheit zwischen der Luft zweyer Länder in der Beschaffenheit der aus der Erde aufsteigenden Dünste suchen, welche in verschiednen Gegenden auch von verschiedentlicher Art sind.

Die Ausdünstungen aus der Erde sind die einzige anscheinende Ursache, von welcher sich der sichtbare Unterschied zwischen der Beschaffenheit der Luft in verschiednen von der Linie gleichweit entfernten Ländern herleiten läßt. Diese Meynung verträgt sich sehr gut mit der Erfahrung. Die Ausdünstungen, von denen die Luft ihre Beschaffenheit bekömmt, haben hinwiederum die Eigenschaften derjenigen Materien, aus denen sie ausgedünstet sind. Nun findet man bey der Untersuchung, daß, wenn zwey Länder eine verschiedene Luft haben, die Theile, woraus das Erdreich jedwedes Landes bestehet, ebenfalls von verschiedener Gattung sind. So ist z. E. in Holland in einer nach Belieben angenommenen Quadratfläche mehr Wasser zu finden, als in eben demselben Raume in der Grafschaft Kent. Der Erdboden enthält in Frank-

reich nicht eben die Materien, die er in Italien fast überall enthält. An vielen Orten von Italien ist die Erde voller Alaun, Schwefel, Vitriol und andrer Mineralien. An denjenigen Orten in Frankreich, wo diese Materien ebenfalls gefunden werden, trifft man selbige doch bey weiten nicht so häufig an, als in Italien. Das Erdreich bestehet fast in ganz Frankreich aus Mergel, einer Art von einem fetten, weislichen und weichen Steine, worinnen viele flüchtige Salze befindlich sind. In Pohlen hat der Erdboden viel Salz in sich, und es giebt an verschiednen Orten dieses Königreichs Salzgruben, womit nicht nur das Land selbst, sondern auch noch auswärtige Provinzen versorget werden können. Die Naturkündiger halten dieses viele Salz für die Ursache von der erstaunenden Fruchtbarkeit der meisten Gegenden in Pohlen, von der ausserordentlichen Grösse aller Früchte dieses Landes, und von der ansehnlichen Leibesgestalt seiner Einwohner. In England besteht der Erdboden hauptsächlich aus Bley, Zinn, Steinkohlen und andern Mineralien, welche beständig wachsen und reif werden.

Man kann so gar sagen, daß die Verschiedenheit dieser Ausdünstungen gewisser maassen in die Sinne fällt. Die Farbe des Himmels sowohl, als der Morgen- und Abendröthe richtet sich nach der Beschaffenheit der Dünste, womit die Luft angefüllt ist, die sich mit den Nebeln, woraus die Wolken bestehen, vermischen. Jedermann aber kann sehen,

hen, daß weder die Farbe des Himmels noch die Morgen- und Abendröthe in allen Ländern einerley ist. So ist z. E. in Italien die Farbe des Himmels ein grünichtes Blau, und die Wolken am Horizont sind hochgelb und hochroth. In den Niederlanden ist die Farbe des Himmels ein blasses Blau, so wie die Farben der Morgen- und Abendröthe ebenfalls nur ganz blaß fallen. Man kann diese Verschiedenheit selbst an den Himmeln in den Gemählden des Titians und Rubens bemerken, indem jeder von beyden die Natur so geschildert hat, wie sie sich ihm in dem Lande, wo er sie nachahmte, dem einen in Italien, und dem andern in den Niederlanden, zeigte. Hieraus ziehe ich den Schluß, daß die Beschaffenheit des Erdbodens der Luft in jedwedem Lande ihre besondern Eigenschaften, so wie den Erdfrüchten einen besondern Geschmack ertheilt. Die Ursache von der Verschiedenheit der Luft in zweyen Ländern liegt eben sowohl in der Beschaffenheit und den Eigenschaften des Erdbodens, als die Ursache von dem verschiedenen Geschmacke des Weines, der in zwo benachbarten Provinzen wächst.

Diese Ursache ist, vermöge ihrer Natur, vielen Abwechslungen und unzählbaren Veränderungen unterworfen. Da die Erde ein Körper ist, der aus festen und flüßigen Materien von verschiedener Art und Gattung besteht, so müssen diese Materien unaufhörlich in einander wirken, sie müssen in einer beständigen Gährung seyn, zumal da

sie durch die unterirdische Luft und durch eben dasselbe Feuer stets in Bewegung gesetzt werden. Weil aber weder diejenigen Materien, welche die Gährung hervorbringen, noch auch die Art ihrer Vermischung, noch die Menge der Theile von jeder Materie immer einerley sind, so können auch nicht immer einerley Wirkungen daraus entstehen. Folglich können nicht einmal die Ausdünstungen der Erde in Einem und demselben Lande beständig auf einerley Weise beschaffen seyn: Sie müssen mancherley Veränderungen leiden können.

Die Erfahrung bekräftigt diese Schlüsse nicht wenig. Dünstet wohl in Einem Lande so viel Gewittermaterie in dem einem Jahre aus der Erde als in dem andern? So wie die Donnerwetter in einigen Ländern häufiger sind, als in andern, so sind sie auch oftmals in Einem Lande ein Jahr weit häufiger, als das andre. Im Sommer 1716 hörte man zu Paris kaum zweymal donnern; den Sommer nachher donnerte es eben daselbst mehr als dreyßigmal. Eben so ist es mit den Erdbeben. Ist in Einem Lande ein Jahr so naß, als das andre? In den Nachrichten der auf dem Observatorio gemachten Beobachtungen kann man sehen, wie sehr in Paris die Jahre, in Ansehung der Menge des Regens, welcher das Jahr lang fällt, von einander verschieden sind. Dieser Unterscheid beträgt manchmal fast zwey Drittheile. Eben so lassen sich die unordentlich erfolgenden Ausbrüche der feuerspeyenden Berge aus keiner andern

Ursache herleiten, als aus den verschiedentlichen Abwechslungen der Gährung, in welcher sich die Materien in der Erde beständig befinden. Es ist bekannt, daß diese fürchterlichen Berge in gewissen Jahren mehr auswerfen, als in andern, und bisweilen einige Jahre lang gänzlich ruhig sind. Mit einem Worte, ist in einem Lande ein Jahr eben so naß, so windig, so kalt oder so warm, als das andre?

Die Sonne und die Ausdünstungen der Erde sind in Frankreich, so wie aller Orten, die Ursachen von der Witterung eines jeden Jahres; wenigstens läßt sich keine andre Ursache angeben, man müßte denn etwa den Einfluß der Sterne zu Hülfe rufen wollen. Nun aber ist die eine von diesen beyden Ursachen in ihrer Wirkung unveränderlich, nämlich die Sonne. Folglich muß der grosse Unterscheid, den man zwischen der Witterung zweyer Jahre in Frankreich verspürt, einer Veränderung in den Ausdünstungen der Erde zugeschrieben werden.

Ich nenne die Wirkung der Sonne unveränderlich. Denn die Sonne steigt, ein Jahr so hoch als das andere, am Himmel herauf und wieder hinunter. Wenn auch einiger Unterscheid hierinnen wahrgenommen wird, so ist er doch nur unsern neuern Astronomen merklich, und kann keinen grössern Unterschied zwischen zween Sommern verursachen, als den, der zwischen dem Sommer zu

Senlis und dem zu Paris ist. Die Entfernung der Stadt Paris von Senlis, von Süden nach Norden, beträgt ungefähr eben so viel, als der Unterscheid ist, den die Sonne zu gewissen Jahren in ihrem Stillstandspunkte macht.

Die Verschiedenheit zwischen der Witterung mancher Jahre ist weit grösser. Man hat in Paris bisweilen unerträglich heisse Sommer. Bisweilen aber sind sie auch so rauh, daß man sie nur eben noch von der kalten Jahreszeit unterscheiden kann. Bisweilen ist es den längsten Tag kälter, als es sechs Wochen vorher war. Manchmal ist der Winter an diesem Orte sehr strenge, und der Frost dauert vierzig Tage hintereinander: und manchmal geht er auch hin, ohne daß es nur einmal drey Tage nach einander gefriert. Es giebt Jahre, wo das Maaß des in Paris gefallnen Regenwassers zwey und zwanzig Zoll ist; dagegen kommen andre, wo es nicht bis zu acht Zollen anwächst. a) Auch die Winde sind manches Jahr weit häufiger und stürmischer, als andre Jahre. Alles dieses gilt auch von andern Ländern. Die Witterung ist nicht alle Jahre einerley. Blos in den heissesten Gegenden halten Regen und Hitze ihre gewöhnlichen Zeiten ordentlicher, als bey uns, und stellen sich, obgleich einmal stärker als das andere, so genau zu der gewöhnlichen Zeit ein, daß, wenn sie ja etwan abweichen, solches selten mehr als Einen Tag austrägt. Die Ursachen leiden zwar daselbst

a) Siehe den Almanach des Observatorii.

selbst auch Veränderungen, aber sie sind doch nicht gar so schwankend, als in Frankreich.

Aber, dürfte man vielleicht einwenden, wenn gleich die Sonne alle Jahre bis zu einerley Höhe herauf steigt; können dem ungeachtet nicht noch andre Hindernisse, wie z. E. ein Flecken in derselben, vorhanden seyn, wodurch ihre Wirkung in gewissen Jahren geschwächt wird? Solchenfalls würde der Grund von allen den unbeständigen Abwechslungen, den man itzt inwendig in der Erde zu finden meynt, blos in der Sonne liegen.

Ich antworte: Die Erfahrung leidet es nicht, daß man diese Abwechslung der Sonne zuschreibe. Denn die Wirkungen, selbst dieses ausserordentlichen Umstandes, müßten eine gewisse Regelmäßigkeit haben; sie müßten in allen Ländern, nach dem Maasse der Entfernung eines jedweden von der Linie, auf gleiche Weise gespürt werden, und die Hitze jedwedes Jahres müßte blos auf den Stand der Sonne ankommen, so groß sie auch in manchen Jahren seyn mögte. Wenn der Sommer in Paris ausserordentlich heiß wäre, so müßte er in Madrid ebenfalls heisser, als gewöhnlich, seyn. Ein Winter, der in Paris ausserordentlich gelind wäre, müßte in Madrid ebenfalls gelinder seyn, als er sonst zu seyn pflegt. So verhält sichs aber nicht. Der Winter von 1699 bis 1700 war in Paris sehr gelinde, und hingegen sehr strenge zu Madrid. An letzterem Orte hatte man vierzehn Tage nach ein-

 ander

ander beständig Frost, und in Paris fror es nicht zween Tage hinter einander. Im Jahre 1714 war der Sommer in Paris ziemlich trocken und heiß, in der Lombardey aber sehr naß und kalt. Der Tag, da die Sonne in den Aequator tritt, ist zuweilen heisser gewesen, als der längste Tag. Kurz, die Verschiedenheit in der Witterung verschiedener Jahre ist so beschaffen, daß sie sich der Sonne nicht zuschreiben läßt. Sie muß aus einer Ursache hergeleitet werden, die jedwedem Lande insbesondre eigen ist, nämlich aus der Verschiedenheit der Ausdünstungen aus der Erde: Wie denn auch dieses die Ursache ist, wovon es herrührt, daß gewisse Jahre ungesunder sind, als sie gewöhnlich zu seyn pflegen. b)

Gewisse epidemische Krankheiten nehmen ihren Ursprung unvermerkt aus der Erde, da hingegen andre gleichsam sichtlich daraus hervor kommen: Diejenigen Krankheiten nämlich, welche da entstehen, wo die Erde sehr umgewühlt worden ist, und wo man, eh solches geschah, einer sehr gesunden Luft genoß. Die oberste Rinde des Erdbodens besteht aus gemeiner Erde, aus Steinen, Kieseln und Sande. Die vorsichtige Natur hat sich derselben bedient, die zweyte Schicht damit zu bedecken, die aus mineralischer und aus fetter Erde besteht, welche der Oberfläche des Erdbodens die zur

Frucht-

b) - - - Ipsa saepe coorta
E terra surgunt.

Lucr. L. VI. v. 108.

Fruchtbarkeit gehörigen Säfte befördert. Indem nun diese Säfte durch die oberste Rinde der Erde dringen, werden sie geläutert und verfeinert; darauf steigen sie entweder in den Haarröhrgen der Pflanzen in die Höhe, oder verfliegen, woraus das Nitrum in der Luft entstehet, welches nachher wieder herabfällt, und sehr viel zum Wachsthume der Gewächse beyträgt. Wenn man aber viel und tief in die Erde gräbt, so wird die schon gedachte zweyte Schicht dadurch an vielen Stellen blos gemacht, und der unmittelbaren Wirkung der Sonne und der Luft ausgesetzt, die, weil ihr nun nichts mehr im Wege steht, allzuviel kleine Theilchen davon losreißt. Ueberdieses hätten diese noch allzugroben Materien nicht eher an die Luft kommen sollen, als bis sie durch ihren ordentlichen Weg, durch die oberste Rinde der Erde, gedrungen und solchergestalt geläutert worden wären. Folglich muß die Luft in selbiger Gegend verderbt werden, und so lange verderbt bleiben, bis die ausgeworfne Erde eine Menge dieser schädlichen Theile verliert, oder bis der Staub, den der Wind beständig mit sich forttreibt, wieder eine Rinde darüber gezogen hat.

Allein es giebt, wie ich schon gesagt habe, auch epidemische Krankheiten, die gleichsam unvermerkt, und ohne eine vorhergegangene Veränderung, welche in die Sinne fällt, ihren Ursprung aus der Erde nehmen. Wie z. E. die Pest bisweilen in einem Lande entsteht, ohne daß sie von andern Orten dahin gebracht worden ist. Man kann sie also keiner

ner andern Ursache, als einer Veränderung in den Ausdünstungen der Erde zuschreiben.



Neunzehnder Abschnitt.

Die Verschiedenheit zwischen dem Genie Eines und desselben Volkes in verschiedenen Jahrhunderten muß einer Veränderung der Luft zugeschrieben werden.

Aus allen dem, was bisher gesagt worden ist, ziehe ich den Schluß, daß man die Ursache von der Veränderung, welche in dem Genie und den Sitten der Einwohner Eines Landes vorzugehen pfleget, eben sowohl in einer veränderten Beschaffenheit der Luft suchen müsse, als man die Verschiedenheit zwischen dem Charakter der Nationen der verschiednen Beschaffenheit ihrer Landesluft zuschreibt. So wie man den Unterscheid zwischen der Luft in Frankreich und der in Italien für den Grund des Unterscheides hält, welcher zwischen den Franzosen und Italienern wahrzunehmen ist: So wird man auch den sichtbaren Unterscheid, der sich zwischen dem Genie und den Sitten der Franzosen dieses und eines andern Jahrhundertes befindet, ebenfalls aus einer veränderten Beschaf-

fenheit der Luft in Frankreich herleiten müssen. Da die Beschaffenheit der Luft in Frankreich in gewissen Stücken veränderlich, in andern aber unveränderlich ist: So muß auch der Hauptcharakter der Franzosen, wodurch sie sich von allen andern Nationen unterscheiden, in allen Jahrhunderten eben derselbe bleiben; und dem ohngeachtet können die Franzosen zu gewissen Zeitaltern gar sehr von den Franzosen gewisser andern Zeitalter unterschieden seyn. Eben so wie jeder Wein einen besondern Geschmack hat, der allem Weine, welcher auf einerley Boden wächst, eigen ist; ob er sich gleich in Ansehung der Güte sehr von einander unterscheidet, und manches Jahr ausserordentlich gut geräth. Daher werden z. B. die Italiener sich allezeit von Natur weit besser zur Poesie und Mahlerey schicken, als die Völker, welche um die Ostsee herum wohnen. Da aber die Ursache dieses Unterscheides zwischen den Nationen mancherley Veränderungen unterworfen ist; so müssen, wie es scheint, selbst in Italien, gewisse Menschenalter mehr Genie und Talent zu den gedachten Künsten haben, als die andern.

„Der ganze Streit von dem Vorzuge der Alten und Neuern beruht,„ wie ein grosser Vertheidiger der Neuern sagt, a) „wenn man die „Sache recht untersucht, auf der Frage, ob die „Bäume, welche vorzeiten in unsern Ländern wuch-

„sen,

a) Herr von Fontenelle in seiner kleinen Abhandlung über die Alten und Neuern.

„sen, grösser waren, als sie heut zu Tage sind. „Ich habe, setzt er hinzu, es für das sicherste ge„halten, die Naturlehre ein wenig darüber um „Rath zu fragen, die das Geheimniß besitzt, viele „Streitigkeiten, welche von der Redekunst nur „verworrener gemacht worden, ganz ins Kurze zu „ziehen.„ Gut, wir wollen sie um Rath fragen. Und was giebt sie uns zur Antwort? Zweyerley. Erstlich, daß gewisse Pflanzen in einigen Ländern zu einer grössern Vollkommenheit gelangen, als in andern; und, daß Pflanzen und Bäume in Einem Lande nicht alle Jahre gleich gute Früchte tragen.

Man könnte eben das von den Jahren sagen, was **Virgil** von den Ländern gesagt hat, daß jedes Gewächs in einigen Ländern besser fortkomme, als in andern. b) Dieses setzt eine wirkende Ursache voraus, der man auch die Verschiedenheit zwischen dem Geiste und dem Genie der Nationen und der Jahrhunderte zuschreiben kann. Wirkt sie nicht schon sehr merklich auf den menschlichen Geist, indem sie den Unterscheid in der Witterung verschiedener Länder sowohl, als verschiedener Jahre verursacht? Ist nicht der Einfluß des Himmels der physischen Erziehung der Kinder sowohl höchst zuträglich, als höchst nachtheilig? Warum will man denn also nicht einräumen, daß Kinder in Frankreich, die zu gewissen Jahren, in denen eine sehr gesunde Luft und gemäßigte Witterung herrscht, erzogen werden, feinere und glücklicher gebildete Orga-

b) - - - Non omnis fert omnia tellus.

Organe der Seele bekommen, als Kinder, die in einer Reihe von Jahren, deren Witterung schlecht ist, aufwachsen? Hält nicht Jedermann den Unterscheid zwischen der florentinischen und der bergamascischen Luft für die Ursache, warum die Florentiner so geistreich und die Bergamascer so ungeschicklich sind?

Allein, dürfte man vielleicht einwenden, wofern solche Veränderungen, als hier angenommen werden, in der Erde, in der Luft und in den menschlichen Seelen wirklich vorzugehen pflegten; so müßten auch in einerley Lande einige Veränderung in der Leibesbildung der Menschen wahrzunehmen seyn. Die Veränderung, welche, dieser angenommenen Meynung nach, in dem Innersten des Menschen vorgeht, würde auch mit einer merklichen Veränderung in seinem Aeusserlichen vergesellschaftet seyn.

Erstlich antworte ich darauf, was in dem Vorhergehenden schon erwiesen worden ist, daß diejenigen Ursachen, welche kräftig genug sind, auf die Organe des Gehirnes einen Einfluß zu haben, gar wohl zu schwach seyn können, als daß sie eine Veränderung in der Bildung des Körpers hervorbringen sollten. Zweytens, wenn man genaue und fortgesetzte Beobachtungen über die Gestalt und Kräfte der menschlichen Körper, in Frankreich oder irgendwo, anstellen wollte; so würde man vielleicht finden, daß manche Menschengeschlechter grössere

und stärkere Körper, als andere, haben. Vielleicht würde man entdecken, daß es gewisse Zeitalter gebe, wo das menschliche Geschlecht an Vollkommenheit immer zunimmt, und andere, wo es eine beständige Abnahme leidet. Wenn man sieht, daß ein Küraß und eine Pickelhaube für unsere Kriegsleute eine unerträgliche Last ist, da doch unsern Vorfahren nicht einmal eine ganze Rüstung zu beschwerlich fiel; wenn man überlegt, was sie in den Kreuzzügen auszustehen hatten, und es mit der weichlichen Lebensart vergleicht, die unsere Soldaten führen, wenn sie im Felde stehen: Geräth man da nicht in die Versuchung, sich für die obige Meynung zu erklären?

Der Einwurf, daß unsere weichliche Erziehung an der Schwächlichkeit unserer Körper Schuld sey, sagt eigentlich nichts. Fangen etwa die Aeltern nunmehr erst an, ihre Kinder allzusehr zu verzärteln, und wurden nicht die Kinder, in allen Ständen, damals eben so von ihren Aeltern erzogen, als heutiges Tages? Braucht man nicht eben deswegen eine so viel größre Vorsichtigkeit, um seine Kinder zu erhalten, weil man aus der Erfahrung weis, daß sie itzt schwächlicher und zärtlicher sind, wenn sie zur Welt kommen, als ehedem? Es ist natürlich, daß Aeltern eben die Sorgfalt und Pflege auf die physische Erziehung ihrer Kinder wenden, der sie, so viel sie sich erinnern, in ihrer Kindheit selbst benöthigt waren. Es ist natürlich, daß sie von der Zärtlichkeit ihrer Kinder nach derjenigen urtheilen,

die sie selbst, als Kinder, hatten. Blos die Erfahrung, daß die Sorgfalt und Wartung, mit der sie selbst erzogen worden sind, zur Erhaltung ihrer Kinder nicht hinlänglich ist, kann sie dahin bringen, auf eine Vergrösserung derselben zu denken. Treibt nicht die Natur, gegen die aller Widerstand vergeblich ist, noch heutiges Tages diejenigen zu Leibesübungen an, die den Körper stark machen, denen sie eine Gesundheit gegeben hat, welche diese Uebungen auszuhalten vermag? Warum werden sie aber von dem grossen Haufen unterlassen? Rührt unsere Weichlichkeit von unserer Lebensart her, oder macht eine größre Schwächlichkeit unseres Magens und der übrigen Eingeweide, als unsere Vorfahren hatten, daß Jedermann in allen Ständen auf neue Zurichtungen der Speisen und auf leichtere Nahrungsmittel denkt, und daß die Enthaltsamkeit in verschiednen Dingen, welche von unsern Vorfahren ganz leicht beobachtet wurde, gegenwärtig einem Drittheile der Menschen unmöglich ist? Warum wollte man nicht glauben, daß die Physik die Gesetzgeberinn der Moral sey? Ich bin daher der Meynung, daß die in einem Lande nach und nach aufkommende Mode, sich zu gewissen Jahreszeiten mehr oder weniger warm zu kleiden, ihren eigentlichen Ursprung von der Beschaffenheit der menschlichen Körper habe, denen die Kälte um so viel empfindlicher fällt, je weniger sie fest und dauerhaft sind. Vor funfzig Jahren trug man in Frankreich, den Winter über, keine so warmen Kleidungen, als man itzo trägt, weil die damaligen Fran-

zosen dauerhaftere und gegen die Strenge kalter Witterung unempfindlichere Körper hatten, als die itzigen. „Ich habe, sagt Chardin, auf meinen „Reisen angemerkt, daß sich das Temperament eben „so nach der Beschaffenheit des Klima richtet, wie „sich, nach der Bemerkung des Galenus, die Sit„ten nach dem Temperamente richten; und daß „folglich die Sitten und Gewohnheiten der Völker „nicht in blos zufälligen und wirklichen Dingen, „sondern in natürlichen Ursachen und Nothwendig„keiten ihren Grund haben.„ Wenn nun die Körper schwächlicher und gegen die Rauhigkeit der Luft empfindlicher werden, so muß solches die Folge nach sich ziehen, daß diese Nation etwas in ihren Sitten und Gewohnheiten ändert, wie eben dasselbe geschehen würde, wenn sich das Klima verändert hätte. Denn die Bedürfnisse eines Volkes richten sich gänzlich nach dem Klima.

Leute von Jahren versichern, daß ein gewisser Hof aus weit schönern und wohlgebildetern Personen beyderley Geschlechtes bestanden habe, als ein gewisser andrer Hof, welcher aus den Nachkommen des erstern besteht. Wenn man sich zu gewissen Zeiten nach solchen kleinen Umständen in den Familien erkundigen will, so wird man deren hundert gegen Eine antreffen, wo der Sohn kürzer von Statur ist, als sein Vater war. Das menschliche Geschlecht würde zu einem Geschlechte von Pygmäen werden, wenn auf diese Zeit der Abnahme nicht andere Zeiten folgten, in denen sich die Leibes-

länge

länge wieder erhöht. Allein schwächere und stärkere Menschengeschlechter wechseln beständig mit einander ab.

Auch der Unterscheid, den man zwischen den Sitten und der Politesse verschiedner Jahrhunderte wahrnimmt, läßt sich aus keiner andern Ursache, als aus Veränderungen, die mit der Beschaffenheit der Luft vorgegangen sind, herleiten. Es hat Zeiten gegeben, wo es nichts Seltenes war, daß man die Grossen unter einer Nation von ihrem Heerde zum Commando holte. Sie liessen sich leicht bereden, tausend Meilen weit von ihrem Vaterlande weg, in einen Krieg zu ziehen, troz allen Beschwerlichkeiten einer langwierigen Reise, die ihren weichlich gewordenen Nachkommen herkulische Arbeiten zu seyn scheinen. Dieses geschah, wird man sagen, weil es damals Mode war. Allein dergleichen Moden würden sich zu unsern Zeiten nicht in den Schwang bringen lassen. Sie kommen blos unter Begünstigung physikalischer Ursachen auf. Würde wohl heutiges Tages der beredteste Prediger, wenn er einen Kreuzzug predigte, viel Barone überreden, ihm über das Meer nachzufolgen?





Zwanzigster Abschnitt.

Von dem Unterschiede der Sitten und Neigungen Eines und desselben Volkes in verschiednen Jahrhunderten.

Es kommen auch Zeiten, worinnen solche Begebenheiten vorfallen, daß man auf die Gedanken gerathen muß, es müsse eine physische Veränderung in der natürlichen Beschaffenheit der Menschen vorgegangen seyn. Diejenigen nämlich, da Leute, die sonst sehr poli, und selbst Leute von Wissenschaften sind, sich erstaunlich leicht zu den widernatürlichsten Verbrechen entschliessen. Dieses geschah von den Franzosen unter der Regierung Karls des neunten und Heinrichs des dritten. Alle diejenigen, welche in der Geschichte Karls IX und seiner Brüder irgend eine grosse Rolle spielen, selbst die Geistlichen, sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Diejenigen Grossen der damaligen Zeit, welche, wie der Marschall von St. Andree, der Connetable von Montmorenci, der Prinz von Conde und der Herzog von Joyeuse in Schlachten blieben, kamen meuchelmördischer Weise um das Leben. Leute, welche die Grossen kannten, und mit dem Vorsatze umgiengen, sie aus dem Wege zu räumen, brachten ihnen die tödlichen Wunden bey.

Man

Man weis noch ihre Namen. Ich kann nicht begreifen, durch was für ein unglückseliges Schicksal Heinrich der zweyte, die drey Könige seine Prinzen, und Heinrich IV, welche einander unmittelbar in der Regierung nachfolgten, alle fünfe gewaltsamer Weise um das Leben gekommen sind. Dieses Unglück war keinen von unsern Königen aus der dritten Linie begegnet, gleichwohl fiel die Regierung der meisten von ihnen in sehr kritische Zeiten, und die Menschen waren damals weit roher, als in dem sechzehenden Jahrhunderte. Es hat im siebzehenden Jahrhunderte, unter der Regierung Ludwigs XIII und Ludwigs XIV, in Frankreich Partheyen gegeben, die eben so erhitzt und so erbittert gegen einander waren, als es in dem vorhergegangnen Jahrhunderte diejenigen gewesen seyn konnten, welche sich auf die Seite der Herzoge von Guise oder des Admirals von Coligni geschlagen hatten, ohne daß deswegen die Geschichte der letztern Unruhen voller Vergiftungen, Meuchelmorde und andern dergleichen tragischen Begebenheiten ist, die unter den letzten Königen aus dem Hause Valois so gemein waren.

Wenn man mir sagt, daß sich die Sache der Religion in die bürgerlichen Kriege zu den Zeiten der valesischen Könige mit einmischte, und die Gemüther verbitterte, welches aber in unsern letzten bürgerlichen Kriegen nicht der Fall war; so antworte ich: Der Befehl, seine Feinde zu lieben, wurde, weder von Rom noch von Genf aus, streitig

tig gemacht, folglich mußten diejenigen, so sich aus guter Meynung zu der einen oder andern Religion bekannten, den Meuchelmord verabscheuen. Die Staatskunst, welcher die Denkungsart des damaligen Zeitalters allen möglichen Vorschub that, brachte Leute, deren ganze Religion in einer schwarzen oder weissen Scherpe bestand, zu allen diesen schwarzen Verbrechen. Wollte man mir dagegen einwenden, diese Bösewichter hätten sich zwar aus Ueberredung zu einer von beyden Partheyen, theils zu den Katholiken, theils zu den Hugenotten geschlagen, wären aber im übrigen eigentlich verrückte und fanatische Köpfe gewesen, so würde man meiner Meynung beytreten. Da es in den letzten bürgerlichen Kriegen keine dergleichen Leute gegeben hat, so muß man auch eingestehen, daß solche Gemüther, die gewiß allezeit Gelegenheit genug zu ihren Ausschweifungen finden, in gewissen Zeiten gemeiner sind, als in andern. Hierdurch aber wird der Satz bestätigt, daß die Menschen, dem Geiste nach, in in Einem und demselben Lande, zu verschiedenen Zeiten sehr von einander verschieden sind.

Wurden über die arianische Ketzerey, welche doch so viel Streit und Unruhe in der Christenheit verursachte, so viel Ströme Blutes vergossen? Es waren in Frankreich, ehe noch die protestantische Religion aufkam, manche Zwistigkeiten über Religionsmaterien entstanden; allein, wenn man nur die Kriege gegen die Albigenser ausnimmt, so hatten sich die Franzosen niemals so weit vergangen, um

die-

dieser Streitigkeiten willen das Blut ihrer Brüder zu vergiessen: Denn damals war noch nicht so viel Bitterkeit in ihrem Temperamente, ihre Gemüther waren noch nicht so empfindlich und zum Jachzorne geneigt.

Warum kommen Jahrhunderte, wo die Menschen eine so unüberwindliche Abneigung vor allen Arbeiten des Geistes haben, wo sie zum Studiren so wenig aufgelegt sind, daß alle Mittel, deren man sich bedient, sie dazu aufzumuntern, lange fruchtlos bleiben? Sie fürchten sich vor keiner Arbeit des Körpers, und selbst nicht vor den größten Gefahren so sehr, als vor dem Nachdenken. Was für Vorrechte und Vortheile mußten nicht unsere Könige im zwölften und dreyzehenden Jahrhunderte den graduirten Personen und der Geistlichkeit ertheilen, um die Franzosen aufzumuntern, daß sie sich wenigstens aus der ganz groben Unwissenheit herausrissen, worinnen sie von, ich weis nicht, was für einem Schicksale gehalten wurden. Die Menschen hatten damals so sehr nöthig, zum Studiren angereizt zu werden, daß man in einigen Staaten einen Theil von den Privilegien der Geistlichkeit sogar auf diejenigen erstreckte, welche lesen konnten. In Wahrheit, es war nichts Seltenes, daß grosse Herren ihren Namen nicht zu schreiben wußten, oder wenn sie es auch wußten, ihn doch blos nach einer Vorschrift nachmahlten, ohne die Buchstaben zu kennen, aus denen er zusammengesetzt war. Hingegen gab es Leute genug, die sich allezeit willig fin-

finden liessen, den größten Gefahren entgegen zu gehen, und sich den langwierigsten Arbeiten zu unterziehen. Seit hundert Jahren aber ist man sehr geneigt, die freyen Künste zu treiben, ob man gleich weit weniger Aufmunterung dazu hat. Der mittelmäßigen Gelehrten und der Künstler von schlechten Talenten ist eine solche Menge, daß es Leute giebt, die wunderlich genug sind, zu behaupten, man sollte heut zu Tage eben so viel Sorge tragen, die Anzahl derer, die sich auf die schönen Künste legen, zu vermindern, als man sich ehedem bemühte, sie zu vermehren. Ihre Anzahl, sagen die Leute, hat bey weitem nicht mehr das gehörige Verhältniß zu der Anzahl derjenigen, welche die mechanischen Künste treiben. Sie übersteigt es weit mehr, als es zum Beßten der menschlichen Gesellschaft zuträglich ist. „Wir schweifen in den Wissenschaften, eben „so wohl als in andern Dingen, bis zur Schädlich„keit aus.„ a)

Warum sind endlich in manchen Jahrhunderten die epidemischen Krankheiten in einem Lande so gemein, wo sich in andern Jahrhunderten fast keine einzige spüren läßt, wenn dieser Unterscheid nicht von einer in der Luft vorgegangenen Veränderung herrührt? Die Pest wütete vom Jahre 1530 bis 1636 viermal in ganz Frankreich. In den achzig folgenden Jahren hingegen, nämlich bis zum Jahre

1718,

a) Vt omnium rerum, sic litterarum quoque intemperantia laboramus. *Seneca* in Ep. 106.

1718, haben kaum einige Städte in Frankreich einen kleinen Anfall von dieser Landplage auszustehen gehabt. Nicht der vierte Theil von den Städten in Frankreich ist, seit mehr als achzig Jahren, genöthigt gewesen, seine Pesthäuser aufschliessen zu lassen. In manchen Jahrhunderten entstehen unbekannte Krankheiten, die in einem gewissen Zeitraume zu verschiedenen malen von neuem wiederkommen, und sich nachher auf immer verlieren. Von dieser Art waren in Frankreich das mal des Ardens, und die Kolik von Poitou. Wenn man aber eine solche Menge so deutlicher Beweise von Veränderung der Beschaffenheit der Luft vor sich hat, wenn man so offenbar sieht, daß diese Veränderung nicht eingebildet, sondern wirklich ist, wenn man so gar die Ursachen davon weis: Kann man sich da enthalten, ihr die sichtbare Verschiedenheit, welche man zwischen dem Geist und den Gemüthern der Einwohner Eines Landes in verschiedenen Jahrhunderten wahrnimmt, nicht auch zuzuschreiben? Ich will also diese Abhandlung mit einer Stelle aus dem Tacitus beschliessen, wo er sagt; alles in der Welt sey der Veränderung und dem Wechsel unterworfen, deren eigentliche Zeitpunkte wir zwar nicht wissen, die aber doch Politesse und Barbarey, Talente des Geistes und Stärke des Körpers, und folglich auch die Aufnahme der Künste und Wissenschaften, sowohl als die Abnahme und den Untergang derselben, in einer immerwährenden Folge wiederbringen, eben so wie die Sonne die Jahreszei-

ten eine nach der andern wiederbringt. b) Es ist solches eine Folge von dem Plane des Schöpfers und von den Mitteln, die er zur Ausführung dieses Planes gewählt hat.

b) Rebus cunctis inest quidam velut orbis, vt quemadmodum temporum vices, ita morum vertantur.



Ein und zwanzigster Abschnitt.

Auf welche Weise Dichter und Mahler zu ihrem verdienten Ruhme gelangen.

Ich entledige mich meines zu Anfange dieses Werkes gethanen Versprechens, vor der Beschliessung desselben zu untersuchen, auf welche Weise Mahler und Dichter zu ihrem verdienten Ruhme gelangen. Dasjenige, was ich, meiner Materie wegen, von dem Beyfalle, welchen Verse und Gemählde zu erhalten pflegen, werde sagen müssen, wird ein neuer Beweis dessen seyn, was ich, schon im ersten Theile, von den wesentlichsten und wichtigsten Vorzügen dieser Werke behauptet habe.

Neue Werke finden gleich anfangs Richter von sehr verschiedenem Charakter, nämlich die Kunstverwandten und das Publicum. Sie würden gleich

gleich anfangs nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden, wenn das Publicum sein Urtheil eben so geschickt zu vertheidigen und zu rechtfertigen wüßte, als es dasselbe gut zu treffen weis. Allein es ist so schwankend, daß es sich von den Kunstverwandten des Werkmeisters darinnen irre machen läßt. Diese aber fallen, aus Ursachen, die ich nachher angeben will, oft in den Fehler, einen falschen Ausspruch zu thun. Daher verdunkeln sie die Wahrheit, so daß das Publicum eine Zeitlang in der Ungewißheit oder im Irrthume bleibt. Es weis nicht recht eigentlich, was es von dem neuen Werke, im Ganzen betrachtet, halten soll, und läßt unentschieden, ob es, überhaupt genommen, gut oder schlecht sey: Bisweilen glaubt es auch wirklich den Leuten vom Handwerke; iedoch nur auf eine sehr kurze Zeit.

Wenn diese erste Zeit vorüber ist, so schätzt das Publicum ein Werk nach seinem wahren Werthe, und giebt ihm seinen gebührenden Rang, oder verdammt es auch zur Vergessenheit. Es betrügt sich in dieser Entscheidung nicht, weil es ohne Partheylichkeit, und blos nach seiner Empfindung urtheilet.

Wenn ich sage, das Publicum urtheile unpartheyisch, so will ich damit nicht behaupten, daß unter dem Publico gar Niemand anzutreffen sey, der entweder aus Freundschaft für den Autor eines Werkes eingenommen ist, oder auch aus Abneigung

gung gegen denselben ein Vorurtheil wider ihn hat. Allein die Anzahl solcher Personen ist doch, in Vergleichung mit der Anzahl der unpartheyischen Richter, so klein, daß ihre Vorurtheile gar keinen Einfluß auf die allgemeine Stimme haben. Da die Mahler und weit mehr noch die Dichter, in ihrer eignen Einbildung, gemeiniglich einen hohen Rang unter den Menschen einnehmen, und sehr oft noch dazu von einem so heissen Temperamente sind, daß ihnen kein Mensch in der Welt gleichgültig ist, so machen sie sich die Vorstellung, daß eine ganze grosse Stadt oder ein ganzes Königreich aus nichts als aus Neidern oder Anbetern ihrer Verdienste bestehe; sie bilden sich ein, daß es um ihrentwillen in zwo eben so gegen einander erbitterte Partheyen getheilt sey, als ehemals die Guelfen und die Gibellinen waren: Da es doch in der That kaum funfzig Personen giebt, die sich für oder wider sie erklären, und aus dem Schicksale ihrer Verse eine Sache von Wichtigkeit machen. Die Meisten, die sie für ihre eifrigsten Bewundrer oder Tadler halten, sind ganz gleichgültig, und unpartheyisch genug gesinnt, den Verfasser nach seinem Werke, nicht das Werk nach seinem Verfasser zu beurtheilen. Sie haben nicht die geringste Ursache ihre Meynung mit weniger Freymüthigkeit zu sagen, als eine Tafelgesellschaft ihre Meynung von einem Koche sagt, den der Herr des Hauses zur Probe kochen läßt. Diese Art von Urtheilen sind aber gewiß in unserm Lande nicht die ungerechtesten.

Zwey



Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Das Publicum urtheilt überhaupt gut von Gedichten und Gemählden. Von unserer Empfindung, nach welcher wir den Werth solcher Werke beurtheilen müssen.

Das Publicum urtheilt von einem Werke nicht nur unpartheyisch; sondern es urtheilt auch auf solche Art, wie man überhaupt davon urtheilen muß, nämlich nach der Empfindung, und nach dem Eindrucke, den es auf einen jedweden macht. Da es der erste Endzweck der Dichtkunst und der Mahlerey ist, uns zu rühren, so sind Gedichte und Gemählde nur in so fern gute Werke, als sie uns in Bewegung setzen und an sich ziehen. Ein sehr rührendes Werk muß im Ganzen vortrefflich seyn. Wenn hingegen ein Werk nichts Rührendes, nichts an sich Ziehendes hat, so taugt es eben deswegen nichts. Die Kritik kann vielleicht keine Fehler wider die Regeln darinnen finden: Allein ein Werk kann schlecht seyn, ohne wider die Regeln zu verstossen; und kann auch vortrefflich, und doch zugleich voller Fehler wider die Regeln seyn.

Ob aber ein Werk rührend ist und den gehörigen Eindruck auf uns macht, solches lehrt uns unsere eigne Empfindung weit besser, als alle Abhandlungen der Kunstrichter, worinnen die Vorzüge desselben aus einander gesetzt, und Fehler und Vollkommenheiten gegen einander abgezählet werden. Die Art, deren sich diese Herren bedienen, ein Werk zu prüfen, und stückweise zu untersuchen, ist in der That gut, so bald es darauf ankömmt, die Ursachen zu finden, warum ein Werk gefällt, oder nicht gefällt. Allein sie ist bey weitem nicht so zuverläßig, als das Urtheil unserer Empfindung, wenn man die Frage entscheiden soll: Gefällt ein Werk, oder gefällt es nicht? Diese Frage heißt aber im Grunde nichts anders, als: Ist ein Werk überhaupt gut oder schlecht? Der Probierstein der Vernunft darf also nichts dabey zu thun haben, wenn ein Urtheil über das Ganze eines Gedichtes oder eines Gemähldes gefällt werden soll; er kann aber gebraucht werden, wenn man die Ursachen von dem Ausspruche der Empfindung angeben, und erklären will, um welcher Fehler willen ein Werk nicht gefällt, oder welches die Schönheiten sind, wodurch es uns reitzend wird. Man erlaube mir, mich ein wenig sonderbar darüber auszudrücken. Die Vernunft will nicht, daß man darüber vernünftle, man müßte es denn thun, um das Urtheil der Empfindung dadurch rechtfertigen zu wollen. Die Entscheidung solcher Dinge gehört nicht vor dem Richterstuhl der Vernunft, die sich hierinnen dem Ausspruche der Empfindung,

als der rechtmäßigen Richterinn über solche Streitigkeiten, unterwerfen muß.

Untersucht man wohl nach logikalischen Gründen, ob ein Ragout einen guten oder schlechten Geschmack habe? Wer hat sich iemals, um einen Ragout zu beurtheilen, in den Sinn kommen lassen, erst metaphysische Grundsätze über den Geschmack festzusetzen, darauf eine Erklärung von den Eigenschaften aller zu einen Ragout gehörigen Ingredienzien zu geben, endlich das bey der Vermischung derselben beobachtete Verhältniß zu untersuchen, und nun daraus das Urtheil abzufassen, ob der Ragout gut oder schlecht sey? Es geschieht nichts von allen dem. Wir haben einen Sinn, welcher fähig ist zu unterscheiden, ob der Koch nach den Regeln seiner Kunst verfahren hat. Man kostet den Ragout, ohne einmal diese Regeln zu wissen, und so wird man innen, ob er gut schmeckt. So ist es gewisser maassen auch mit den Werken des Geistes und mit Gemählden, als deren Endzweck es ist, uns zu rühren und zu gefallen.

Wir haben einen Sinn, der dazu bestimmt ist, über den Werth solcher Werke zu urtheilen, deren Vortrefflichkeit in der Nachahmung rührender Gegenstände in der Natur besteht. Dieser Sinn ist eben derselbe, welcher über den Gegenstand, den der Mahler, der Dichter oder der Musikus nachahmt, urtheilen würde. Die Augen sind es, wenn es das Colorit eines Gemähldes betrifft. Es ist

das Gehör, wenn entschieden werden soll, ob die Töne zu einer Poesie rührend sind, ob sie auf die Worte passen, und ob der Gesang melodisch ist. Kömmt es darauf an, auszumachen, ob die Nachahmung in einem Gedichte oder Gemählde vermögend sey, Mitleiden in uns zu erregen, und uns wehmüthig zu machen, so ist eben der Sinn Richter darüber, welcher von dem nachgeahmten Gegenstande selbst gerührt worden seyn, selbst ihn beurtheilt haben würde. Es ist unser sechster Sinn, ob wir gleich seine Organe nicht sehen. Es ist derjenige Theil von uns, welcher über die Eindrücke, die er empfängt, urtheilt, und, mit einem platonischen Ausdrucke zu reden, seine Aussprüche thut, ohne Linial und Zircul dabey zu gebrauchen. a) Es ist das, was man gemeiniglich das innere Gefühl nennt.

Das Herz geräth von selbst, durch eine Regung, die allen Ueberlegungen zuvorkömmt, in Bewegung, wenn der Gegenstand, den man ihm zeigt, rührend ist, es mag derselbe nun in der Natur wirklich vorhanden seyn, oder sein Wesen nur von der Kunst, vermittelst der Nachahmung, bekommen haben: Unser Herz ist dazu gemacht und eingerichtet. Daher verfährt es in seinen Wirkungen, so wie unsere äusserlichen Sinne in ihren Empfindungen, weit geschwinder als der Verstand im Schliessen. Menschen, denen dieses innere Gefühl von Natur fehlt, sind eben so selten zu finden, als Blindgebohrne. Wem es aber fehlt,

a) De Republ. L. X.

fehlt, dem läßt es sich eben so wenig ertheilen, als das Gesicht und das Gehör. b) Nachahmungen thun also ihre Wirkung auf uns, sie bringen uns zum Lachen oder zum Weinen, sie fesseln unser Herz an sich, ehe noch die Vernunft Zeit hat, zu handeln und zu untersuchen. Man weint bey einem Trauerspiele, ehe man sich noch durch Schlüsse überzeugt hat, daß der Gegenstand des Gedichtes an sich selbst rührend, und daß er gut nachgeahmt ist. Das innere Gefühl sagt es uns, ehe wir noch daran gedacht haben, eine Untersuchung darüber anzustellen. Eben derselbe Naturtrieb, der uns durch eine schnelle Regung, bey dem Anblicke einer Mutter, die ihren einzigen Sohn zu Grabe begleitete, Seufzer abpressen würde, bringt uns auch zu Thränen, wenn die Schaubühne unsern Augen eine getreue Nachahmung einer solchen Begebenheit darstellt.

Man fühlt es gleich, ob der Dichter einen rührenden Gegenstand gewählt und ihn gut nachgeahmt hat: So wie man, ohn erst darüber nachzudenken, sogleich sieht, ob ein Mahler eine schöne Person gemahlt, oder wenn er das Bildniß unsers Freundes gemacht, ob er ihn getroffen hat. Brauchen wir wohl, wenn wir urtheilen wollen, ob es ihm ähnlich ist, erst die Verhältnisse seines Gesichtes abzumessen, und sie mit den Verhältnissen des Bildnisses

b) Non magis arte traditur, quam gustus aut odoratus. *Quint.* Lib. VI. Cap. 6.

nisses zu vergleichen? Die Mahler selbst sagen, daß sie eine schnelle Empfindung haben, die da ist, ehe sie noch die geringste Untersuchung anstellen können, und daß ein vortreffliches Gemählde, welches sie vorher niemals gesehen haben, einen plötzlichen Eindruck auf sie mache, der sie in den Stand setze, ohne einige vorhergegangne Untersuchung ein Urtheil von dem Werthe eines Werkes, überhaupt betrachtet, zu fällen. Diese erste schnelle Empfindung setzt sie so gar in den Stand, den Meister eines Gemähldes zu nennen.

Das gemeine Sprichwort sagt also nicht ohne Grund: Ein fähiger Kopf versteht sich auf alles. Denn ein fähiger Kopf heist alsdann so viel als richtige und feine Empfindungen. Die Franzosen haben schon lange das Recht, dem Worte esprit noch weit falschere Bedeutungen beyzulegen. Dieses mußte Pascal noch nicht genug erwogen haben, als er schrieb: Die, so nach Regeln urtheilten, hätten eben so viel vor andern voraus, als einer, der mit einer Uhr versehen ist, vor demjenigen, welchem es daran fehlt, voraus hat, wenn beyde die Stunden wissen wollen. c) Ich rechne diesen Gedanken unter diejenigen, deren Unrichtigkeit er bey einer nähern Untersuchung eingesehen haben würde: Denn es ist bekannt, daß die angezogene Schrift des Herrn Pascal aus lauter solchen einzelnen Gedanken besteht, die er, so wie sie ihm eingefallen waren, hingeschrieben hatte, nicht sowohl in

c) Pensees diverses, chap. 31.

in der Absicht sie öffentlich bekannt zu machen, als sie zu seiner eignen fernern Prüfung aufzubehalten. Nach seinem Tode aber ließ man sie so drucken, wie er sie hinterlassen hatte. Wenn Werke, deren Endzweck es ist, uns zu rühren, beurtheilt werden sollen, so sind es nicht die Regeln, welche die Stelle der Uhr vertreten müssen, sondern es ist der Eindruck, den das Werk auf uns macht. Je zärter und feiner nun unser Gefühl ist, desto richtiger ist die Uhr.

Boileau beweist aus diesem Grunde, daß die meisten Kunstrichter von Profeßion, welche gemeiniglich ihren Mangel an feinen Empfindungen durch die Kenntniß der Regeln ersetzen wollen, nicht so gut über vortreffliche Werke urtheilen können, als die Genies vom ersten Range darüber urtheilen, wenn sie gleich die Regeln nicht so gut, als jene, studirt haben. Er drückt sich gegen den Herrn Perrault folgenderweise darüber aus: „Erlauben „Sie mir, Ihnen zu sagen, daß noch heutiges „Tages nicht, wie Sie sich einbilden, die Schrevelii, Peraredi, Menagii, oder, um mich eines „molierischen Ausdruckes zu bedienen, die Gelehr„ten, die sich auf ius endigen, diejenigen sind, welche „am Homer, Virgil, Horaz und Cicero den mei„sten Geschmack finden. Die, so ich immer am „meisten von dem Lesen dieser grossen Männer ent„zückt gesehen habe, waren Geister von der ersten „Grösse, Personen vom höchsten Range. Müßte „ich Ihnen nothwendig einige nennen, so würden

„Sie über die erlauchten Namen, welche ich her„schreiben könnte, in Erstaunen gerathen: Sie „würden nicht nur einen Lamoignon, einen Da„guesseau, einen Troisville, sondern selbst einen „Conde, einen Conti und einen Türenne dar„unter antreffen.„

In der That müßten sich die alten Poeten eben so sehr darüber wundern, wenn sie wissen sollten, bey was für Stellen ihrer Werke der gemeine Hause der Ausleger das meiste Lobgeschrey erhebt, als wenn sie erführen, was ihnen der Abt de Marolles und andre Uebersetzer von gleichem Gelichter bisweilen in den Mund legen. Sind die Professoren, welche ihr Lebelang die Logik öffentlich gelehrt haben, diejenigen, so sich am besten darauf verstehen, ob Jemand vernünftig redet und richtig denkt, oder nicht?

Wenn der größte Vorzug eines Gedichtes und eines Gemähldes darinnen bestünde, daß es den eingeführten Regeln gemäß wäre, so würde man freylich ihren Werth und den Rang, den sie unter den übrigen Werken dieser Art verdienten, am besten dadurch bestimmen können, daß man sie nach diesen Regeln untersuchte und zergliederte. Allein das größte Verdienst eines Gedichtes und eines Gemähldes besteht darinnen, daß sie gefallen. Dieses ist der Hauptendzweck, den Dichter und Mahler zu erreichen suchen, wenn sie sich so viel Mühe geben, sich nach den Regeln ihrer Kunst zu bequemen.

men. Man weis also vollkommen, ob es ihnen gelungen ist, oder nicht, sobald man weis, ob ihr Werk rührend oder nicht rührend ist. Man sagt zwar mit Rechte, ein Werk könne nicht gefallen, wenn die wesentlichen Regeln der Kunst darinnen übertreten sind: Aber dieses wird man leichter innen, wenn man nach dem Eindrucke, den das Werck auf uns macht, urtheilet, als wenn man solches nach den Schriften der Kunstrichter prüft; welche selbst über die Wichtigkeit ihrer Regeln im einzelnen nicht einig sind. Folglich ist das Publicum im Stande, Poesien und Gemählde gut zu beurtheilen, ob es gleich nichts von den Regeln der Dichtkunst und der Mahlerey versteht. Alle Menschen können, wie Cicero sagt, vermöge eines innern Gefühles, ohne die Regeln der Kunst zu wissen, wahrnehmen, was an den Werken der Kunst gut oder schlecht ist; so wie sie auch, ohne die Vernunftlehre erlernt zu haben, richtige und falsche Schlüsse von einander unterscheiden. d)

Quintilian sagt in der Schrift, die ich schon oft, aber doch nicht so oft angeführt habe, als sie verdient: e) Man urtheilt über dergleichen Werke

 nicht

d) Omnes tacito quodam sensu sine vlla arte aut ratione, quae sint in artibus ac rationibus praua aut recta diiudicant. *De Orat.* L. III.

e) Non ratione aliqua, sed motu, nescio an inenarrabili iudicatur. Neque hoc ab vllo satis explicari puto, licet multi tentauerint. *Quint.* L. VI.

nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch eine gewisse Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt. Denn ob gleich Viele es zu erklären gewagt haben; so ist es doch, meiner Meynung nach, noch Niemanden gelungen.

Das Parterre urtheilt, ohne die Regeln zu wissen, von einem theatralischen Stücke eben so gut, als die Kunstrichter. „Es ist, sagt der Abt Aubignac, mit der Schaubühne, wie mit der Beredsamkeit. Der Ungelehrte merkt die Vollkommenheiten in einem dramatischen Gedichte und in einer Rede eben so gut, als der Gelehrte, nur mit dem Unterscheide, daß der Eine die Ursachen davon anzugeben weis, und der andere nicht.“

Daher ziehen erleuchtete Künstler bisweilen Personen zu Rathe, welche die Regeln der Kunst zwar nicht verstehen, dennoch aber, weil sie von Natur viel Empfindung haben, fähig sind, zu entscheiden, was für Eindruck ein Werk, dessen Endzweck es ist, die Herzen zu rühren, machen werde. Oft thun sie ihren Ausspruch, ehe sie noch reden, ja ehe sie noch daran gedacht haben, einen Ausspruch zu thun. Aber so bald die Regungen ihres Herzens, welche mechanisch entstehen, sich in ihren Mienen und Geberden äussern, so werden sie gleichsam zu einem Probiersteine, woran man deutlich sehen kann, ob einem Werke, das man ihnen zeiget oder liest, seine vorzüglichste Eigenschaft mangelt oder nicht. Ob also schon dergleichen Personen

nen nicht im Stande sind, durch ihre Rathschläge etwas zur Vollkommenheit eines Werkes beyzutragen, noch auch schulgerechte Ursachen von ihrer Meynung anzugeben, so kann man sich doch sicher auf ihren Ausspruch verlassen. Man weis verschiedene Beyspiele von dieser Art, und es ist bekannt, daß Malherbe und Moliere so gar ihre Köchinnen unter die Zahl derer setzten, denen sie ihre Verse vorlasen, um zu erfahren, ob sie ihre völlige Wirkung thaten.

Allein, könnte man sagen, in Werken von dieser Art giebt es Schönheiten, die nur von Kennern und Gelehrten gefühlt werden können. Wer z. E. nicht weis, daß eben der Pharnaces, der mit den Römern ein Bündniß wider seinen Vater Mithridates geschlossen hatte, einige Jahre nachher von dem Julius Cäsar der Herrschaft über seine Staaten schimpflicher Weise entsetzt wurde, der empfindet nicht die Schönheit der prophetischen Verse, welche Racine dem sterbenden Mithridates in den Mund legt:

f) Tôt ou tard il faudra que Pharnace périsse,
Fiez-vous aux Romains du soin de son supplice.

Folglich können Ungelehrte ein Gedicht im Ganzen nicht beurtheilen, weil sie nur einen Theil seiner Schönheiten wahrzunehmen fähig sind.

f) Bald oder spät wird Pharnaces seinen Untergang finden:
Ueberlaßt die Sorge seiner Bestrafung den Römern.

Ich bitte meine Leser, die erste Antwort, mit der ich dieser Einwendung begegnen will, wohl zu merken. Ich rechne nämlich nicht den gemeinen Pöbel unter das Publicum, welches fähig ist, über Gedichte und Gemählde zu urtheilen, oder den Grad ihrer Vortrefflichkeit zu bestimmen: Ich verstehe unter dem Publico nur diejenigen, so sich entweder durch Lesen, oder durch guten Umgange gewisse Einsichten erworben haben. Diese allein sind es, welche Gedichten und Gemählden ihren Rang anweisen, ob gleich die vortrefflichen Werke dieser Künste Schönheiten haben, die auch von der niedrigsten Classe des Volkes empfunden werden, und ihm einen lauten Beyfall abnöthigen können. Weil aber das gemeine Volk zu wenig Kenntniß von andern Werken dieser Art hat, so ist es nicht im Stande, auszumachen, in welchem Grade ein Werk, wodurch es zum Weinen gebracht wird, vortrefflich ist, oder was für ein Platz unter andern Gedichten ihm zukömmt. Das Publicum also, von dem hier die Rede ist, schränkt sich auf diejenigen ein, welche lesen, welche die Schauspiele kennen, welche Gemählde sehen, und davon sprechen hören, oder auf irgend eine andere Art denjenigen Unterscheid zwischen verschiednen Werken machen lernen, den man einen Geschmack der Vergleichung nennt, und wovon ich bald ausführlicher reden werde. Wenn meine Leser sich die Zeiten, die Orte und die Eigenschaften des Werkes denken, worauf es in jedem besondern Falle ankömmt, so werden sie weit besser, als ich ihnen sagen könnte,

ein-

einsehen, bis zu welcher Classe von Geistern, bis auf was für einen Grad von Einsichten, und bis auf welche Stände das Publicum, von dem ich rede, eingeschränkt sey. So sind z. E. nicht alle, welche die Fähigkeit haben, ein gesundes Urtheil über ein französisches Trauerspiel zu fällen, auch im Stande, die Aeneis oder ein anderes lateinisches Gedicht zu beurtheilen. Das Publicum, welches in unsern Zeiten über den Homer urtheilen kann, ist noch weniger zahlreich, als dasjenige, so über die Aeneis zu urtheilen fähig ist. Die Anzahl derer, die zum Publico gehören, richtet sich also jedesmal nach dem Werke, welches beurtheilt werden soll.

Ueberdieses hat das Wort Publicum eine eingeschränktere oder weitläuftigere Bedeutung, je nachdem die Zeiten und die Orte sind, von denen die Rede ist. Die Kenntnisse, welche dazu gehören, ein Werk nach seiner Wirkung richtig zu beurtheilen, sind in manchen Zeitaltern, in manchen Städten, gemeiner und ausgebreiteter als in andern. Eben dieselbe Classe von Bürgern, die in der Hauptstadt des Landes gewisse Einsichten hat, besitzt diese Einsichten nicht in den Städten der Provinzen. Manche Classen von Bürgern, denen sie zu Anfange des sechzehenden Jahrhundertes noch fehlten, hatten dieselben zu Ende des siebzehenden. Seit Einführung der Opera z. E., ist das Publicum in Paris, welches Musik beurtheilen kann, um drey Viertheile vermehrt worden. Allein, ich

bin, wie ich schon gesagt habe, gar nicht besorgt, daß mich meine Leser etwa nicht deutlich genug verstehen, und dem Worte Publicum, da wo ich mich desselben bediene, eine allzuweitläuftige Bedeutung geben mögten.

Zweytens antworte ich auf den durch die angezogenen zween Verse aus dem Mithridates erläuterten Einwurf: Das Publicum thut seinen Ausspruch über ein Werk, das wirkliche Verdienste hat, nicht gleich den ersten Tag. Es läßt gleichsam dem Processe eine Zeitlang seinen Lauf, ehe es ihn entscheidet. Ist nun ein Werk so schön, daß es die Aufmerksamkeit des Publici auf sich zieht, so läßt das Publicum sich diejenigen Schönheiten nicht entgehen, die es nicht fühlen kann, ohne daß sie ihm erklärt werden. Die Erklärung derselben geht aus einem Munde in den andern, und breitet sich bis auf die unterste Classe des Publici aus. Wenn man nun ein Urtheil über das Werk im Ganzen fället, so vergißt man nicht, dem Autor diese Schönheiten anzurechnen. Die Menschen lassen ihre Wissenschaft wenigstens eben so gern sehen, als sie begierig darnach sind, etwas zu wissen. Zudem so glaube ich nicht, daß das Publicum deswegen von einem Werke überhaupt falsch urtheilen sollte, weil ihm etwan einige dergleichen Schönheiten verborgen blieben. Ein kluger Autor, der in einer lebendigen Sprache schreibt, sucht seinem Gedichte nicht durch diese Art von Schönheiten Beyfall zu verschaffen. Corneillens und Racinens

nens Trauerspiele enthalten, jede für sich allein, nicht vier dergleichen Stellen, als die ist, welche ich aus dem Mithridates angeführt habe.

Wenn ein Schauspiel verworfen wird, so kann man gewiß glauben, daß es keinen Beyfall erhalten haben würde, falls auch das ganze Publicum diese verdeckten Schönheiten bemerkt hätte. Zween oder drey Verse, welche ihm gefallen haben würden, wenn es ihren ganzen Inhalt eingesehen hätte, die es aber, ohne ihn inne zu werden, hat vorbey gehen lassen, könnten gewiß nicht gemacht haben, daß ihm über funfzehnhundert andern Versen, die es völlig verstanden hat, nicht die Zeit lang geworden wäre.

Da Poesie und Mahlerey die Absicht haben zu rühren und zu gefallen, so muß Jedermann, der nicht dumm und unempfindlich ist, die Wirkungen guter Verse und Gemählde empfinden können; Folglich muß auch Jedermann das Recht haben, seine Stimme zu geben, wenn es auf die Beantwortung der Frage ankömmt, ob Mahlereyen und Gedichte ihre gehörigen Wirkungen thun. Wollten also Dichter und Mahler denjenigen, welche nichts von der Kunst wissen, bey dem allgemeinen Urtheile über die Wirkung ihrer Werke, keine Stimme zugestehen; so wäre das eben so wunderlich, als wenn ein Chirurgus demjenigen, welcher eine Operation ausgestanden hat, das Recht absprechen wollte, zu entscheiden, ob die Operation schmerzhaft gewesen sey, oder nicht, unter dem Vorwande,

daß

daß der Patient nichts von der Anatomie verstünde. Was würde man von einem Musikus denken, welcher behauptete, diejenigen, so nichts von der Musik gelernt hätten, wären unfähig zu beurtheilen, ob eine Menuet von seiner Composition gefalle oder nicht gefalle? Wenn ein Redner seine Zuhörer zum Gähnen und zum Schlafen bringt; sagt da nicht Jedermann, seine Rede sey schlecht gewesen, ohne daß man erst untersucht, ob die, welche darüber eingeschlafen sind, die Redekunst verstanden haben? Weil es die gesunde Vernunft giebt, daß die Schönheit einer Rede, sowohl als die Schönheit eines Gedichtes oder Gemähldes, jedem Menschen in die Augen leuchten müsse; so mißt man dem Zuhörer Glauben bey, und verläßt sich auf sein Urtheil, wofern man nur weis, daß er ein vernünftiger Mann ist. Gesetzt auch, daß einer von den Zuschauern eines durchgängig gemißbilligten Trauerspieles, der da erklären wollte, warum man es mit Verdruß anhörte, nichtswürdige und falsche Ursachen davon angäbe, so wird doch ein jeder Mensch dem allgemeinen Urtheile darum nicht weniger trauen. Man wird immer glauben, daß es ein schlechtes Stück sey, obgleich die Gründe, welche Der oder Jener zur Ursache davon angiebt, nichts taugen. Man glaubt ihnen immer als Menschen, wenn man auch nicht von ihrem Philosophiren überzeugt wird.

Ist es anders als durch die allgemeine Empfindung zu einer ausgemachten Sache geworden, daß einige Farben von Natur munterer aussehen, als an-

andere. Diejenigen, welche diese Wahrheit aus Gründen erklären wollen, bringen lauter dunkle Dinge vor, die nur wenig Leute zu begreifen sich einbilden: Und doch wird die Sache an sich selbst auf dem ganzen Erdkreise für unstreitig gehalten. Man würde sich eben so lächerlich in Indien machen, wenn man behauptete, Schwarz sey eine muntere Farbe, als man sich in Paris machen würde, wenn man behaupten wollte, das Hellgrüne und die Fleischfarbe wären traurige Farben.

Das Publicum ist zwar in Absicht auf Gemählde kein so gültiger Richter, als in Absicht auf Gedichte. Denn gewisse Vollkommenheiten eines Gemähldes, als z. B. die Schönheit der Zeichnung, können nur von Mahlern, oder von solchen Kennern, welche die Mahlerey, eben so wie die Künstler selbst, studirt haben, bemerkt werden. Allein ich will an einem andern Orte untersuchen, über was für Schönheiten eines Gemähldes das Publicum ein unverwerflicher Richter ist, und welches gegentheils diejenigen sind, so nur allein von denen, die die Regeln der Mahlerey wissen, nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden können.



Drey und zwanzigster Abschnitt.

Die Vortrefflichkeit eines Gedichtes und eines Gemähldes läßt sich, durch eine kunstmäßige Untersuchung desselben nach den Regeln, nicht so gut bestimmen, als durch die innere Empfindung.

Je älter ein Mensch wird, und je mehr seine Vernunft an Vollkommenheit zunimmt, desto weniger trauet er den Vernunftschlüssen, und desto mehr hält er sich an die Empfindung und an die Erfahrung. Die Erfahrung hat ihn einsehen lernen, daß man selten irret, wenn man sich auf ein deutliches Zeugniß der Sinne verläßt, und daß die Fertigkeit, darüber zu denken und zu urtheilen, auf ein leichtes und sicheres Verfahren leitet: Da man hingegen beständig Fehlgriffe thut, wenn man philosophisch zu Werke geht, oder mit andern Worten, wenn man allgemeine Sätze zum Grunde legt, und aus diesen Sätzen eine Kette von Schlußfolgen herleitet. Die Anzahl der Grundsätze in den Künsten ist sehr groß, und nichts leichter, als daß man sich in der Wahl desjenigen betrügt, den man als den wichtigsten zum Grunde aller andern legen will. Kann nicht auch dieser Grundsatz, nach Beschaffen-

schaffenheit der Gattung von Werken, in der man arbeiten will, ebenfalls verschieden seyn müssen? Ueberdieses kann man einen Grundsatz leicht über seine gehörigen Gränzen ausdehnen. Manchmal hält man so gar dasjenige für unmöglich, wovon man noch kein Beyspiel hat. Hat man aber nur Einen von diesen Fehlern begangen, so ist man gewiß schon bey dem dritten Syllogismus vom rechten Wege abgekommen. Der vierte wird also ein offenbarer Fehlschluß, und die Schlußfolge des fünften enthält einen Satz, dessen Falschheit so sehr in die Augen fällt, daß er selbst denjenigen unerträglich ist, welche nicht fähig sind, die ganze Schlußkette zu zergliedern, und dem Irrthume bis in seiner Quelle nachzuspüren. Mit einem Worte, ohnerachtet diese physikalischen oder kritischen Weltweisen beständig behaupten, daß man vermittelst ihrer Methode ganz unfehlbar die Wahrheit finde, so fallen sie doch unaufhörlich in Irrthümer, es mag solches nun daher rühren, daß sie falsche Sätze zum Grunde legen, oder daß sie Fehler im Schliessen begehen.

Wie viel Irrthümer hat nicht die Erfahrung selbst in denjenigen philosophischen Lehrgebäuden aufgedeckt, die in den vorigen Jahrhunderten für sehr gründlich gehalten wurden? Eben so viele, als sie deren noch künftig in den Lehrgebäuden, die sich, wie man itzo glaubt, auf unwidersprechliche Wahrheiten gründen, entdecken wird. So wie wir an den Alten tadeln, daß sie den Abscheu vor dem lee-

ren Raume und den Einfluß der [illegible]ne glaubten, so werden einmal unsere Nachkommen uns ähnliche Irrthümer vorzuwerfen haben, die wir itzt durch Philosophiren gewahr zu werden uns vergebens bemühen, da hingegen Zeit und Erfahrung selbige gut werden aufzudecken wissen.

Die zwo berühmtesten Gesellschaften von Philosophen in Europa, die Akademie der Wissenschaften zu Paris und die königliche Gesellschaft zu London haben ein allgemeines System der Naturlehre weder annehmen, noch selbst aufführen wollen. Sie richten sich nach der Meynung des Kanzler Bacons, und halten sich an kein Lehrgebäude; weil sie fürchten, die Neigung selbiges zu befestigen, mögte ihnen bey ihren Beobachtungen die Augen verblenden, und sie die angestellten Versuche nicht so sehen lassen, wie sie wirklich sind, sondern wie sie seyn müßten, wenn sie eine Meynung bestätigen sollten, welche sie als Wahrheit zu behaupten sich vorgenommen hätten. Diese berühmten Akademien lassen es also dabey bewenden, die Erfahrungen genau zu prüfen, ihre Versuche richtig und sorgfältig anzustellen, und solche in ihre Tagebücher einzutragen, weil sie überzeugt sind, es sey nichts leichter, als daß der Verstand ausgleite, so bald er nur um einige Schritte über die Stelle hinaus schreiten will, an welche ihn die Erfahrung gebracht hat. Blos von der Erfahrung erwarten diese Gesellschaften ein allgemeines System. Was soll man nun von den Lehrgebäuden der Dichtkunst halten, die, an statt sich

auf die Erfahrung zu gründen, ihr widersprechen, und uns darthun wollen, daß Werke, die seit zweytausend Jahren von allen denen, welche fähig waren sie zu verstehen, bewundert wurden, nichts weniger als bewundernswürdig sind? Je mehr die Menschen sich und andre kennen, desto weniger trauen sie, wie ich schon gesagt habe, allen philosophischen Entscheidungen, so gar in denjenigen Materien, welche im strengsten Verstande eines geometrischen Erweises fähig sind. Leibniz würde es gewiß nicht gewagt haben, in der Kutsche über eine Stelle zu fahren, von der ihm der Kutscher versichert hätte, er könnte es nicht thun ohne umzuwerfen; wenn man gleich diesem grossen Gelehrten aus der Beschaffenheit des Weges und aus der Höhe und Schwere des Wagens geometrisch dargethan hätte, daß der Wagen nicht umfallen könnte. Man glaubt darinnen dem Menschen mehr, als dem Philosophen, weil sich der Philosoph leichter irrt, als der Mensch.

Wenn irgend eine Kunst ist, die von philosophischen Einsichten abhängt, so ist es die Schiffahrt auf der offnen See. Man frage aber unsere Schiffer, ob ein alter Steuermann, dessen ganze Wissenschaft in einer grossen Erfahrung besteht, auf einer langen Fahrt nicht besser errathen kann, an was für einem Orte das Schiff sich befindet, als ein Mathematikus, der ein Neuling auf der See ist, gleichwohl aber alle zur Schiffahrt gehörigen Wissenschaften zehn Jahre lang in seinem Cabinete studirt

hat. Sie werden antworten, daß, ihres Wissens, diese Mathematiker noch niemals einen solchen Steuermann anders, als in den Büchern, die sie heraus geben, auf den rechten Weg gebracht haben, und werden anführen, was der Löwe in der Fabel sagt, als man ihm ein Basrelief zeigt, auf welchem ein Mensch einen Löwen überwältigt: Die Löwen haben keine Bildhauer.

Als der Erzherzog Albert die berühmte Belagerung von Ostende unternahm, ließ er zu seinem vornehmsten Ingenieur den Pompejus Targon holen, einen Mann, der damals in allen Theilen der Mathematik der stärkste war, der aber keine Erfahrung hatte. Pompejus Targon leistete nichts, was man von einem Manne, der in so grossem Rufe stand, erwarten konnte; keine von seinen Maschinen that ihre gehörige Wirkung, und man sah sich genöthigt, ihm seinen Abschied zu geben, nachdem er viel Geld verthan, und viel Menschen unnützer Weise um das Leben gebracht hatte. Die Belagerung wurde dem berühmten Ambrosius Spinola übergeben, der nichts als Genie und Erfahrung hatte, dennoch aber die Stadt einnahm. Dieser grosse Befehlshaber hatte keine von den Wissenschaften studirt, die einen grossen Kriegsbaumeister bilden können, als ihn der Verdruß darüber, daß ein andrer Genueser von Adel, bey dem Kaufe des Palastes Tursi in Genua, ihm vorgezogen ward, auf den Entschluß brachte, in den spanischen Niederlanden Kriegsdienste zu nehmen, ob er gleich in Absicht

auf

auf die Jahre, in denen man sonst diese Kunst zu erlernen pflegt, damals schon sehr alt war.

Als der grosse Conde, nach der Schlacht bey Rocroi, Thionville belagerte, a) ließ er den Roberval in sein Lager kommen, den gelehrtesten Mathematiker der damaligen Zeit, und der nachher als königlicher Professor dieser Wissenschaft verstorben ist, weil er glaubte, dieser Mann würde ihm nützliche Rathschläge bey der vorhabenden Belagerung geben können. Allein alles, was er in Vorschlag brachte, war unthunlich; daher man ihn so lange nach Metz schickte, bis andere den Platz eingenommen hatten. Aus den Büchern des Boccalini sieht man, daß er alles wußte, was die Alten und die Neuern Scharfsinniges von der Regierungskunst geschrieben haben. Aus Vertrauen auf diese gerühmte Geschicklichkeit desselben vertraute ihm Papst Paulus V die Policeyverwaltung einer kleinen Stadt an, die ein Mann, der gar kein Latein gekonnt hätte, sehr gut würde regiert haben. Allein der Papst mußte den Verfasser der politischen Anmerkungen über den Tacitus und des berühmten Buches: Der Probierstein, nach einer dreymonathlichen Verwaltung wieder zurücke berufen.

Ein Medicus von fünf und zwanzig Jahren ist von der Wahrheit der physischen Erklärungen, wie die Chinachina das Wechselfieber hebe, eben so sehr überzeugt, als von der Kraft dieser Arzeney selbst.

a) Im Jahre 1643.

Ein sechzigjähriger Arzt zweifelt zwar nicht an der letztern, da sie ihm aus einer langen Erfahrung bekannt ist, allein die Erklärungen von der Art, wie diese Rinde ihre Wirckung thun, läßt er, wenn man mir diese Redensart erlauben will, blos um der alten wohlhergebrachten Gewohnheit willen gelten. Wenn ein Mann von Erfahrung einen Medicus nöthig hat, richtet er sich wohl in seiner Wahl nach der Kenntniß, die, wie er glaubt, ein Medicus von den einfachen Arzeneyen hat, und nach der Einsicht desselben in den Bau des Körpers, mit einem Worte, richtet er sich nach der Gelehrsamkeit oder nach der Erfahrung desselben? Karl der zweyte König von Engelland sagte, der Herr von Gourville hätte unter allen Franzosen, die er kennte, den größten Verstand. Dieser Herr von Gourville brauchte einen Medicus. Die berühmtesten unter denselben strebten um die Wette nach dieser Ehre. Er aber schickte eines Tages, als die Facultät gewöhnlicher Weise zusammen kam, einen von seinen Leuten, zu dem er das meiste Vertrauen hatte, vor den Versammlungssaal der Facultät, mit dem Befehle, denjenigen Medicus ohne fernere Erkundigung zu ihm zu bringen, der, seiner Meynung nach, in Ansehung des Temperamentes die meiste Aehnlichkeit mit seinem Herrn hätte. Man brachte ihm einen nach seinem Begehren, und er ward gesund. Der Herr von Gourville richtete sich nach derjenigen Erfahrung, die in Absicht auf ihn diesen Namen am meisten verdiente.

Der verstorbene Herr von Tournefort, einer von den würdigsten Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, sagt, indem er von einem gefährlichen Orte redet, über welchen er mit seinem Pferde den Weg nehmen mußte: b) „Ich für meinen „Theil überließ mich gänzlich meinem Pferde, und „fuhr dabey besser, als wenn ich es hätte regieren „wollen. Einer der nichts von der Kunst versteht, „und blos von Natur den Gesetzen der Bewegung „folgt, kömmt bey solchen Gelegenheiten weit besser „aus dem Handel, als der geschickteste Mechanikus, „der etwa die Regeln, die er in seinem Kabinete ge„lernt hat, dabey in Ausübung bringen will, und „wenn er auch von der Akademie der Wissenschaf„ten wäre.„ Hier wird, nach des Verfassers Urtheile, die Erfahrung einer Maschine, eines Pferdes, dem kunstmäßigen Verfahren eines Menschen, eines Akademisten vorgezogen.

Die Advocaten sind gemeiniglich gelehrter als die Richter. Dem ungeachtet betrügen sie sich gewöhnlicher Weise in ihren Muthmassungen über den Ausschlag eines Processes. Die Richter hingegen, die, wenn sie gleich nur wenig Bücher gelesen haben, doch aus täglicher Erfahrung wissen, nach was für Gründen die Gerichtshöfe Processe zu entscheiden pflegen, irren sich in ihren Muthmassungen über den Ausgang eines Rechtshandels fast niemals.

b) In dem eilften Briefe seiner Reisebeschreibung nach der Levante.

Wofern aber kunstmäßig gefällte Urtheile in irgend einer Sache den Aussprüchen der Empfindung nachstehen müssen; so ist es gewiß alsdann, wenn der Werth eines Gedichtes entschieden werden soll, wenn man ausmachen will, ob ein Gedicht gefalle, oder nicht gefalle, ob es, im Ganzen genommen, ein vortreffliches, oder ein blos mittelmäßiges Werk sey. Der allgemeinen Sätze, die man zum Grunde legen kann, wenn man den Werth eines Gedichtes schulmäßig untersuchen will, sind nur eine kleine Anzahl. Oft leidet derjenige Grundsatz eine Ausnahme, welcher der allgemeinste zu seyn scheint. Verschiedne von denselben sind so unbestimmt, daß man eben so gut behaupten kann, der Dichter habe sich in seinem Wercke nach denselben gerichtet, als, er habe solches nicht gethan: Wie denn auch die Wichtigkeit dieser Grundsätze auf eine Menge Umstände der Zeit und des Ortes ankömmt, in denen der Poet schrieb. Kurz, da der erste Endzweck der Dichtkunst ist, zu gefallen, so läßt sich daraus leicht schliessen, daß ihre Grundsätze weit öfter willkührlich seyn müssen, als die Grundsätze anderer Künste; sintemal der Geschmack derjenigen, für welche die Dichter arbeiten, sehr verschieden ist. Obgleich die Schönheiten in der Redekunst weniger willkührlich sind, als in der Poesie, so sagt doch Quintilian, er habe sich immer nur an sehr wenige von diesen so genannten allgemeinen Grundsätzen und Regeln gebunden. Es giebt, setzt er hinzu, fast keine einzige, deren Richtigkeit nicht auf irgend eine

ne Weise durch triftige Gründe streitig gemacht werden könnte. b)

Daher ist es fast unmöglich, genau zu bestimmen, wie ein Gedicht gerathen müsse, wenn der Poet auf eine glückliche Art von den Regeln abweicht, wenn er sich nach einigen Grundsätzen sehr genau richtet, und andre vernachläßigt. Wie viele Fehler hält man ihm nicht überdieses wegen der Poesie des Styles zu gute? Noch mehr: Wenn man auch, in Absicht auf sich, gut philosophirt und richtig gefolgert hätte, so würde sichs doch oft am Ende finden, daß diese Folgerungen, in Absicht auf andere, sehr falsch wären, und vielleicht gerade in Absicht auf diejenigen, für die der Dichter sein Werk verfertigte. Wenn man des Ariosto Werth, in Absicht auf die heutigen Franzosen, gleichsam mathematisch ausrechnen wollte, würde da die Ausrechnung, auch in Absicht auf die Italiener des sechzehnden Jahrhundertes richtig seyn? Würde man den Rang, den ein französischer Abhandlungsschreiber, kraft einer solchen mathematischen Ausrechnung dem Ariost etwan anweisen mögte, für den gebührenden Rang des Lodovico halten? Wie viel Rechnungen, wie viel Vergleichungen würden nicht

b) Propter quae mihi semper moris fuit, quam minime alligare me ad praecepta, quae catholica vocantur, id est, vt dicamus, quomodo possumus, vniuersalia vel perpetualia. Raro enim reperitur hoc genus, vt non labefactari parte aliqua aut subrui possit. *Lib. Inst.* cap. XIIII.

erfordert, ehe man sich für berechtigt halten dürfte, Folgerungen zu machen, welche richtig seyn sollten. Ein grosser Folioband würde kaum hinreichend seyn, eine genaue Beurtheilung des racinischen Trauerspieles Phädra in sich zu fassen, wenn man den Werthe dieses Stückes nach gedachter Methode bestimmen wollte: Und dennoch würde eine dergleichen Untersuchung der Gefahr zu irren eben so sehr unterworfen seyn, als sie ihren Verfasser ermüden, und dem Leser langweilig werden müßte. Die innere Empfindung hingegen ergründet augenblicklich das, was sich durch logikalische Künste nimmer ergrübeln läßt.

Alle Menschen haben dieses Gefühl; aber gleichwie einige mit einem schärfern Gesichte oder Gehöre begabt sind, als andere, so ist auch diese Empfindung bey den einen vollkommner als bey den andern, weil bey jenen entweder die Werkzeuge desselben von Natur zarter und besser gebaut sind, oder auch, weil sie es durch eine lange und vielfältige Uebung zu seiner Vollkommenheit gebracht haben. Diese letztern müssen den Werth oder Unwerth eines Werkes geschwinder inne werden, als die erstern. Eben so kann der, dessen Augen weit in die Ferne sehen, Personen die noch hundert Ruthen von ihm entfernt sind, ganz deutlich erkennen, da ein anderer, der neben ihm steht, kaum die Farbe ihrer Kleider zu unterscheiden im Stande ist. Wer nun gleich seinen ersten Regungen traut, der urtheilt von den Empfindungen anderer, nach seinen

eignen

eignen. Daher kömmt es, daß Leute von kurzem Gesichte eine Zeitlang anstehen, der Meynung desjenigen beyzutreten, der beßre Augen hat, als sie selbst; so bald aber die entfernt gewesenen Personen ihren Augen nahe genug kommen, daß sie selbige erkennen können, so werden sie auch gleich einerley Meynung mit ihm.

Eben so vereinigen sich, wiewohl etwas eher oder später, alle diejenigen, so nach ihrer Empfindung urtheilen, in ihrer Meynung über die Wirkung und den Werth eines Werkes. Geschieht dieses nicht allemal so geschwind, als man vermuthen sollte, so rührt solches daher, daß sie in ihren Aussprüchen über den Werth eines Gedichtes oder Gemähldes nicht allemal dabey bleiben, das zu sagen, was sie fühlen, oder, wenn man mir diesen Ausdruck erlauben will, nur blos von dem Eindrucke, den es auf sie gemacht hat, treulichen Bericht zu erstatten. An statt ganz natürlich und nach ihrer Empfindung zu reden, deren Werth ihnen oftmals selbst nicht bekannt ist, wollen sie nach Gründen entscheiden. Da sie nun gemeiniglich nicht im Stande sind, sich kunstmäßig auszudrücken, so verwirren sie sich in ihrer eignen Meynung, und machen einander in ihren Urtheilen irre. Aber ein wenig Zeit macht sie mit sich selbst und mit andern einig.

)o(



Vier und zwanzigster Abschnitt.

Ein Einwurf gegen die Gründlichkeit der Urtheile des Publici, nebst einer Beantwortung desselben.

Ich höre schon eine Menge Fehler anführen, worein das Publicum zu allen Zeiten und in allen Ländern bey der Beurtheilung grosser Männer von allen Lebensarten und Profeßionen gefallen ist. Will man, wird es heissen, die Menge, welche sich in ihrem Urtheile über Feldherren, über Staatsmänner und obrigkeitliche Personen schon so oft betrogen, und hernach genöthigt gesehen hat, ihre ersten Aussprüche zu widerrufen, will man diese zu dem untrüglichen Richter der Verdienste machen?

Ich will auf diesen Einwurf, der im Grunde mehr blendend als gründlich ist, zweyerley antworten. Erstens, das Publicum betriegt sich selten, wenn es einem, der als ein Ausbund aller Ungerechtigkeiten berüchtigt ist, überhaupt einen Charakter beylegt; ob es gleich bisweilen in seinem Lobe oder Tadel dieser oder jenen einzelnen Handlung desselben Unrecht hat. Ich will meinen Satz zu erläutern suchen. Das Publicum pflegt einen Feld-

Feldherrn nicht nach einem einzigen Feldzuge, einen Staatsmann nicht nach einer einzigen Unterhandlung, oder auch einen Arzt nicht nach einer einzigen Cur zu beurtheilen. Es urtheilt nach vielfältigen Begebenheiten, und nach einem oftmaligen Erfolge. So ungerecht es aber seyn würde, ein Urtheil über die Verdienste eines Mannes nach dem Ausschlage einer einzigen Unternehmung desselben zu fällen, eben so billig dünkt es mich, sie nach einem oftmaligen Erfolge, und durch die Vergleichung mit dem Erfolge anderer zu beurtheilen, welche eben dergleichen Unternehmungen oder Geschäffte auszuführen gehabt haben.

Einmal oder auch zweymal in gewissen Unternehmungen glücklich seyn, kann blos von günstigen Zufällen herrühren; nur selten wird es auch das drittemal zutreffen. Wenn es aber viel öfter geschieht, so würde es unvernünftig seyn, wenn man behaupten wollte, es sey ein blosser Glücksfall, woran die Geschicklichkeit des Feldherrn oder des Ministers keinen Theil habe. So ist es auch mit denen, deren Unternehmungen immer übel ablaufen. Wer im Triktrak von zwanzig Spielen, die er mit Einer Person spielt, neunzehn gewinnt, von dem glaubt Jedermann, daß er das Spiel besser verstehe, als der andere, ob gleich das Würfelglück verursachen kann, daß ein ungeschickter Spieler einem geschickten bisweilen ein paar Partien hintereinander abgewinnt. Nun aber sind der Krieg und die andern angeführten grossen Künste

von

von dem Glücke weit weniger abhängig, als das Triktrak, obschon etwas von dem guten oder schlechten Fortgange der Sachen in diesen Künsten mit auf das Glück ankömmt. Ein Plan, welcher von einem Generale gemacht wird, der seine eigne und seines Feindes Stärke, Vortheile und vorräthige Hülfsmittel genau kennt, ist nicht so oft in Gefahr verrückt zu werden, als das Vorhaben eines Spielers. Folglich hat das Publicum nicht Unrecht, wenn es einen General, der fast in allen Feldzügen glücklich ist, für einen grossen Heerführer hält; obgleich ein Feldherr einmal glücklich seyn kann, ohne einiges Verdienst dabey zu haben, so wie er auch eine Schlacht verlieren oder eine Belagerung aufzuheben genöthigt seyn kann, ohne daß er deswegen ein schlechter General ist. Der Kardinal Mazarini, der so gut als irgend iemand wußte, wie viel ein fähiger Kopf zu dem Ausschlage solcher Begebenheiten beytragen könne, die doch, nach der Meynung kurzsichtiger Leute, fast gänzlich von dem Ungefähr abhängen, weil es wahr ist, daß sie zum Theile mit auf den Zufall ankommen, wollte Niemanden als glücklichen Leuten die Armeen und die Staatsangelegenheiten anvertrauen, weil er glaubte, daß einem Menschen seine Unternehmen nicht leicht so oft glücken würden, wenn er nicht viel Geschicklichkeit besässe. Auf diese Weise aber nimmt das Publicum niemals ein Urtheil wieder zurücke, welches es einmal über Feldherren oder Staatsmänner gefällt hatte.

Mei-

Meine zweyte Antwort auf den Einwurf, gegen die Richtigkeit der Urtheile des Publici, ist diese: Der Schluß ist falsch, daß sich das Publicum in seinem Urtheile über ein Gedicht, oder über ein Gemählde deswegen betriegen könne, weil es oft Unrecht hat, wenn es einen Minister oder General nach einzelnen Begebenheiten lobt oder tadelt. Das Publicum hat sich zu allen Zeiten in dem Lobe oder Tadel eines Heerführers, der eine Schlacht gewann oder verlor, blos deswegen geirret, weil es sein Urtheil über das Ganze erstreckte, da es doch nicht mehr als einen Theil davon einsah. Wenn es Unrecht hatte, so war es darinnen, daß es lobte oder tadelte, ehe es noch hinlänglich wußte, wie viel Antheil der General an dem guten oder schlechten Erfolge der Sachen hätte. Es wollte einen Ausspruch thun, ehe es noch von allen Umständen der Sache unterrichtet war. Es urtheilte über den Feldherrn, ehe es recht eigentlich wußte, wie sehr ihm durch die Befehle seines Fürsten oder seiner Republik die Hände gebunden waren; oder ob ihm nicht durch diejenigen, welche ihm bey der Ausführung seiner Absichten helfen, oder sonst einigen Vorschub thun sollten, sein Plan verrückt wurde. Das Publicum weis nicht, ob nicht vielleicht der Vorfall, dem diese oder jene glückliche Begebenheit, dem Anscheine nach, ganz allein zuzuschreiben ist, eine durch die Klugheit des Generales schon lange her angelegte Sache war, indem er den Feind nach und nach entweder einschloß, oder ihn durch allerhand mit Vorsatze gegebene Gelegen-

heiten zu einem unvorsichtigen Zutrauen veranlaßte; und ob nicht der Vortheil, den er aus diesem zog, eine Folge seiner klugen Maasregeln war, die er sehr zeitig auf diese von ihm vorhergesehene Begebenheit genommen hatte. Es weis nicht, ob der General einen Queerstreich, wodurch ihm sein ganzes Unternehmen zernichtet wurde, und wovon man, nachdem dieses schon geschehen war, die Schuld seiner Unvorsichtigkeit zuschrieb, ob er, sage ich, diesen Queerstreich hätte hintertreiben oder wenigstens vorhersehen können. Es weis nicht, ob der Plan des Feldherrn, oder die Gegenwart des Geistes von einem unter ihm stehenden Befehlshaber die Schlacht gewonnen hat. Und alles dieses gilt von dem Publico, auch wenn es einen Minister, eine obrigkeitliche Person, oder selbst einen Arzt auf den Ausschlag eines einzelnen Vorfalles lobt oder tadelt.

Allein diese Beschaffenheit hat es mit dem Urtheile des Publici nicht, wenn es Mahler und Dichter lobt; weil der Zufall niemals verursachen kann, daß ihnen ihre Productionen mehr oder weniger glücken, als sie verdienen. Wenn das Publicum über ihre Werke einen Ausspruch thut, so urtheilt es über einen Gegenstand, den es ganz kennet, den es von allen Seiten sieht. In dergleichen Werken hat es alle Schönheiten und alle Unvollkommenheiten derselben vor Augen. Nichts ist ihm verborgen, was sie lobens- oder tadelnswürdig macht. Es weis alles, was man wissen muß, um richtig

dar-

darüber zu urtheilen. Der Fürst selbst, der einem Generale oder einem Minister die Verhaltungsbefehle giebt, ist weniger im Stande, die Aufführung des einen und des andern zu beurtheilen, als das Publicum über Mahlereyen und Gedichte zu urtheilen im Stande ist.

So sind dann, wird man wiederum antworten, Mahler und Dichter wenigstens unter denjenigen, die ihre Werke den Augen des ganzen Publici vorlegen müssen, am schlimmsten daran. Man giebt Jedermann das Recht, ein Urtheil über sie zu sprechen, so gar ohne Grund davon angeben zu dürfen; da hingegen andere Gelehrte Niemanden als ihre eignen Pairs für ihre Richter erkennen, die noch dazu gehalten sind, die Sache förmlich zu untersuchen, und den Beklagten zu überführen, ehe sie sich für berechtigt halten dürfen, einen Ausspruch zu thun.

Mir kömmt es nicht vor, als wenn es ein so grosses Glücke für die Mahler und Dichter seyn würde, wenn sie von Niemanden als von ihren eignen Pairs gerichtet werden dürften. Allein ich will ernsthafter antworten. Die Güte eines Werkes, welches blos mit speculativischen Kenntnissen oder Wissenschaften zu thun hat, ist keine Sache, die man vermittelst der Empfindung wahrnehmen kann. Folglich kann weiter Niemand davon urtheilen, als wer Gelehrsamkeit genug hat, einzusehen, ob das Werk gut oder schlecht ist. Die

Stern-

Sternkunde und die Einsicht in der Physik wird dem Menschen nicht, wie die Empfindung, angebohren. Man kann über ein Werk, das diese Wissenschaften betrifft, nicht anders als vermöge seiner erworbenen Kenntnisse urtheilen, da man hingegen Verse und Gemählde, kraft des natürlichen innern Gefühles zu beurtheilen fähig ist. Daher sind die Meßkünstler, die Aerzte, und die Gottesgelehrten, oder diejenigen, welche viel Einsichten in diese Wissenschaften besitzen, ungeachtet sie nicht ihr Hauptstudium daraus gemacht haben, die einzigen, so über ein Werk urtheilen können, das in ihre Wissenschaft einschlägt. Ueber Verse hingegen und über Gemählde kann Jedermann urtheilen, weil Verse und Gemählde auf die Empfindung wirken sollen, die allen Menschen eigen ist.

Ob sich gleich gegen diese Antwort nichts mehr einwenden läßt, so will ich sie doch durch noch eine Betrachtung unterstützen. So bald die gedachten Wissenschaften ihren Grundsätzen zu folge gehandelt, so bald sie etwas hervorgebracht haben, welches im Ganzen genommen, den Menschen nützlich oder angenehm seyn soll; so kann Jedermann, blos durch Hülfe seiner Sinne, und ohn andere Einsichten zu besitzen, wahrnehmen, ob der Gelehrte seinen Endzweck erreicht hat. Einer, der nichts von der Sternkunde versteht, sieht eben so gut als der Gelehrte, ob es genau eintrifft, was der Astronomus von einer Sonnenfinsterniß vorher gesagt hat, oder ob eine Maschine die von dem Meßkünstler

abgezielte Wirkung thut oder nicht, wenn er gleich nicht kunstmäßig darthun kann, daß der Astronomus und der Mathematiker gefehlt, und worinnen sie gefehlt haben.

Wenn die Productionen irgend einer Kunst mittelst der Empfindung erkannt werden, so sind es gewiß die Werke der Mahlerey und der Poesie. Sie thun, was sie thun, blos in der Absicht uns zu rühren. Eine Einwendung, die sich etwa noch machen liesse, wäre die, daß man sagte, es gäbe Mahlereyen und Gedichte, deren Vorzüge nicht alle vermittelst der Empfindung erkannt werden könnten. Die Empfindung sagt uns nicht, ob in einem historischen Gemählde, welches die Belagerung einer Festung oder die Ceremonie einer Einweyhung vorstellt, die Wahrheit der Geschichte beobachtet worden ist. Die Empfindung allein ist nicht hinreichend, einzusehen, ob der Verfasser eines philosophischen Gedichtes richtige Schlüsse macht, und bündige Beweise führt.

Es ist wahr, die Empfindung kann über diesen Theil der Vorzügen eines Gedichtes oder Gemähldes, welche man seine ausserwesentlichen Verdienste nennen könnte, nicht urtheilen; aber das kömmt daher, daß selbst die Dichtkunst und die Mahlerey nicht fähig sind, einen Ausspruch darüber zu thun. Die Künstler haben in diesem Stücke nichts vor andern voraus. Wenn es Mahler und Dichter giebt, die über das, was ich die ausserwesentlichen

Eigenschaften eines Gedichtes oder Gemähldes nenne, ein Urtheil fällen können; so haben sie diesen Vorzug deswegen, weil sich ihre Wissenschaft noch weiter als auf die Poesie und Mahlerkunst erstreckt.

Wenn dergleichen Werke vorkommen, die ihrer Natur nach vor zween verschiedne Richterstüle zugleich gehören, so muß jeder von ihnen dasjenige entscheiden, was unter seine Gerichtsbarkeit gehört. Hieraus entspringen oft zwey einander ganz entgegen gesetzte Urtheile über den Werth eines Werkes, die gleichwohl beyde richtig seyn können. So haben z. E. die Dichter Recht, wenn sie des **Lucrezens** Gedicht, als das Werk eines grossen Artisten rühmen; da es hingegen die Philosophen als ein Buch, das von falschen Schlüssen ganz voll ist, verwerfen. So tadeln die Geschichtskundigen den **Varillas**, weil man auf jeder Seite seiner Historie Unrichtigkeiten antrifft, da hingegen die, so nur um des Vergnügens willen Bücher lesen, ihn sowohl des anmuthigen Inhaltes als seines angenehmen Styles wegen loben.

Wieder auf den **Lucrez** zu kommen, so ist das Publicum, eben so gut als die Poeten selbst, Richter über den Werth desjenigen Theiles von seinem Gedichte, der vor den Richterstul der Poesie gehört; denn er läßt sich empfinden.

Folglich ist allemal der sicherste Weg, den Werth eines Gedichtes zu erkennen der, daß man

sieht,

sieht, was es für einen Eindruck macht. Unser Jahrhundert ist viel zu aufgeklärt, oder wenn man es auch so nennen will, viel zu philosophisch, als daß es sich überreden lassen sollte, es müßte sich erst von den Kunstrichtern sagen lassen, was von einem Werke zu halten sey, welches die Absicht hat zu rühren, wenn man das Werk selbst lesen kann, und tausend andre es auch gelesen haben. Die Philosophie, die uns alle Dinge aus ihren eignen Grundsätzen beurtheilen lehrt, lehret auch, daß man, um den Werth eines Gedichtes zu bestimmen, untersuchen müsse, wie sehr es dem Leser gefalle und ihn einnehme.

Es ist wahr, diejenigen, so nichts von der Kunst verstehen, sind nicht fähig, die Ursachen zu entdecken, warum ein schlechtes Gedicht langweilig ist; sie können die einzelnen Fehler desselben nicht ausfindig machen. Allein ich behaupte auch nicht, daß die der Kunst Unkundigen im Stande wären, genau zu sagen, worinnen es der Mahler oder Dichter versehen habe, oder ihm Rathschläge zu geben, wie er die Fehler verbessern könne; dem ohnerachtet aber können sie noch immer eben so gut aus dem Eindrucke, den ein Werk, welches gefallen und intereßiren soll, auf sie macht, urtheilen, ob und wie sehr dem Künstler seine Absicht gelungen sey. Sie können sagen, ein Werk sey gut, oder es tauge nichts; und man hat so gar Unrecht, wenn man sie beschuldigt, sie gäben keine Ursachen von ihrem Ausspruche an. Dieses Trauerspiel,

sagen sie, hat mich nicht zum Weinen, diese Komödie nicht zum Lachen gebracht; ich finde kein Vergnügen daran, diese Mahlerey zu betrachten. Gegen solche Kritiken muß sich das Werk selbst vertheidigen; denn alles was nur immer ein Verfasser zur Entschuldigung der schwachen Stellen in seinem Gedichte sagen kann, hilft ihm eben so wenig, als die ausstudirten Lobsprüche, die seine Freunde den schönen Stellen ertheilen. Die tyrannische Liebe des Herrn Scuderi wird, ungeachtet der Abhandlung, die Sarrazin darüber geschrieben hat, immer unter die schlechten Stücke gezählet. Kurz, alle noch so gelehrten Erweise der Kunstrichter werden keinen Menschen überreden, daß ein Werk gefalle, wenn ihm sein eignes Gefühl sagt, daß es nicht gefällt; so wie sie auch Niemanden der Meynung machen können, daß ein Werk nicht intereßire, wenn es wirklich interessant ist.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Von den Urtheilen der Künstler über Werke ihrer Kunst.

Nachdem ich von den Urtheilen des Publici über ein neues Werk geredet habe, muß ich auch von den Urtheilen reden, welche die Kunstverwandten des Meisters selbst darüber

fällen.

fällen. Sie sind, überhaupt zu reden, meist schlecht; und dieses aus drey Ursachen. Die Empfindlichkeit des Gefühles ist in der Kunst, worinnen sie arbeiten, abgenutzter bey ihnen als bey andern. Zweytens fassen sie ihr Urtheil nach einer stückweisen Untersuchung aller einzelnen Theile eines Werkes ab; und endlich sind sie auch immer für irgend einen Theil der Kunst vorzüglich eingenommen, und dieses Vorurtheil hat viel mehr Einfluß auf ihren Ausspruch, als es sollte. Unter den Kunstverwandten verstehe ich nicht allein diejenigen, welche selbst dichten und mahlen, sondern auch eine grosse Anzahl derer, die über Mahlereyen und Gedichte schreiben. Wie? antwortet man mir, also ist man um so viel fähiger, richtig über Poesien und Gemählde zu urtheilen, ie weniger man von der Dichtkunst und Mahlerey versteht? Was für ein wunderlicher Satz! Die Bestimmung, welche ich diesem Satze nun gleich geben will, nebst dem, was ich schon im Vorhergehenden gesagt habe, werden mich gegen einen Einwurf, der so leicht dem Leser ein Vorurtheil gegen meine Meynung beybringen könnte, völlig rechtfertigen.

Es giebt einige Künstler, welche weit fähiger sind, ein richtiges Urtheil über die Werke ihrer Kunst zu fällen, als der grosse Haufe. Solches sind die Genies; diese besitzen allezeit ein feineres und richtigeres Gefühl, als der größre Haufe. Aber nur wenige Künstler haben Genie; folglich ist nur wenigen eine vorzügliche Feinheit und Em-

pfindlichkeit der Organe angeboren; und hieraus beweise ich, daß Künstler ohne Genie unrichtiger urtheilen, als die Menge, oder wenn man auch so sagen will, als die Unwissenden. Meine Gründe sind folgende. Die Empfindlichkeit des Gefühles wird bey einem Künstler ohne Genie nach und nach abgenützt; und das was er durch die lange Uebung in seiner Kunst erlernt, hilft öfters seinen natürlichen Geschmack nur noch mehr verderben, und seine Beurtheilungskraft verführen. Sein Gefühl ist stumpf geworden, weil sein natürlicher Beruf nicht war, sich mit Versen oder Gemählden zu beschäfftigen, und er überdieses oftmals, auch wider Willen, und in solchen Stunden, wo er nicht die geringste Neigung dazu hatte, sich genöthigt sahe, zu versificiren oder zu mahlen. Dieses hat ihn gegen das Rührende in Gedichten und Mahlereyen unempfindlich gemacht, und beyde thun nicht mehr die Wirkung auf ihn, die sie ehemals auf ihn zu thun vermögend waren, und auf andre Leute von seinem Alter noch thun.

So wird ein alter Medicus, wenn er auch von Natur ein zärtliches und mitleidiges Herz hat, von dem Anblicke eines Sterbenden nicht mehr so sehr gerührt, als andre Menschen, und als er es selbst noch seyn würde, wenn er nicht die Arzeneykunst getrieben hätte. Auf eben die Weise verhärtet sich der Anatomist, und kömmt in die Gewohnheit, Unglückliche, deren Körper durch ihre Todesart noch scheuslicher geworden sind, ohne Widerwillen

willen zu zerschneiden. Der feyerlichste Pomp eines Leichenbegängnisses macht diejenigen nicht traurig, deren Amt es ist, denselben beyzuwohnen. Cicero mahlt die Schlafsucht, worein die Römer zu seiner Zeit versunken waren, mit einem sehr lebhaften Ausdrucke, dessen ich mich hier zu bedienen nicht unterlassen kann. Das Herz, sagt er, bekömmt auf eben die Art einen Callus, als die Fußsohlen und die Hände.

Ueberdieses sehen Dichter und Mahler eine Nachahmung als eine Arbeit an, da andre Menschen sie blos als interessante Gegenstände betrachten. Daher macht der Inhalt der Nachahmung, welches in einem Trauerspiele die Begebenheiten, und in einem Gemählde die Ausdrückungen sind, nur einen ganz leichten Eindruck auf die Mahler und Dichter ohne Genie, von denen ich geredet habe. Sie sind es einmal gewohnt, in eine so schwache Bewegung zu gerathen, daß sie beynahe nicht merken können, ob ein Werk sie rührt, oder nicht. Ihre ganze Aufmerksamkeit bleibt einzig und allein bey der mechanischen Ausführung stehen, und nach dieser beurtheilen sie das ganze Werk. Sie werden von der Poesie in Coypels Gemählde, welches die Opferung der Tochter Jephtha vorstellt, nicht hingerissen, sondern untersuchen es ebenso gleichgültig, als wenn es einen Bauerntanz, oder sonst etwas ganz Uninteressantes enthielte. Weil sie gegen das Rührende seiner Ausdrückungen unempfindlich sind, so fassen sie ihr Urtheil

 über

über ihn blos nach Linial und Zirkul ab, gleich als ob ein Gemählde keine Schönheiten enthalten dürfte, die vor höhere Richter als vor diese mechanischen Werkzeuge gehörten.

Auf diese Weise würden unsere meisten Poeten den Cid untersuchen, wenn es noch ein neues Stück wäre. Mahler und Dichter, die sich nicht selbst in Begeisterung setzen können, fühlen auch die Begeisterung anderer nicht; sie untersuchen also nur das Mechanische eines Werkes, und nachdem sie dieses bey der Prüfung den Regeln gemäß finden oder nicht, so loben oder tadeln sie das Ganze, und erklären es überhaupt für gut oder schlecht. Können sie aber wohl gute Richter des Ganzen seyn, da sie schlechte Beurtheiler der Erfindung sind, die doch den Hauptvorzug eines Werkes ausmacht, und worinnen sich der Unterscheid zwischen einem grossen Künstler und einem blossen Handwerker zeigt?

Künstler von Profeßion urtheilen also meistentheils falsch. Denn obgleich ihre kritischen Untersuchungen, wenn man sie stückweise prüft, oftmals ziemlich richtig befunden werden, so machen sie doch einen ganz unrechten Gebrauch davon. Den Werth eines Gedichtes oder Gemähldes überhaupt, vermittelst einer besondern Prüfung aller einzelnen Theile desselben bestimmen wollen, ist eben so ungereimt, als wenn man mit einem Liniale ausmessen wollte, ob eine Circullinie vollkommen rund sey.

Ein Zirkel ist das Werkzeug, dessen man sich zu diesem Zwecke bedienen muß.

In der That sieht man ja täglich Beyspiele, daß Leute, die sehr gut urtheilen würden, wenn sie ihrer Empfindung folgen wollten, sich in ihrer Prophezeyung von dem Schicksale eines theatralischen Stückes irren, weil sie dieselbe auf eine methodische Prüfung des Schauspieles gründeten. Racine und Boileau gehörten unter diejenigen Artisten, welche weit mehr als andre Leute fähig sind, Verse und Gedichte zu beurtheilen. Wer sollte nicht denken, daß die Urtheile, welche Boileau und Racine nach einer gemeinschaftlich angestellten Untersuchung fällten, wenigstens in Absicht auf die Wirkung jedweder einzelnen Scene, untrüglich gewesen seyn müßten. Und doch gestand Boilau, daß das Urtheil, welches sein Freund und Er, nach einer methodischen Untersuchung, über die Wirkung verschiedner Scenen in den Trauerspielen seines Freundes gefället hätten, sehr oft durch den Erfolg falsch befunden worden sey, und daß sie sogar nachher allezeit eingesehen hätten, das Publicum habe Recht gehabt anders zu urtheilen, als sie. Um nun die Wirkung ihrer Verse desto gewisser voraus zu sehen, fielen sie auf ein Mittel, das demjenigen sehr ähnlich war, dessen sich schon Malherbe und Moliere bedient hatten.

Die Kunstverwandten eines Verfassers fallen, wie ich schon gesagt habe, bey Beurtheilung seines

Werkes sehr leicht in noch einen andern Fehler. Sie legen, bey Abwägung der Vorzüge desselben, demjenigen Theile der Kunst, für welchen sie besonders eingenommen sind, ein allzugrosses Gewicht bey. Es ist die Art der Künstler ohne Genie, daß sie sich auf Einen Theil ihrer Kunst vorzüglich legen, und nachher, wenn sie es etwas weit darinnen gebracht haben, denken, dieses sey der einzige recht wichtige Theil der Kunst. Ein Poet, dessen vornehmstes Talent es ist, wohlklingend zu reimen, wird sehr bald der Meynung, daß ein Gedicht, worinnen die Reime nachläßig gewählt sind, weiter nichts als ein mittelmäßiges Werk seyn könne; wenn auch noch so viel Erfindung darinnen wäre, noch so viel solche Gedanken, die sich so gut zu der Materie schicken, daß man sich wundert, daß sie noch Niemand vorher gesagt hat. Da die Erfindung nicht seine Gabe ist, so haben dergleichen Schönheiten in seiner Wage nur ein leichtes Gewicht. Ein Mahler, der von allen Talenten, die zu einem grossen Künstler gehören, weiter keines besitzt, als daß er gut colòriren kann, erklärt ein Gemählde für schlecht oder für vortrefflich, je nach dem der Meister mit den Farben umzugehen gewußt hat. Die Poesie des Gemähldes gilt bey ihm wenig oder gar nichts. Er thut seinen Ausspruch, ohne diejenigen Theile der Kunst, worinnen Er keine Stärke besitzt, im geringsten dabey in Betrachtung kommen zu lassen. Ein Mahler, der in dem poetischen Theile seiner Kunst stark ist, fällt leicht in eben diesen Fehler; und setzt ein Gemählde, das

ein bewundernswürdiges Colorit hat, noch unter das Mittelmäßige, wenn es fehlerhaft in der Anordnung und niedrig in den Ausdrückungen ist. Indem man als erwiesen annimmt, daß diejenigen Theile der Kunst, zu denen man kein Talent hat, fast keiner Aufmerksamkeit werth sind, giebt man zu verstehen, ohne es erst mit deutlichen Worten sagen zu dürfen, daß uns nichts zu einem grossen Meister fehle. Man könnte das, was Petronius von den Reichen sagt, auf die Künstler anwenden: a) „Sie „wollen, man solle dasjenige, was sie selbst besitzen, „für das Vortrefflichste halten.„ Meine Leser werden leicht von selbst sehen, daß alles hier Gesagte von denjenigen Urtheilen zu verstehen sey, die von den Künstlern über ein Werk im Ganzen gefället werden. Denn daß die Mahler nicht mehr, als sonst Jedermann, im Stande seyn sollten, über die Güte eines Gemähldes in Absicht auf das Colorit, auf die Regelmäßigkeit der Zeichnung und auf einige andere Schönheiten der Ausführung zu urtheilen, daran zweifelt Niemand, und ich selbst werde es noch im sieben und zwanzigsten Abschnitte dieses Werkes sagen.

Bisher habe ich, wie man wohl sieht, nur von denjenigen Mahlern und Dichtern geredet, die sich im ganzen Ernste irren. Wenn ich ihre Aussprüche verdächtig zu machen suchen wollte, was könnte

ich

a) Nihil volunt inter homines melius credi, quam quod ipsi tenent.

ich nicht noch über die Ungerechtigkeiten sagen, die sie oft vorsetzlich begehen, wenn sie über die Werke ihrer Nebenbuhler urtheilen. In andern Lebensarten läßt man sich gemeiniglich damit begnügen, daß man für den Größten seiner Zeit gehalten wird: Poeten aber und Mahler können kaum den Schatten einer Aehnlichkeit leiden. Cäsar ließ es ganz gern geschehen, daß ihm Jemand gleich wäre; allein die meisten von gedachten Künstlern sind, wie Pompejus, so stolz, daß sie Niemanden neben sich dulden können. Sie wollen, das Publicum soll diejenigen von ihren Zeitgenossen, die ihnen ganz nahe nachzufolgen scheinen, in einer weiten Entfernung hinter ihnen erblicken. b) Daher ist es selten, daß die größten Männer in diesen beyden Künsten so gar denjenigen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die nur eben in die Laufbahn hineintreten, und also erst künftig einmal ihnen gleich kommen können. Man hat solchen berühmten Künstlern oft mit Rechte den gehäßigen Vorwurf gemacht, der schon dem August gemacht worden ist, daß er sich, damit man Ursache haben mögte, seinen Verlust zu betrauern, den Tiberius zum Nachfolger erwählt hätte.

b) Nam neque Pompeius parem animo quemquam tulit, et in quibus rebus primus esse debebat, solus esse cupiebat. *Vell. Pat.* Hist. Lib. II.

❧)8(❧

Sechs



Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Die Urtheile des Publici behalten zuletzt die Oberhand über die Urtheile der Kunstverwandten des Verfassers.

Die Erfahrung bekräftiget, was ich itzt behauptet habe. Die Künstler müssen sich ohne Zweifel oftmals irren, weil die Stimme des Publici, die allezeit das Schicksal eines Werkes bestimmt, ihre Urtheile gemeiniglich wieder umstößt. Wenn die Meister in der Kunst und das Publicum über den Werth einer neuen Production verschiedner Meynung sind; so behält die Meynung des letztern am Ende allezeit die Oberhand. Boileau sagt: „Ein Werk mag bey einer kleinen Anzahl von Kennern noch so viel Beyfall finden; wenn es nicht an gewissen Schönheiten reich ist, die den allgemeinen Geschmack der Menschen reitzen, so wird es niemals für ein gutes Werk gehalten werden, und die Kenner selbst werden gestehen müssen, daß sie sich in ihrem Beyfalle geirret haben.„ a) Eben so geht es, wenn das Publicum seinen Beyfall einem Werke ertheilt, das

von

a) In der Vorrede zu der Ausgabe seiner Werke im Jahre 1701.

von den Kennern getadelt wird. Das zukünftige Publicum, man erlaube mir diesen Ausdruck, das zukünftige Publicum, das nach seiner Empfindung urtheilen wird, so wie das Publicum zu den Zeiten des Verfassers geurtheilet hatte, wird allemal mit diesem von einerley Meynung seyn. Die Nachwelt hat niemals ein Gedicht für schlecht erklärt, das von den Zeitgenossen des Verfassers für vortrefflich gehalten worden ist, gesetzt, daß sie auch aufhört, es zu lesen, weil sie noch beßre Werke hat, mit denen sie sich beschäfftigen kann. Man hat niemals gesehen, daß ein Gedicht, welches den Zeitgenossen des Poeten nicht gefiel, nachher noch in einen sehr hohen Ruhm gekommen wäre. b)

Bücher, die zum Behufe einer Partheysache geschrieben, und Gedichte, die auf neuerlich vorgefallne Begebenheiten verfertigt sind, erhalten nur einen überhin gehenden Beyfall, wenn sie ihre gute Aufnahme blos den Zeitumständen zu danken haben. Nach einem halben Jahre sind sie schon vergessen, denn das Publicum hatte sie als Zeitungen, nicht als gute Gedichte geachtet. Man darf sichs gar nicht wundern lassen, daß sie ihren Rang unter denjenigen satyrischen Schriften bekommen, die nur dadurch einige Aufmerksamkeit an sich ziehen, weil man beym Lesen derselben wieder an gewisse Begebenheiten erinnert wird. Das Publicum hatte sie sechs Monathe nach ihrer Geburt zu diesem Schick-

sale

b) Tantundem quoque posteri credunt, quantum praesens aetas spoponderit. Cart. L. VIII.

sale verdammt. Aber diejenigen von dergleichen Gedichten und Schriften, aus denen das Publicum noch etwas macht, wenn sie schon seit einem Jahre herausgekommen sind; die es schätzt, ohne Absicht auf die Umstände, wodurch sie veranlaßt wurden, diese kommen auf die Nachwelt. Wir halten die Satyre des Seneca gegen den Claudius noch eben so hoch, als man es nur immer in Rom zwey Jahre nach dem Tode dieses Kaisers gethan haben kann. Die menippeische Satyre, die Provincialbriefe und einige andere Schriften von dieser Gattung werden gegenwärtig noch mehr geachtet, als sie ein Jahr nachher geachtet wurden, da sie zuerst ans Licht traten. Die Chansons, die vor zehn Jahren verfertigt wurden, und die man auswendig behalten hat, werden noch von unsern Nachkommen gesungen werden.

Diejenigen Fehler, welche die Kunstverwandten eines Verfassers in Werken, die das Publicum hochschätzt, wahrnehmen und gern Jedermann bekannt machen wollten, können den verdienten Beyfall zwar einige Zeit lang verspäten; aber sie können ihn nicht hindern. Man giebt den Künstlern zur Antwort, ein Gedicht oder ein Gemählde könne, wenn es auch in gewissen Stücken schlecht wäre, dennoch ein vortreffliches Werk seyn. Ich habe hoffentlich nicht nöthig, meinen Lesern zu sagen, daß das Wort schlecht hier an dieser Stelle, so wie in der ganzen Abhandlung, nur verhältnißweise zu verstehen sey. Es ist bekannt, daß wenn man

z. E.

z. E. sagt, das Colorit eines Gemähldes aus der römischen Schule tauge nichts, man damit weiter nichts sagen will, als daß es bey weitem nicht dem Colorite verschiedner anderer, vielleicht flamändischer oder lombardischer Gemählde, beykomme, die dem ohnerachtet nicht sonderlich berühmt sind. Denn, würde man die starken Ausdrückungen eines Gemähldes empfinden können, wenn das Colorit ganz und gar falsch oder schlecht wäre? Wenn man sagt die Versification des Corneille sey an manchen Stellen schlecht, so will man damit blos sagen, daß sie nicht durchgängig so rein, sondern hier und da nachläßiger sey, als in vielen andern Dichtern, die gleichwohl im übrigen nur für sehr mittelmäßig gehalten werden. Wäre die Versification in einem Gedichte ganz und gar schlecht, und jeder Vers dem Ohre anstößig, so würde uns ein solches Gedicht nimmermehr rühren können. c) Quintilian hat sehr Recht, da er sagt: „Verse, die so hart in „das Gehör fallen, daß sie es wider sich empören, „Verse, die gleichsam mit einem schlechten Anstan„de einhergehen, finden den Eingang in das Herz „verschlossen.„

Ob nun gleich die Urtheile der Kunstverständigen allen schon gedachten Irrthümern unterworfen sind; so haben sie doch auf den ersten Ruf, in welchen ein neues Werk kömmt, einen grossen Einfluß. Denn wenn sie auch diejenigen, die das Werk

c) Nihil intrare potest in affectum, quod in aure velut quodam vestibulo statim offendit.

Werk kennen, nicht zum Tadel desselben bewegen, so können sie doch viele Leute dahin bringen, daß sie sich die Mühe nicht geben, es selbst zu besehen oder zu lesen. Die Vorurtheile, die durch sie unter das Publicum ausgebreitet werden, thun eine Zeitlang ihre Wirkung. Zweytens hat das Publicum eine so günstige Meynung von den Einsichten der Artisten, daß es ihrem Urtheile eine Zeitlang mehr traut, als seinem eignen. Wie nun ein Werk, dem sie Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen, sehr bald in seinen gehörigen guten oder schlechten Ruf kömmt, so ereignet sich auch das Gegentheil, wenn sie dem Werke nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie mögen solches nun aus Vorsatze oder aus Irrthum thun. Theilen sie sich aber in ihrer Meynung, so stossen sie ihr eignes Ansehen um, und das Publicum fället sein Urtheil ohne sie. Eine solche Verschiedenheit zwischen den Meynungen der Kunstverständigen machte, daß Moliere und Racine so geschwind zu ihrem grossen Ruhme gelangten.

Obgleich die Künstler und die Kunstrichter andere nicht so sehr verblenden können, daß diese leztern vortreffliche Sachen für schlecht ansehen sollten; so können sie doch dieselben zu der Meynung überreden, daß diese vortrefflichen Werke in Vergleichung mit andern nichts weiter als mittelmäßig wären. Daher währt es lange, ehe das Publicum aus seinem Irrthume über ein neues Werk kömmt. Das Vorurtheil, welches durch den Ausspruch der Kunstverwandten unter das Publicum ausgestreuet

worden ist, hält dem Urtheile derjenigen, die unpartheyisch sind, und Geschmack haben, so lange die Wage, bis das Werk allgemein bekannt wird; zumal wenn der Name des Autors nicht schon vorher berühmt genug ist. Kennt man aber den Verfasser schon als einen vortrefflichen Künstler, so wird sein Werk bald von der Unterdrückung befreyt. Wenn ein Vorurtheil das andre bestreitet, so entwischt ihnen die Wahrheit gleichsam unvermerkt und zeigt sich.

Der größte Schade den die Vorurtheile thun, welche von Mahlern und Dichtern gegen ein neues Werk ausgestreuet werden, rührt daher, daß diejenigen, welche von einem Gedichte oder Gemählde blos reden, was andere davon denken, sich lieber nach der Meynung der Kunstverständigen richten, als das Urtheil derjenigen nachsagen, welche die Kunst, unter deren Gebiete das Werk gehört, nicht als ihre Profeßion erlernt haben. In Dingen, wo der Mensch keinen wesentlichen Vortheil davon zu haben glaubt, daß er sich zu der guten Parthey schlägt, läßt er sich leicht von scheinbaren Gründen blenden. Und hierunter gehört auch der, daß Leute vom Handwerke die Sache besser verstehen müssen, als andere. Ich sage: Es läßt sich blenden. Denn die meisten Mahler und Dichter urtheilen, wie ich schon angemerkt habe, nicht vermittelst der Empfindung; sie geben den Vorzug der entscheidenden Stimme nicht einem natürlichen und durch vielfältige Vergleichungen und Erfahrungen voll-

kommenen gewordenen Geschmacke, sondern einer kunstmäßigen Untersuchung. Sie urtheilen nicht als Leute, die mit dem oben gedachten sechsten Sinne begabt sind, sondern als vernünftelnde Philosophen. Die Eitelkeit trägt auch das ihrige dazu bey, daß man lieber die Meynung der Kunstverständigen, als die Meynung der Leute von Geschmack und Empfindung annimmt. Der Meynung eines Menschen beytreten, der nicht mehr Erfahrung hat, als wir, der nichts anders gelernt hat, als was wir selbst auch wissen, ist gewissermaassen eben so viel, als zugestehen, daß er mehr Verstand habe, als wir; es heißt gewissermaassen, seiner natürlichen Empfindung den Vorzug vor der unsrigen einräumen. Hingegen einem Artisten glauben, der Meynung eines Mannes beytreten, der eine Kunst erlernt hat, die wir nicht treiben, hat blos das Ansehen, daß man die Kunst über sich erkennt, und der Erfahrung die gehörige Achtung bezeigt. Die Autorität der Künstler von Profeßion ist bey vielen Leuten von einem so grossen Gewichte, daß sie ihre eigne Empfindung, wenigstens eine Zeitlang unterdrücken, um mit jenen von einerley Meynung zu seyn. Sie schämen sich, in ihrem Urtheile von ihnen abzugehen. d) Man hört also die Kunstverständigen allemal mit einem günstigen Vorurtheile an, wenn sie eine methodische Entscheidung über eine Mahlerey oder über ein Gedicht geben, und man merkt sich noch

d) Pudet enim dissentire, et quasi tacita verecundia inhibemur, plus nobis credere. *Quint.* Lib. X. cap. 1.

dazu, so gut als es möglich ist, ihre Kunstwörter; denn dadurch kann man sich bey andern ein Ansehen oder doch wenigstens ein geneigtes Gehör verschaffen.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Man darf den Mahlern in ihren Urtheilen mehr trauen als den Dichtern. Von der Kunst die Hand eines Mahlers zu erkennen.

Das Publicum ist geneigter, dem Urtheile eines Mahlers über ein Gemählde, als dem Ausspruche eines Poeten über ein Gedicht beyzutreten; und es ist lobenswerth, daß es sein Vertrauen so gut am rechten Orte anzubringen weis. Der größre Haufe der Menschen hat weit weniger Einsicht in die mechanischen Theile der Mahlerey, als in das Mechanische der Poesie; und zudem sind, wie ich schon im ersten Theile dieses Werkes erwiesen habe, die Schönheiten der Ausführung bey einem Gemählde ein weit wichtigerer Theil, als sie es an einem französischen Gedichte seyn können. Ich habe gezeigt, daß ein Gemählde so gar durch die Schönheiten der Ausführung ganz allein schätzbar werden kann. Nun lassen

sich

sich diese Schönheiten von denen, die auch keine kunstmäßigen Einsichten in die mechanischen Theile der Mahlerey haben, zwar empfinden, aber diese Leute sind deswegen nicht auch fähig, über die Verdienste des Mahlers zu urtheilen. Denn um dazu fähig zu seyn, muß man wissen, wie weit er an diejenigen Künstler reicht, welche sich in eben denselben Theilen, worinnen er selbst stark ist, am meisten hervorgethan haben. Einige Grade mehr oder weniger hierinnen, machen den Unterscheid zwischen dem grossen Manne und dem gemeinen Künstler aus: Und dieser Unterscheid ist nur den Kunstverständigen sichtbar. Der Ruhm eines Mahlers, dessen vornehmstes Talent in der schönen Austheilung des Lichtes und Schattens, oder in der Vollkommenheit der Localfarben besteht, hängt folglich weit mehr von dem Urtheile seiner Pairs ab, als der Ruhm desjenigen, dessen Hauptvorzüge der Ausdruck der Leidenschaften und die poetischen Erfindungen sind; weil sich das Publicum auf diese Dinge besser verstehet, und selbst Vergleichung darüber anstellen, selbst urtheilen kann. Man sieht auch aus der Geschichte der Mahler, daß die grossen Coloristen später zu ihrem verdienten Ruhme gelangt sind, als diejenigen, so sich in dem poetischen Theile der Mahlerey hervorgethan haben.

Aus diesem Grunde muß ich, wie man leicht schliessen kann, die Kunstverständigen für die Richter halten, an welche man sich zu wenden hat, wenn man, so gut es möglich ist, wissen will, wer der

Meister eines Gemähldes sey; ob sie gleich deswegen nicht auch die einzigen sind, die den Werth dieses Gemähldes beurtheilen können. Da grosse Meister manchmal ein mittelmäßiges Werk gemacht haben, so weis man darum noch nicht, wie vortrefflich ein Werk ist, wenn man weis, wer es verfertigt hat. Ein Gemählde gehört darum nicht nothwendig unter die allervortrefflichsten, weil es von einem der größten Meister herrührt.

Ob man gleich aus der Erfahrung weis, daß die Kunst den Autor eines Gemähldes aus seinem Pinsel zu errathen, nächst der Arzeneykunst eine von den ungewissesten ist; so giebt sie doch den Aussprüchen derer, die sich darauf legen, selbst dann, wenn sie über andere Theile der Kunst urtheilen, ein sehr grosses Gewicht. Die Menschen hören, weil sie lieber Bewunderung als Beyfall ertheilen, die Urtheile derer, die eine deutliche Erkenntniß von Dingen haben, wovon sie ihrerseits nichts verstehen, sehr ehrerbietig an, und sagen sie eben so zuversichtlich nach. Aus dem, was ich über die Untrieglichkeit der Kunst, die Hände der Mahler zu unterscheiden, sagen werde, wird erhellen, wie sehr man das Vorurtheil einschränken müsse, das man natürlicher Weise für die Aussprüche aller derjenigen zu haben geneigt ist, welche Profeßion von dieser Kunst machen, und gemeiniglich ihre Entscheidung mit eben so vieler Zuversicht thun, als ein junger Arzt ein Recept schreibt.

Diejenigen, so in der Kunst, die Hand grosser Mahler zu kennen, die meiste Geschicklichkeit besitzen, sind in ihren Meynungen nur über diejenigen Mahlereyen einig, die gleichsam schon ihr Glücke gemacht haben, und deren Geschichte der ganzen Welt bekannt ist. Was diejenigen betrifft, von denen man nicht aus einer niemals bestrittnen und ununterbrochnen Sage weis, daß sie ächt sind, so läßt Jedermann nur die seinigen, und die, welche seinen Freunden zugehören, für wahre Originale des Artisten gelten, den man zum Verfasser derselben angiebt. Von den Schildereyen anderer, sonderlich unserer eignen Landsleute, hält man es für ungewiß, ob es wirklich Originalgemählde sind oder nicht. Man beschuldigt einige, daß es blosse Copien, und andere, daß es Pastichen wären. Hierzu kommt noch, daß der menschliche Eigennutz so vielen Vortheil dabey findet, wenn er die Aussprüche einer Kunst ungewiß macht, die sich ohnedieß schon leicht irren kann, wenn sie auch ganz aufrichtig und ehrlich zu Werke geht.

Es ist bekannt, daß verschiedne Mahler mit ihren eignen Werken betrogen worden sind, und manchmal eine Copie für das von ihnen selbst verfertigte Original angesehen haben. Vasari erzählt als Augenzeuge, daß Julius Romanus eine Copie, die Andreas del Sarto von einem Gemählde Raphaels, auf welchem Julius Romanus die Gewänder gemahlt hatte, für das Original selbst gehalten habe. So viel ist gewiß, ob es gleich in

unsern Zeiten weit leichter seyn sollte, die Handschrift eines Mannes zu kennen, als den Pinsel eines Mahlers, so hat man doch täglich Beyspiele, daß sich diejenigen irren, welche sich darauf gelegt haben, Handschriften von einander zu unterscheiden. Immer sind sie in ihren Meynungen getheilt.

Der eigne Umriß, mit welchem jedweder Mensch die Buchstaben des Alphabetes zieht, die Verbindung dieser Charaktere, die Figur der Zeilen, ihr Abstand von einander, den Zwang, den sich im Anfange des Schreibens, mancher eine längere, mancher eine kürzere Zeit anthut, nicht zu eilen, wie es einem doch in der Hitze der Arbeit sehr natürlich ist, welches verursacht, daß die Buchstaben immer weniger vollkommen sind, ie mehr sie sich von den ersten Zeilen entfernen, die Art mit der man die Feder hält: Alles dieses giebt weit mehr Kennzeichen, die Schrift eines Menschen von der andern zu unterscheiden, als man deren hat, wenn man die Pinselstriche eines Mahlers unter allen übrigen kennen will. Da das Schreiben mittelst einer flüchtigen und ununterbrochnen Bewegung aller Gliedmassen der Hand geschieht, so kömmt alles dabey auf die Einrichtung und Gewohnheit an, die man einmal hat. Ein gezwungener Buchstabe erregt sogleich den Verdacht, daß er nachgemacht sey; und man kann es einem Buchstaben leicht ansehen, ob er mit freyer Hand gezogen, oder mühsam nachgezirkelt ist.

Aber so ist es nicht mit Gemählden. Man merkt nicht so gut, ob die Pinselstriche gezwungen sind; man kann es ihnen nicht so leicht ansehen, ob sie der Copist nicht noch einmal übergangen und verbessert hat, um sie den freyern Zügen seines Originales desto ähnlicher zu machen. Ein Mahler hat es in seiner Gewalt, einen Zug mehr als einmal mit dem Pinsel zu überfahren, bis er völlig so ist, wie er seyn soll: Er hat es eben so sehr in seiner Gewalt, als die Alten es hatten, die Figuren ihrer Buchstaben zu verbessern, da man noch auf wächserne Tafeln schrieb. Die Alten aber waren sehr davon überzeugt, daß sich die Handschrift eines Mannes auf solchen Tafeln nachmachen liesse, weil man an den Buchstaben bessern konnte, ohne daß solches nachher zu sehen war. Daher auch nach ihren Gesetzen die Handschriften keinen Beweis vor Gerichte wider Jemand abgaben, wenn sie nicht mit seinem Petschafte untersiegelt waren. Eben darum ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Kunst in Edelsteine zu schneiden, deren sich die Alten zu Petschaften bedienten, bey ihnen zu einer so grossen Vollkommenheit gelangt; weil sich Jedermann befliß, ein ganz sonderbares Petschaft zu haben, das nicht ohne die größte Mühe nachgemacht werden konnte. Von dieser Beflissenheit Petschafte zu haben, die einander so wenig als möglich, gleich sähen, rührt es auch her, daß man auf den antiken geschnittenen Steinen solche sonderbare oder gar wunderliche Figuren, und zu-

weilen selbst den Kopf desjenigen antrifft, der den Stein zu seinem Pitschiere hatte.

Aber ungeachtet aller der Kennzeichen, welche diejenigen haben, so in der Kunst Handschriften zu unterscheiden geübt sind, ist diese Wissenschaft dennoch so unsicher, daß diejenigen Nationen, welche sich das Gesetz machen, lieber einen Verbrecher der Strafe entwischen zu lassen, als einem Unschuldigen Unrecht zu thun, die Vergleichung der Handschriften in peinlichen Rechtshändeln vor Gerichte nicht für einen Beweis annehmen. Ja selbst in denjenigen Ländern, wo sie für einen Beweis gilt, wird sie in den höchsten Gerichten mehr als ein verdächtiger Umstand, denn als ein Beweis angesehen. Was soll man nun von einer Kunst halten, worinnen man als erwiesen voraussetzt, es sey nicht möglich, die Pinselstriche des Raphael und des Poussin so genau nachzumachen, daß man dadurch betrogen werden könne.



Acht-



Acht und zwanzigster Abschnitt.

Von der Zeit, da Gedichte und Gemählde nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden.

Endlich kömmt die Zeit, wo ein Werk von dem Publico nicht mehr nach dem Ausspruche der Kunstverwandten, sondern nach dem Eindrucke, den es macht, geschätzt wird. Diejenigen, so nicht als Künstler von Profession, sondern nach ihrer Empfindung davon urtheilen, entdecken nach und nach einander ihre Meynung, und da sie darinnen alle mit einander einstimmig sind; so verwandelt sich bey Jedem die Meynung in Ueberzeugung. Es kommen neue Meister in der Kunst auf, welche von den Werken, denen man Unrecht gethan hat, unpartheyisch und billig urtheilen; und diese Meister fangen es methodisch an, das Publicum aus den Irrthümern zu bringen, die ihre Vorfahren unter dasselbe ausgestreut hatten. Ueberdieses merkt es die Welt von selbst, daß diejenigen, so ihr etwas bessers versprochen, als das Werk, dem sie seine Vorzüge streitig machten, ihr nicht Wort halten. Anderntheils gehen auch die hartnäckigen Widersprecher mit Tode ab. Folglich wird das Werk nunmehr nach seinem wahren Werthe geschätzt.

Ein solches Schicksal haben bey uns die Opern des Quinault gehabt. Es war unmöglich, dem Publico einzureden, daß es bey der Vorstellung des Theseus und des Atys nicht gerührt würde; aber man brachte es dahin, daß es glaubte, diese Tragödien wären voller groben Fehler, die ihren Grund nicht so wohl in einer fehlerhaften Natur dieser Art von Gedichten, als in des Poeten Mangel an Genie hätte. Man behauptete, es sey leicht, es besser als er zu machen, und man dürfte, wenn man auch etwas Gutes an seinen Werken fände, den Verfasser nicht zu sehr deswegen loben, bey Strafe, für einen mittelmässigen Geist gehalten zu werden. Daher ist es gekommen, daß Quinault eine lange Zeit gefallen hat, ohne daß diejenigen, denen er gefiel, sich unterstanden zu behaupten, er wäre ein vortrefflicher Dichter in seiner Art. Nachdem aber das Publicum durch die Erfahrung in seiner Meynung bestärkt worden ist, hat es sich endlich von dem Zwange, worinnen es so lange gehalten worden war, frey gemacht, und Muth gefaßt, so zu reden, wie es schon längst gedacht hatte. Es sind neue Dichter aufgestanden, die das Publicum ermuntert haben zu sagen, Quinault sey ein vortreffliches Genie in derjenigen Gattung der lyrischen Poesie gewesen, worinnen er arbeitete. La Fontaine und einige andre schöne Geister haben noch mehr dazu geholfen, das Publicum völlig zu überzeugen, daß einige Singspiele des Quinault so vollkommene Gedichte in ihrer Art sind, als sie es nur immer seyn können. Diese

Dich-

Dichter verfertigten selbst einige Opern, welche des Quinault seinen bey weitem nicht gleich kommen. Vor sechzig Jahren wagte es noch Niemand, den Quinault einen vortrefflichen Dichter in seiner Art zu nennen: In unsern Zeiten würde sich Niemand unterstehen, das Gegentheil zu sagen. Unter den unzählichen Opern, die seit seiner Zeit gemacht worden sind, werden keine den guten Opern dieses liebenswürdigen Dichters an die Seite gesetzt, als Thetis und Peleus, Iphigenia, die venetianischen Lustbarkeiten, und das galante Europa.

Wenn man die Geschichte der Dichter, die dem französischen Parnasse Ehre machen, untersuchen will, so wird man keinen finden, der nicht das Glück seiner Werke dem Publico schuldig wäre. Die Kunstrichter haben sich lange Zeit wider einen jeden derselben erklärt. Das Publicum bewunderte den Cid lange, ehe noch jene zugestehen wollten, daß es ein bewundernswürdiges Stück sey. Wie viel boshafte Kritiken und noch elendere Komödien haben die Rivale des Moliere nicht wider ihn verfertigt? Ist auch nur eine einzige Tragödie des Racine zum Vorscheine gekommen, über die man nicht eine Kritik geschrieben hat, worinnen sie bis zu den mittelmässigen Stücken erniedrigt, und Racine zu dem Range eines Pradon und Boyer herab gesetzt wird? Allein Racine hat endlich ebenfalls das Schicksal des Quinault gehabt. Boileaus Prophezeyung von Racinens Trauerspielen

ist ganz in Erfüllung gegangen. Die billigere Nachwelt hat sich seiner angenommen. Und eben so ist es mit den Mahlern. Keiner würde eher, als lange nach seinem Tode, zu seinem verdienten Ruhme gelangen, wenn solches immer in der Gewalt seiner Wetteiferer stünde. Aber zum Glücke sind diese nur einige Zeit lang Herren über sein Schicksal. Das Publicum zieht nach und nach den Proceß in seine Hände, untersucht ihn, und läßt beyden Partheyen Gerechtigkeit wiederfahren.

Aber, könnte man sagen, wenn eine boshafte Kabale wider ein Lustspiel angelegt wird, die es auspfeift, und dadurch macht, daß man es zur Vergessenheit verdammt, wie kann da das Publicum diesem Stücke, von dem man nichts weiter hört, Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Erstlich glaube ich nicht, daß die Kabale ein gutes Stück in die Vergessenheit bringen kann, ob sie gleich im Stande ist, es auszupfeifen. Der Mürrische wurde ausgepfiffen, und doch dadurch nicht in die Vergessenheit gebracht. Zweytens wird das Stücke gedruckt, und bleibt folglich noch immer dem Publico vor Augen. Irgend ein Mann von Einsicht und Geschmacke, der in einem allzu ernsthaften Amte stehet, als daß er durch die üble Aufnahme eines Schauspieles, von der er nicht einmal gehört hat, wider den Werth desselben eingenommen seyn sollte, liest es ohne Vorurtheile, und findet es schön. Er sagt dieses einigen, die seinem Urtheile trauen, sie lesen es ebenfalls, und werden von der Wahrheit

über-

iberzeugt. Darauf erzählen sie andern ihre gemachte Entdeckung, und dieses Stücke, von dem ich annehmen will, es habe durch die Uebermacht gewaltsamer Angriffe zu Boden sinken müssen, kömmt wieder auf das Wasser empor zu schwimmen, um mich des gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen. Dieses ist von hundert möglichen Arten nur Eine, wie ein gutes Schauspiel, dem bey der ersten Vorstellung Unrecht geschehen ist, wieder zu seinem verdienten Ruhme gelangen kann. Aber, es pflegt, wie ich schon gesagt habe, gar nicht zu geschehen, und ich glaube kaum, daß man mir ein einziges französisches Schauspiel anführen könne, welches bey der ersten Vorstellung verworfen, und nachher, wenn sich die Umstände verändert gehabt hätten, mit Beyfall aufgenommen worden wäre. Gegentheils könnte ich unterschiedliche Komödien und Singspiele anführen, die gleich anfangs verworfen worden sind, und eben dasselbe Schicksal noch einmal gehabt haben, wenn man sie zwanzig Jahre nachher wieder auf das Theater gebracht hat. Gleichwohl waren zur Zeit dieses letztern Versuches die Kabalen nicht mehr vorhanden, denen der Verfasser und seine Freunde das erstemal die Schuld von dem unglücklichen Erfolge beymaassen. Das Publicum ist in seinen Urtheilen nicht veränderlich, weil es allemal richtig urtheilt. Wenn ein Stücke bey der ersten Vorstellung für mittelmässig von ihm erklärt worden ist, so wird es gewiß zum zweytenmale wieder dafür erklärt. Fragt man mich, wie viel Zeit das Publicum nöthig habe, ein Werk

recht kennen zu lernen, und sein Urtheil über einen Künstler reif werden zu lassen: So antworte ich: Die Dauer dieser Zeit der Ungewißheit kömmt auf zweyerley an: Auf die Natur des Werkes, und auf die Fähigkeit des Publici, vor welches dasselbe gebracht werden soll. Ein theatralisches Stück z. E. wird weit eher nach seinem wahren Werthe geschätzt werden, als ein episches Gedicht. Das Publicum kömmt zusammen, um das erstere zu beurtheilen, und die Personen in dieser Versammlung theilen ihre Gedanken darüber bald einander mit. Ein Mahler, welcher Kuppolen und Gewölber in den Kirchen mahlt, oder andere grosse Gemähhlde verfertigt, die an solchen Orten aufgestellt werden sollen, wo sich oft eine grosse Menge Menschen einzufinden pflegt, wird weit eher für dasjenige erkannt, was er ist, als ein Mahler, der nur Staffeleygemählde mahlt, welche für die Zimmer der Privatpersonen bestimmt sind.



Neun und zwanzigster Abschnitt.

Die Werke der schönen Künste werden in einigen Ländern eher nach ihrem wahren Werthe geschätzt, als in andern.

Da ferner das Publicum in einem Lande nicht so erleuchtet ist als in dem andern; so kann es an manchen Orten von den Künstlern

und

und Kunstrichtern länger im Irrthume gehalten werden, als anderwärts. So wird z. B. ein Gemählde in Rom weit eher nach seinem wahren Werthe geschätzt, als in London oder Paris. Fast allen Römern ist ein sehr empfindliches Gefühl für die Mahlerey angeboren, und zugleich haben sie die beßte Gelegenheit, diesen natürlichen Geschmack zu nähren und vollkommen zu machen, da sie in ihren Kirchen, in den Palästen und fast in allen grossen Häusern, in die einem jedweden ein freyer Eingang erlaubt ist, die vortrefflichsten Werke beschauen können. Die Landessitten und Gebräuche lassen Jedermann noch einen grossen Theil des Tages unbeschäfftigt, selbst die Künstler, welche in andern Ländern zu einer eben so unaufhörlichen Arbeit verdammt sind, als die Töchter des Danaus. Diese Musse, die beständige Gelegenheit schöne Gemählde zu sehen, und vielleicht auch feinere und empfindlichere Organe, als diejenigen, womit die Einwohner kalter und feuchter Länder begabt sind, machen den Geschmack an der Mahlerey so allgemein in Rom, daß es etwas sehr gewöhnliches ist, Schildereyen von Werthe fast in jedem Hause und selbst in den Barbierstuben anzutreffen; wie denn auch die Herren Besitzer dieser letztern einem jedweden, der sich von ihnen bedienen läßt, die Schönheiten derselben mit vieler Emphasis erklären; welches sie aus einer Pflicht thun, die ihnen noch von Horazens Zeiten her obliegt, aus der Pflicht, ihren Kundleuten etwas vorzuschwatzen, damit sie sich die Zeit nicht lang

werden lassen. Ueberhaupt ist unter diesem Volke, wo Jedermann erfindsam, und aufgelegt ist, sich mit seinem Fleisse zu nähren, wenn er nur dabey einer beständigen und regelmässigen Arbeit überhoben seyn kann, eine ganze Nation von Leuten entstanden, die durch den Handel mit Gemählden etwas zu erwerben suchen.

Solchergestalt besteht fast das ganze Publicum in Rom aus Kennern der Mahlerey. Die meisten gehören freylich nur unter die mittelmässigen; allein sie haben doch wenigstens einen Geschmack der Vergleichung, und dieses macht schon, daß sie durch die Urtheile der Artisten von Profession nicht so leicht verführt werden können, als das Publicum in andern Ländern. Ist gleich das Publicum in Rom nicht gelehrt genug, ihre falschen Schlüsse methodisch zu widerlegen, so ist es doch im Stande, die Falschheit derselben einzusehen; und wenn man erst diese eingesehen hat, so sucht man auch belehrt zu werden, wie man selbige widerlegen müsse. Anderntheils werden die Kunstverwandten vorsichtiger, wenn sie merken, daß sie nicht mit Unwissenden zu thun haben. Die Stifter neuer Secten lassen sich es niemals einfallen, aufrichtige Proselyten unter den Theologen machen zu wollen.

Folglich kömmt ein Mahler, der in Rom arbeitet, bald in den Besitz seines verdienten Ruhmes, zumal wenn er ein Italiener ist. Die Italiener,

die

die sich auf ihren Ruhm fast eben so viel zu gute thun, als ehemals die Griechen, sind sehr eifersüchtig auf diejenige Grösse, zu der sich ein Volk durch die Wissenschaften und durch die schönen Künste erhebt. In Ansehung der Wissenschaften müssen die Italiener wohl das zugeben, was Ottieri in seiner Geschichte des spanischen Succeßionskrieges sagt. a) Er will, seine Landesleute sollen die Einwohner der ihnen gegen Norden und Westen liegenden Länder, nachdem dieselben so polis geworden sind, nicht mehr Barbaren nennen, und setzt hinzu: „Obgleich unsere Italiener am Verstande und an „Fähigkeiten andern Nationen nichts nachgeben, „so sind sie doch aus dieser und aus verschiednen „andern Ursachen in Ansehung der schönen Literatur „so weit zurücke gekommen, daß man sie beynahe „verachtet.„ Allein in Ansehung der schönen Künste denken die Italiener nicht so. Gegen das Gemählde eines ausländischen Künstlers maßt sich jeder Italiener die Autorität eines Mahlers an. Dieses geht so weit, daß sie, wenn eine Idee ihrem Erfinder viel Ehre macht, so gar bedauern, daß dieselbe in einem andern Kopfe, als in dem Kopfe eines Italieners ihren Ursprung genommen hat. Einer von meinen Freunden ist selbst ein Zeuge folgender Begebenheit gewesen.

Jedermann weis das unglückliche Schicksal des Belisarius, eines Feldherrn des Kaisers Justinianus, von dem man vorgiebt, er sey, nach vielen

a) Sie kam im Jahre 1728 zu Rom heraus.

mit größtem Glücke und größter Tapferkeit verrichteten Feldzügen, endlich in solche elende Umstände gerathen, daß er auf den Landstrassen habe betteln müssen. Vandyk hat ein grosses Staffelengemählde gemacht, auf welchem dieser unglückliche General als ein Bettler vorgestellt ist, der seine Hand nach den Vorübergehenden ausstreckt. Alle, die ihn bemerken, scheinen vom Mitleiden, welches sich an einem jeden nach seinem Alter und Stande äussert, durchdrungen zu seyn. Besonders aber fällt die Aufmerksamkeit des Zuschauers sogleich auf einen Soldaten, der, wie man aus seiner Stellung und Miene siehet, in sehr tiefen und traurigen Gedanken da stehet, indem er diesen Helden anschauet, der von dem höchsten Posten, den sich ein Soldat zum Ziele seines Bestrebens vorsetzen kann, in das äusserste Elend herabgesunken ist. Es dünkt einen, als hörte man ihn sagen: Vielleicht wird dieses einmal nach vierzig Feldzügen mein Schicksal seyn! Ein vornehmer Engelländer, der dieses Gemählde mit sich nach Rom genommen hatte, zeigte es daselbst dem Karl Maratti. Ewig Schade, brach dieser Mahler mit einer Art aus, mit der man etwas sagt, das einem recht aus dem Innersten des Herzens entwischt, Ewig Schade, daß uns ein Ausländer mit dieser Erfindung zuvorgekommen ist! So gar Leute von dem gemeinen Volke in Rom sind, wie mir von glaubwürdigen Personen erzählt worden ist, gegen die Ehre der französischen Mahler so bitter gesinnt gewesen, daß sie die Kupferstiche zerrissen haben,

welche nach Le Süeur, Le Brün, Mignard, Coypel und einigen andern Mahlern unserer Nation gestochen, und von den Karthäusern daselbst auf der Gallerie ihres Klosters, neben Kupferstiche nach Gemählden italienischer Meister, aufgehangen worden sind. Diese eifersüchtigen Römer waren durch die Vergleichungen, welche man daselbst alle Tage zwischen den französischen und italienischen Künstlern anstellte, eben so sehr aufgebracht, als vor ungefähr achzig Jahren die Schüler des Le Brün durch die Vergleichungen zwischen den Gemählden dieses Mahlers und den Gemählden des Le Süeur in dem kleinen Karthäuserkloster zu Paris. So wie damals die Karthäuser in Paris die Mahlereyen des Le Süeur verschliessen mußten, um sie vor den Beschädigungen in Sicherheit zu setzen, die ihnen bisweilen von Le Brüns Schülern zugefügt wurden; so durften auch die Karthäuser in Rom die Gallerie, auf welcher die Kupferstiche nach Gemählden französischer Mahler befindlich sind, nicht mehr vor Jedermann offen stehen lassen.

Das Vorurtheil der Franzosen ist allemal auf Seiten der Ausländer, wo nicht von Küchensachen oder von einem guten Anstande (bon air) die Rede ist. Ein Franzose hält einen ausländischen Künstler anfangs allemal für geschickter, als einen von seinen eignen Landsleuten, und kömmt, wenn er sich geirret hat, nicht eher als nach vielen angestellten Vergleichungen, aus seinem Irrthume. Es

kostet viel Mühe, ehe er sich entschließt, einen Künstler, der mit ihm in einerley Lande geboren ist, eben so hoch zu schätzen, als einen, der fünfhundert Meilen weit von Frankreich gebürtig ist. Das Vorurtheil der Italiener hingegen ist jedwedem Ausländer, der in den schönen Künsten arbeitet, zuwider. Wenn der Italiener einem Ausländer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so geschieht es gewiß so spät, als möglich. So erkannten die Italiener den **Poussin**, nachdem er erst lange Zeit unter ihnen nicht geachtet worden war, endlich für einen der größten Meister, die iemals den Pinsel geführet haben. Auch dem Genie des **Le Brün** ist Gerechtigkeit bey ihnen wiederfahren. Sie machten ihn bey seinen Lebzeiten zum Vorsteher der Akademie zu S. Luca, und reden noch itzt sehr rühmlich von ihm; wiewohl sie sich immer ein wenig zu viel bey der Schwäche in dem Colorite dieses grossen Mahlers aufhalten, ob es gleich besser ist, als das Colorit vieler grossen Meister aus der römischen Schule. Ueberhaupt können sich die Italiener ihrer Behutsamkeit und die Franzosen ihrer Neigung zu den Ausländern rühmen. Algarotti sagt in der Zueignungsschrift seines Buches über die newtonische Philosophie, welches er dem Herrn von **Fontenelle** zugeeignet hat: „Wenn nicht noch „einige französische Bücher in unsre Sprache über„setzt würden, so bekämen wir in Italien nichts „Neues zu sehen, als etwa eine Sammlung von

„Ver-

„Versen und Chansons; denn mit dergleichen „Dingen sind wir ganz überschwemmet.„ b)

Das Publicum versteht sich in Paris nicht so gut auf die Mahlerey, als in Rom. Die innre Empfindung ist, überhaupt zu reden, bey den Franzosen nicht so lebhaft, als bey den Italienern. Die Verschiedenheit zwischen beyden ist schon merklich, wenn man nur die, so an dem diesseitigen Fusse der Alpen wohnen, mit denen an dem jenseitigen vergleicht; weit grösser aber ist sie zwischen denen, die in Paris, und denen, die zu Rom gebohren sind. Wir schärfen unser natürliches Gefühl für die Mahlerey bey weitem nicht so sehr, als sie. Ueberhaupt zu reden, bekömmt man hier, nicht so leicht als in Rom, einen Geschmack der Vergleichung. Dieser Geschmack bildet sich unvermerkt in uns, und ohne daß man darauf denkt. Wenn wir in der Jugend viel Gemählde sehen, so prägt sich die Idee, das Bild von einer gewissen Anzahl vortrefflicher Gemählde sehr tief in unsere noch zarte Seele ein. Diese Gemählde nun, die einen unstreitigen Rang haben, und von einem entschiedenen Werthe sind, und die uns beständig vor Augen schweben, dienen uns gleichsam zum Maasstabe, mittelst dessen wir richtig bestimmen können, wie weit sich ein neues Werk, welches uns vorgezeigt wird, dem Grade der Vollkommenheit nähert, den andere Mahler erreicht haben, und in welcher Classe

 es

b) Es ist diese Zueignungsschrift vom 24 Januar des Jahres 1736 datirt.

es zu stehen verdient. Die Idee von jenen vortrefflichen Gemählden, die uns gleichsam immer vor Augen sind, thut gewisser maassen eben das, was die Gemählde selbst thun würden, wenn sie neben demjenigen stünden, dessen Werth man untersuchen und bestimmen will. Wenn zwo Mahlereyen neben einander stehen, so fällt der Unterschied, der zwischen der Vortrefflichkeit beyder befindlich ist, einem jedweden in die Augen, dem es nicht an aller Empfindung des Schönen fehlt.

Allein um diesen Geschmack der Vergleichung, vermöge dessen man ein gegenwärtiges Gemählde nach einem abwesenden beurtheilet, zu erlangen, muß man in dem Schoosse der Mahlerey auferzogen seyn. Man muß, und zwar vornämlich in der Jugend, häufige Gelegenheiten gehabt haben, mit einer ruhigen Gemüthsverfassung verschiedene vortreffliche Mahlereyen zu sehen. So nöthig die Freyheit des Geistes demjenigen ist, der selbst ausarbeitet, so nöthig ist sie auch dem, der die ganze Schönheit eines Werkes empfinden soll. Will man ein Gemählde gehörig betrachten, so muß man sich in demjenigen ruhigen Zustande der Seele befinden, der nicht von einer Erschöpfung, sondern von der Heiterkeit des Geistes herkömmt. c)

Wir

c) Phaedri libellos legere si desideras,
Vaces oportet, Eutyche, a negotiis
Vt liber animus sentiat vim carminis.
Phaedr. Prol. L. III.

Wir aber in Frankreich, wir leben in einem beständigen Kreysse von lärmenden Ergötzlichkeiten oder Geschäfften, die uns den ganzen Tag hinnehmen, und keine ruhige Stunde lassen, so daß wir beständig entweder zerstreut oder ermüdet sind. Man kann von uns sagen, was Plinius von den Römern seiner Zeit sagt, die ein wenig mehr beschäfftigt waren, als es ihre Nachkommen heutiges Tages sind, indem er sich über die wenige Aufmerksamkeit beklagt, die sie den prächtigen Bildsäulen schenkten, womit verschiedne öffentliche Spatziergänge geschmückt waren. d) Wir sind unser ganzes Leben hindurch unaufhörlich in unruhige Beschäfftigungen verwickelt, entweder zu einem Vermögen zu kommen, welches hinreichend ist, unsre Bedürfnisse, die keine Gränzen haben, zu befriedigen, oder auch selbiges zu erhalten, da dieses letztere bey uns eben so schwer ist, als das erstere. Die Ergötzlichkeiten, welche bey uns noch lebhafter und häufiger sind, als irgendwo, nehmen uns alle die Zeit hin, die uns noch von den Geschäfften desjenigen Standes übrig bleibt, worein uns entweder unser Schicksal gesetzt hat, oder den wir uns durch unsre eignen unruhigen Bemühungen erstreben. Wie viel Hofleute giebt es nicht, die dreyssig Jahre zu Versailles gelebt haben, und ordentlich

d) Magni negotiorum officiorumque acervi abducunt omnes a contemplatione talium, quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est. *Plin.* Hist. nat. L. XXXVI. c. 5.

des Tages fünf oder sechsmal in dem grossen Apartement gewesen sind, denen man aber dem ohnerachtet noch einbilden könnte, daß die Jünger von Emmahus von Le Brün und die persischen Königinnen zu den Füssen Alexanders von Paul Veronese wären. Das was ich sage, wird meinen Landesleuten nicht schwer zu glauben seyn.

Eben daher kömmt es, daß Le Sueur seines Ruhmes lange vorher würdig war, ehe derselbe ihm zu Theile wurde. Poußin, der heutiges Tages so sehr gerühmt wird, fand wenig Bewunderung bey dem Publico, als er in seiner schönsten Zeit nach Frankreich kam, und daselbst arbeitete. Allein diejenigen, so unpartheyisch sind, und die Wahrheit auf ihrer Seite haben, fangen, wenn es auch etwas spät geschieht, endlich an, einander zu entdecken, sie fassen ein Vertrauen zu einer Meynung, die, wie sie nunmehr sehen, die Meynung der Meisten ist, und widersetzen sich denen, welche zween Künstler von allzuverschiedener Grösse neben einander stellen wollen. Darauf fällt der eine alle Jahre um eine Stufe tiefer, und der andere rückt um eben so viel höher hinauf; bis endlich ein solcher Abstand zwischen ihnen ist, daß das Publicum, welches seinen Irrthum nunmehr einsieht, in Erstaunen darüber geräth, daß diese Künstler in seiner Meynung einmal neben einander gestanden haben. Kömmt es uns heut zu Tage begreiflich vor, wie man einmal zu einer Zeit den Mignard dem Le Brün an die Seite hat setzen können? Vielleicht

wird es uns in zwanzig Jahren eben so sehr wundern, wenn wir darüber nachdenken werden, wenn man in unsern Zeiten mit dem andern in Vergleichung gestellt hat.

Eben so gieng es mit der Schule zu Antwerpen, woselbst das Publicum kein grösserer Kenner der Mahlerey ist, als in Paris. Ehe Vandyk in Engelland gearbeitet hatte, wurde er von den andern Mahlern mit unterschiedlichen Künstlern in Eine Reihe gesetzt, die das betrogene Publicum neben ihm in der Laufbahn zu sehen glaubte. Heutiges Tages aber scheint der Abstand zwischen ihm und seinen damals vermeyntlichen Mitkämpfern unabsehlich zu seyn: Denn der Irrthum hat täglich einen Anhänger verloren, und dagegen die Wahrheit einen gewonnen. Als die Schule des Rubens in ihrem Flore stand, wollten die Dominicaner zu Antwerpen funfzehn grosse geistliche Gemählde haben, das Schiff ihrer Kirche damit auszuschmücken. Vandyk, der mit der zugestandnen Belohnung zufrieden war, erbot sich, sie alle zu verfertigen. Allein die andern Mahler wußten diese guten Väter unvermerkt überreden zu lassen, daß sie diese Arbeit unter zwölf Schüler des Rubens vertheilten, die ohngefähr von gleicher Geschicklichkeit mit ihm zu seyn schienen. Man hatte diesen Vätern unter der Hand beybringen lassen, daß die ganze Reihe dieser Gemählde um so viel merkwürdiger werden müßte, wenn sie von verschiednen Händen wären, da überdieses auch die Nacheiferung jedweden Mahler an-

spornen würde, in einem Werke, welches auf immer mit den Werken seiner Rivale in Vergleichung gestellt werden sollte, sich selbst zu übertreffen. Vandyk bekam also von diesen funfzehn Gemählden nur zwey zu machen, nämlich die Geisselung und die Kreuztragung. Heutiges Tages denkt das Publicum nicht anders als mit Unwillen an diejenigen, die man damals dem Vandyk an die Seite setzte.

Da wir in Frankreich mehr vortreffliche Poeten als grosse Mahler gehabt haben; so hat sich unser natürlicher Geschmack zur Poesie mehr ausbilden können, als der Geschmack für die Mahlerey. Sind die schönsten Gemählde in Paris fast alle an solchen Orten verschlossen, wohin das Publicum keinen freyen Zutritt hat, so stehen hingegen unsere Schaubühnen Jedermann offen; und ohne den Vorwurf befürchten zu dürfen, daß man sich durch Nationalvorurtheile, die beynahe so gefährlich sind, als der Sectengeist, verblenden lasse, kann man von unsern Schaubühnen sagen, daß die besten theatralischen Stücke, die seit Wiederherstellung der Künste gemacht worden sind, auf denselben aufgeführt werden. Die Ausländer nehmen die Komödien und Trauerspiele der andern Nationen nicht mit eben dem Eifer, nicht mit eben der Hochachtung gegen ihre Verfasser auf, mit der sie die unsrigen aufnehmen. Unsre Tragödien werden von den Ausländern übersetzt; hingegen der andern Nationen ihre werden blos nachgeahmt. Die meisten jungen Leute besuchen in Frankreich die Schaubühnen,

und daher behalten sie, ohne daß sie es selbst wissen, eine grosse Menge von Vergleichungsstücken, die ihnen gleichsam zu Probiersteinen anderer dienen, im Gedächtnisse. Die Frauenzimmer besuchen bey uns die Schauspiele mit eben der Freyheit, als die Mannspersonen, und in Gesellschaften wird oft von der Poesie, sonderlich aber von der dramatischen gesprochen. Folglich versteht das Publicum so viel davon, daß es schlechten Stücken sehr hurtig Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die guten gegen alle Kabalen schützen kann.

Mit der Gerechtigkeit, die das Publicum Werken, die ihm durch den Druck bekannt werden, wiederfahren läßt, kann es sich wohl einige Monathe verziehen; das Schicksal derjenigen aber, die auf der Schaubühne erscheinen, wird weit eher entschieden. Es müßte gar keine menschliche Gewißheit geben, wenn einige hundert Personen, die einander ihre Empfindungen sagen, glauben könnten, sie wären gerührt, wenn sie es nicht sind; oder gerührt seyn könnten, ohne daß man ihnen einen wirklich rührenden Gegenstand vorgelegt hätte. Jedoch ist es wahr, das Publicum kann den Unterscheid zwischen dem Guten und dem ganz Vortrefflichen nicht so bald spüren. Daher lobt es ein Stück, wie das Trauerspiel Phädra, nicht gleich anfangs so sehr, als es dasselbe verdient. Es sieht den ganzen Werth eines solchen Werkes nicht eher ein, als bis es dasselbe zu verschiednen malen gesehen hat, und kann ihm den verdienten Vorrang nicht eher geben, als

bis es das darüber empfundene Vergnügen eine Zeitlang mit demjenigen verglichen hat, das es an Werken findet, die schon durch einen langwierigen Beyfall gleichsam geheiligt worden sind.



Dreyßigster Abschnitt.

Worinnen der Einwurf gemacht wird, daß das Publicum bisweilen gute Stücke zu verwerfen geschienen, und hingegen schlechte gelobt hat; nebst einer Beantwortung dieses Einwurfes.

Man wird mir dagegen einwenden, daß manchmal ein elendes Possenspiel, worinnen Thalia gemißhandelt ist, das Publicum eine lange Zeit ergötzt, und bey der zwanzigsten Vorstellung noch Zuschauer an sich lockt. Allein das Publicum, welches diesen Possenspielen nachläuft, so lange sie noch neu sind, wird selbst antworten, daß es sich gar nicht betrügen lasse, sondern gar wohl wisse, wie wenig dieses Lakayenkomische werth sey. Es wird auf der Stelle selbst zur Antwort geben, daß es zwischen dergleichen Stücken und zwischen dem Misanthropen einen unendlichen Unterscheid mache, und blos hineingehe, um

um etwann einen Acteur zu sehen, der eine sonderbare Rolle sehr glücklich spielt, oder auch einen Auftritt, der eine Anspielung auf eine ganz neuerliche Begebenheit enthält, die eben itzt viel Redens verursacht. Daher, so bald solche Stücke den Werth der Neuheit verloren haben, so bald die Umstände, die ihnen eine gewisse Aufmerksamkeit zugezogen, vorbey sind, so werden sie von dem Publico vergessen, und die Acteurs selbst, von denen sie gespielt wurden, erinnern sich ihrer nicht mehr, zum Beweise, daß sie ihren ehemaligen Beyfall mehr der Geschicklichkeit der Schauspieler als ihrem eignen Werthe zu danken hatten. a)

Allein, wird man noch hinzu setzen, mit dem Beyfalle des Misanthropen war es eine Zeitlang sehr ungewiß. Pradons Phädra, die heutiges Tages von dem Publico so sehr verachtet wird, ja, die völlig in Vergessenheit gekommen ist, fand anfangs eben so viel Beyfall, als Racinens Phädra. Pradon hatte eine Zeitlang eben so viel Zuschauer, als Racine. Kurz, diese beyden Trauerspiele, die in einem Monathe zugleich auf die Schaubühne kamen, kämpften verschiedene Tage lang mit einander, ehe die vortreffliche über die schlechte den Sieg erhielt.

Obgleich der Misanthrop vielleicht das vortrefflichste Lustspiel ist, welches wir bis itzt noch haben,

a) - - Olim cum steterit noua
Actoris opera magis stetisse quam sua.
Prol. Phorm. Ter.

ben, so darf man sichs doch nicht wundern lassen, daß das Publicum einige Tage anstand, ihn für vortrefflich zu halten, und daß sich die allgemeine Stimme nicht eher, als nach acht oder zehn Vorstellungen dafür erklärte; wenn man nur alle Umstände überlegen will, unter denen er zuerst auf die Schaubühne kam. Niemand kannte damals noch das edle Komische, welches wahre, dennoch aber von einander unterschiedene Charaktere auf eine solche Art zu Einer Handlung mit einander verbindet, daß lustige Begebenheiten daraus entspringen, obgleich die Personen nicht die Absicht haben, kurzweilig zu seyn. Bis dahin hatte man gleichsam das Publicum noch nicht durch natürliche Gesichtsbildungen zum Lachen gebracht. Weil es nun von langen Zeiten her daran gewöhnt war, nichts anders, als ein Komisches, welches ins Plumpe und Ungeheure fiel, niedrige oder romanhafte Begebenheiten, buntscheckige und groteske Lustigmacher auf der Bühne zu sehen; so kam es ihm ganz fremd vor, daß eine Muse auftrat, die ihren Personen keine poßierlichen Masken gab, und dennoch vortreffliche Personen für das Lustspiel aus ihnen zu machen wußte. Zu gleicher Zeit betheuerten die Rivale des **Moliere**, bey ihrer Einsicht in alles Theatralische, daß diese neue Gattung von Komödien nichts taugte. Daher schwankte das Publicum einige Tage lang zwischen beyden Seiten. Es wußte nicht, ob es Unrecht gehabt hatte, da es den **Don Japhet von Armenien** für Stücke von gutem Geschmacke hielt, oder ob es Unrecht hätte, wenn es glaubte, der **Mis**

santhrop

santhrop sey im guten Geschmacke geschrieben. Allein nach einer gewissen Anzahl Vorstellungen sah man ein, daß diejenige Komödie, welche die Sitten mahlte und Sitten lehrte, die beßte sey; die eifersüchtigen Poeten, Leute, deren Urtheilen über die Werke anderer Virtuosen man eben so wenig trauen darf, als einem Frauenzimmer, wenn es über die Schönheit eines andern urtheilt, diese eifersüchtigen Poeten mogten sagen, was sie wollten, man ließ sie reden, und bewunderte sehr bald diese neue Art von Komödien.

Leute von einem vorzüglichen Geschmacke, welche, wie schon gesagt worden ist, beßre Einsichten haben, als andere, sahen gleich anfangs im voraus, was das Publicum in kurzem thun würde. Es ist bekannt, was für Lobsprüche der Herzog von **Montausier** dem **Misanthropen** gleich nach der ersten Vorstellung gab. **Boileau**, nachdem er ihn das drittemal hatte aufführen sehen, sagte zu dem **Racine**, dem die Gefahr, welche **Molierens** Ruhm dabey zu laufen schien, eben nicht unangenehm war, dieses Lustspiel würde in kurzer Zeit einen ganz ausserordentlichen Beyfall finden. Das Publicum machte diese Prophezeyung des Verfassers der **Poetik** sehr bald wahr, und die Franzosen halten nun schon seit langer Zeit den **Misanthropen** für die Ehre ihres komischen Theaters. Er ist dasjenige Lustspiel, welches unsere Nachbarn mit einem vorzüglichen Wohlgefallen aufgenommen haben.

Was Pradons Phädra betrifft, so weis man noch gar wohl, daß eine Kabale gemacht wurde, Pradons Phädra zu heben, und Racinens zu unterdrücken; eine Kabale, die aus verschiednen andern bestand, worein sich Personen eingelassen hatten, die durch ihren Geist eben so sehr, als durch ihren Rang über andre erhoben waren. Der Plan zu der Verschwörung des Marchese von Bedmar gegen die Republik Venedig ist nicht mit größrer Kunst angelegt, oder mit grösserm Eifer betrieben worden. Und was war der Erfolg davon? Der, daß einige Leute mehr in Pradons Trauerspiel giengen, als deren sonst hinein gekommen seyn würden, blos um zu sehen, wie der Nebenbuhler des Racine ein Subject bearbeitet hätte, welches auch von diesem geistreichen Dichter bearbeitet worden war. Allein diese so berühmte Kabale konnte das Publicum nicht verhindern, Racinens Phädre nach der vierten Vorstellung zu bewundern. Als beyde Tragödien, in Ansehung des Beyfalles, einander die Wage zu halten schienen, wenn man nach der Anzahl der Personen schliessen wollte, die in den Palast Guenegaud und in den Palast Bourgogne giengen, so ward man doch gewahr, daß es nicht an dem wäre, so bald man das Urtheil derjenigen hörte, welche aus diesen zween Palästen kamen, in denen damals zwo verschiedene Gesellschaften spielten. Nach Verfliessung eines Monathes verschwand dieser Schatten von Gleichheit, und der Palast Guenegaud, in welchem Pradons Tragödie gespielt wurde, blieb leer. Boileaus Verse

auf

auf den Beyfall, mit welchem der Cid aufgenommen wurde, sind bekannt:

b) En vain contre le Cid un Ministre se ligue:
Tout Paris pour Chimene a les yeux de Rodrigue.

Ich habe schon auch die Opern des Quinault angeführt, und alles dieses ist, deucht mich, hinreichend, diejenigen von unsern dramatischen Dichtern, deren Werke keinen glücklichen Erfolg gehabt haben, wenigstens in ihrem Herzen zu überzeugen, daß das Publicum blos die schlechten Werke verwirft. Wenn sich der Vers des Juvenal: Beneide den Dichter nicht, der sich von dem Theater nährt, c) auf sie deuten läßt, so hat dieses seine andern Ursachen, die nicht hieher gehören.

Es liesse sich noch der Einwurf machen, daß die Griechen und die Römer oftmals ungerechte Urtheile über ihre Schauspiele fällten, Urtheile die nachher von ihnen selbst für ungültig erklärt wurden. Martial sagt, die Athenienser hätten den Lustspielen Menanders oftmals den Preis nicht zuerkannt. d) Gellius e) beweist mit Stellen aus verschiedenen Scribenten, daß von hundert Komödien des Menanders nicht mehr als acht so

b) Umsonst verschwört sich wider den Cid ein grosser Minister:
Ganz Paris sieht Chimenen mit Roderichs Augen an.

c) Haud tamen inuideas Vati, quem pulpita pascunt.

d) Rara coronato plausere theatra Menandro.

e) Gell. Lib. XVII, c. 4.

glücklich waren, den Preis davon zu tragen, den derjenige bekam, welcher das beßte Schauspiel unter denen, die bey gewissen Feyerlichkeiten aufgeführt wurden, verfertigt hatte. Ferner benachrichtiget uns Gellius, daß Euripides, welcher fünf und siebenzig Trauerspiele schrieb, nicht mehr als fünfmal gekrönt worden sey. Als Terenzens Hecyra die erstenmale aufgeführt wurde, war das Publicum so unzufrieden damit, daß es die Schauspieler nicht damit zu Ende kommen ließ.

Ich antworte: Gellius und Martial sagen nicht, daß die Trauerspiele des Euripides oder Menanders Komödien für schlecht erklärt worden wären, sondern nur, daß andere Stücke mehr Beyfall gefunden hätten. Wären diese gekrönten Stücke noch vorhanden, so würde man vielleicht hinter die Ursache kommen, welche die Zuschauer bewog, ihnen den Vorzug zu geben. Vielleicht könnte man gar überzeugt werden, daß das Publicum richtig geurtheilt hätte. Obgleich Rotrou dem grossen Corneille überhaupt bey weiten nicht gleich kömmt, so sind doch verschiedne von Corneillens Trauerspielen, (wiewohl ich es nicht wage, die Zahl derselben anzugeben,) die selbst durch den Ausspruch unpartheyischer Richter den Vorpreis gegen den Wenzeslaus des Rotrou verlieren würden. Kann nun nicht ebenfalls auf diese Weise Philemon, dessen Stücke den Preis oft über Menanders Komödien davon trugen, unterschiedliche Schauspiele verfertigt haben, die den Vorzug vor gewissen Stücken

des

des **Menanders** verdienten; ob dieser gleich einige gemacht hatte, welche alle Lustspiele des **Philemons** übertrafen? **Quintilian** sagt uns, die Athenienser hätten blos darinnen Unrecht gehabt, daß sie den **Philemon** allzuoft dem **Menander** vorzogen. Sie würden Recht gehabt haben wenn sie es hätten dabey bewenden lassen, dem **Philemon** die zweyte Stelle einzuräumen. Er verdiente, nach Jedermanns Urtheile, unmittelbar auf den **Menander** zu folgen. f) Apulejus redet von ihm, als von einem Poeten, der sehr grosse Talente hatte, und sich besonders durch die vortreffliche Sittenlehre anpries, die in seinen Komödien herrschte. Er rühmt an ihm, daß er an guten Sittensprüchen reich gewesen, daß er wenig Verführungen in seine Stücke gebracht, und der Liebe ihren Rang unter den Schwachheiten angewiesen habe. g) Hatten die Athenienser nicht das Recht, bey Austheilung der Preise auch auf die Sittenlehre ihrer komischen Dichter zu sehen?

Was den **Euripides** betrifft, so sind die besten dramatischen Dichter Griechenlandes seine Zeitgenossen, und vermuthlich waren es ihre Stücke, die den Preis gegen die seinigen gewannen. Man thut

 also

f) Philemon qui vt prauis sui temporis judiciis Menandro saepe praelatus est, ita consensu omnium meruit credi secundus. *Quint.* Inst. L. X.

g) Sententiae vitae congruentes. Rarae apud illum corruptelae, et vti errores concessi amores.

also Unrecht, wenn man den Euripides und Menander an die Spitze derjenigen dramatischen Dichter, gegen deren Werke das Publicum eine offenbare Verachtung an den Tag legt, setzen will, um diejenigen von unsern Poeten, denen solches wiederfährt, durch das Vorgeben zu trösten, daß sie mit jenen einerley Schicksal hätten.

Ich habe noch einen Grund, den mir gemachten Einwurf damit zu widerlegen. Unsere Schaubühne ist ein Richterstul, mit dem das Theater der Alten nicht verglichen werden kann. Weil die Theater der Alten sehr groß waren, und sich Jedermann daselbst einfand, ohne dafür zu bezahlen, so wurde aus der Versammlung eigentlich ein unordentlicher Haufe von Leuten, die nichts weniger als aufmerksam, und daher immer geneigt waren, diejenigen zu stören, die etwa noch aufmerksam hätten seyn können. Horaz sagt, die durch die Wälder tobenden Winde und das Brausen des Meeres selbst machten kein lauteres Getöse, als diese lärmenden Versammlungen. Welcher Schauspieler, sagt er, hat eine Stimme, die stark genug schallte, daß man sie vor diesem Tumulte hören könnte? h) Die Bürger von der niedrigsten Classe, denen die Zeit lang wurde, weil sie sich nicht damit beschäfftigten, auf den

h) Nam quae peruincere voces
Eualuere sonum, referunt quem nostra theatra
Garganum mugire nemus putes, aut mare Tuscum
Tanto cum strepitu ludi spectantur.
Hor. Epist. I. Lib. II.

den Gang der Fabel Achtung zu geben, verlangten manchmal schon bey dem dritten Aufzuge mit lautem Geschreye diejenigen Belustigungen, die mehr nach ihrem Geschmacke waren, und sie begegneten denen mit der trotzigsten Grobheit, welche wollten, daß die Acteurs fortspielen sollten. Die Beschreibung eines solchen Lärmens kann man in dem Verfolge der angeführten Stelle aus dem Horaz und dem Prologus zu der Hecyra lesen, deren Vorstellung durch dergleichen Ausgelassenheiten des Volkes zweymal unterbrochen wurde. Man hatte zwar Obrigkeiten gesetzt, die solchen Unordnungen steuern sollten, allein wie es bey weit wichtigern Dingen zu gehen pflegt, so war es auch hierinnen schon ein altes Herkommen, daß sie ihre Pflicht nicht beobachteten. Unter der Regierung des Tiberius, desjenigen Kaisers, der sich mehr als alle andern Gehorsam zu verschaffen wußte, wurden einige von den obersten Befehlshabern seiner Leibwache auf dem Theater theils getödtet, theils verwundet, indem sie der Unordnung wehren wollten; und die ganze Strafe dafür war die, daß der Senat den Prätoren Erlaubniß gab, die Urheber solcher Tumulte zu verbannen. Die Kaiser, so sich bey dem Volke beliebt machen wollten, liessen so gar die Soldatenwache weg, welche noch bisweilen auf das Theater gestellt worden war. Unsere Schaubühnen sind dergleichen Stürmen nicht unterworfen. Stille und Ordnung sind bey unsern Schauspielen so groß, daß es sehr zu verwundern ist, wie man selbige, unter einer so lebhaften Nation als die unsrige, bey Versammlungen hat einführen

können, in die man zu seinem Vergnügen kömmt, und wobey ein Theil der Bürger bewaffnet und der andre unbewaffnet erscheinet. Man hört darinnen schlechte Stücken, und bisweilen auch Schauspieler, die um nichts besser sind, ganz ruhig an.

Das Publicum versammelt sich bey uns nicht, wie solches bey den Alten geschahe, um Gedichte zu beurtheilen, die nicht dramatisch sind. Daher können die Kunstrichter zu der guten oder übeln Aufnahme aller der Gedichte, die bloß durch den Druck bekannt werden, weit mehr beytragen. Sie können die schönen Stellen erheben, und die schlechten entschuldigen; so wie sie gegentheils die Schönheit der vortrefflichsten ganz herab zu setzen im Stande sind, wenn sie dieselben entweder für gestohlnes Gut ausgeben, oder sie mit Versen eben desselben Inhaltes aus andern Poeten in Vergleichung stellen. Wenn nun dem Publico einmal ein Vorurtheil für oder wider das Ganze eines solchen Gedichtes beygebracht worden ist, so kann man ihm dasselbe nicht in einigen wenigen Tagen wieder benehmen. Es gehört Zeit dazu, ehe die Unpartheyischen einander innen werden, und sich durch die Autorität der grössern Anzahl in ihrem Urtheile bestärken. Der beßte Beweis von der Vortrefflichkeit eines Gedichtes ist, daß es häufige Leser findet, und daß alle diejenigen, so es gelesen haben, mit einer gewissen Hitze davon sprechen, selbst die, welche es blos tadeln wollen.

Ich setze die Zeit, da ein neues Gedicht, wofern es ein schönes Werk ist, im Ganzen richtig beurtheilt wird, heutiges Tages ungefähr zwey Jahre nach der ersten Ausgabe desselben in den Druck. Ist es schlecht, so nimmt das Publicum keinen so langen Anstand, um es zu verdammen; die Kunstrichter mögen auch noch so viel Mühe anwenden ihm Beyfall zu verschaffen. Als Chapelains Mädchen von Orleans erschien, so hatte es den Beyfall der gelehrten Ausländer und Franzosen auf seiner Seite. Es war durch die Belohnungen der Grossen schon gekrönt, und die Welt, welche durch alles dieses im voraus dafür eingenommen war, erwartete es mit dem Weyhrauche in der Hand. Allein kaum hatte das Publicum die Pucelle gelesen, so legte es sein Vorurtheil ganz ab, und verachtete sie so gar, ehe es noch von einem Kunstrichter belehrt worden war, weswegen sie Verachtung verdiente. Der allzufrühe Ruhm dieses Gedichtes half ihm zu nichts, als daß das Urtheil darüber von dem Publico desto geschwinder ausgefertigt wurde. Jedweder, der einen andern darüber fragte, hörte aus der Antwort, daß dieser, eben so wie er selbst, beym Lesen desselben gejähnt hatte, und so veralterte das Mädchen von Orleans gleich in seiner Wiege.





Ein und dreyßigster Abschnitt.

Der Ausspruch des Publici wird nicht zurückegenommen, sondern er erlangt von Tage zu Tage mehr Kraft und Festigkeit.

Das Urtheil des Publici wird immer gültiger. Die Pucelle geräth täglich mehr in Verachtung, und die Ehre, die man dem Polyeukt, der Phädra, dem Misanthropen und der Poetik wiederfahren läßt, wird alle Tage grösser. Der Ruhm eines Dichters kann bey seinen Lebzeiten nicht zu seiner ganzen Höhe steigen. Ein Autor, der dreyßig Jahre alt ist, wenn er seine guten Werke herausgiebt, kann nicht so lange Zeit leben, als das Publicum nöthig hat, einzusehen, daß dieselben nicht nur unter die vortrefflichen, sondern gar unter diejenigen Werke der Griechen und Römer gehören, welche von denen, die sie verstanden haben, zu allen Zeiten gepriesen worden sind. So lange das Publicum die Werke eines neuern Autors noch nicht in diese Classe gesetzt hat, so lange kann sein Ruhm immer noch steigen. Das Publicum braucht also nicht mehr als zwey oder drey Jahre, um einzusehen, ob ein Gedicht schön oder mittelmässig sey; allein es muß vielleicht ein

Jahr-

Jahrhundert haben, ehe es den ganzen Werth desselben einsieht, wofern nämlich dieses Gedicht ein Werk vom ersten Range in seiner Gattung ist. Daher setzten die Römer den **tibullischen** und **properzischen** Elegien die **ovidischen** nicht gleich an die Seite. Daher legten sie den **Ennius** nicht gleich aus den Händen, so bald **Virgils** Eklogen und bukolische Gedichte erschienen. Dieses ist der eigentliche Sinn eines Epigramma vom **Martial**, welches die mittelmäßigen Dichter so gern zu ihrem Behufe anführen; wiewohl **Martial** in dem Verse:

a) Ennius est lectus, saluo tibi, Roma Marone.

weiter gar nichts sagen will, ob er es gleich poetisch sagt. Wenn sichs Jemand einfallen ließ zu behaupten, **Martial** habe damit sagen wollen, daß die Römer des **Ennius** Werke eine Zeitlang der **Aeneis** an die Seite gesetzt hätten; so würde dieses um so viel lächerlicher seyn, da in diesem Verse seines Sinngedichtes gerade von demjenigen die Rede ist, was noch bey **Virgils** Lebzeiten in Rom geschah. Jedermann weis aber, daß die **Aeneis** eines von den Werken ist, die erst nach des Verfassers Tode bekannt gemacht worden sind.

Ich mache hier einen Unterscheid zwischen den Vorzügen, die ein Gedicht an und für sich, und denjenigen, die es in Vergleichung mit andern hat. Die erstern bestehen darinnen, daß es gefällt und rührend ist. Die von der zweyten Art aber bestehen

a) Mart. X Epigr. Lib. V.

hen darinnen, daß es eben so rührend oder gar noch rührender ist, als gewisse andere Werke, die schon einen ausgemachten Rang haben; daß es eben so sehr gefällt und interessirt, als diejenigen unter den Werken der Griechen und Römer, die bis an das Ziel gekommen sind, über welches der menschliche Geist, wie man durchgängig glaubt, nicht hinaus gehen kann, weil man noch nichts Vollkommners als ihre Werke gesehen hat.

Die Zeitverwandten eines Verfassers urtheilen sehr gut über die Vorzüge, die ein Werk an und für sich hat; allein sie sind der Gefahr zu irren unterworfen, so bald sie über diejenigen urtheilen wollen, die ihm in Vergleichung mit andern eigen sind, so bald sie ihm seinen Rang unter den übrigen anweisen wollen. Sie fallen alsdenn gar leicht in einen von den beyden Irrthümern, die man begehen kann, wenn man hierinnen einen Ausspruch thun will.

Der erste von diesen Irrthümern ist der, daß man ein Werk gar zu bald den Werken der Alten gleich schätzt. Der zweyte, daß man es denselben weit mehr nachsetzt, als es wirklich verdient. Also begeht bisweilen das Publicum erstlich darinnen einen Irrthum, wenn es sich zur Unzeit der Rechte der Nachkommenschaft anmaßt, und über neue Productionen, von deren Schönheit es, weil sie rühren und gefallen, allzusehr eingenommen ist, den Ausspruch thut, daß sie den geheiligten Werken der

Griechen und Römer beygesetzt zu werden verdienen, und daß die noch lebenden Verfasser dieser Werke auf immer die größten Dichter in ihrer Sprache bleiben werden. In diesen Irrthum fielen die Zeitgenossen des Ronsard und der französischen Plejade, da sie behaupteten, daß niemals ein französischer Dichter etwas beßres machen werde, als diese jüngern Brüder des Prometheus, die kein andres göttliches Feuer ihnen zu Gebote stehen hatten, als dasjenige, welches sie aus den Schriften der Alten stahlen. b)

Ronsard, der glänzendeste Stern dieser Plejade, besaß viel Wissenschaft, aber wenig Genie. Man findet in seinen Versen keine vortreffliche Idee, ja nicht einmal eine glückliche Wendung im Ausdrucke, oder eine edle Figur, die nicht in den Schriften der Griechen oder der Römer anzutreffen wäre. Das Lesen der Alten, die er bewunderte, ohne von ihnen zum Entzücken hingerissen zu werden, erhitzte ihn, und vertrat bey ihm die Stelle der Begeisterung. Weil er aber alles was er Schönes gelesen hat, ohne Bedenken in seinen Versen anbringt, und zwar ohne sich an die Regeln der Wortfügung in unsrer Sprache zu binden, so scheint es, als habe er es aus seiner eignen Erfindung genommen; und darinn besteht sein ganzes Dichterfeuer. Daher scheinen seine Freyheiten im Ausdrucke aus einer starken Begeisterung zu entsprin-

gen,

b) Ronsard, Belleau, Joachim du Bellai, Jodelle, Pontus de Thiart, Dorat, Baif.

gen, und seine Verse, die nach dem Virgil und Homer copirt sind, bekommen hierdurch eine Originalgestalt. Auf diese Weise konnten die Schönheiten, die er in seinen Werken angebracht hat, solchen Lesern gar wohl gefallen, welche die Originale nicht kannten, oder solche abgöttische Verehrer davon waren, daß ihnen die Züge derselben auch noch in den verunstaltesten Copien gefielen. Die Sprache des Ronsard ist zwar auch nicht französisch, allein damals hielt man es für unmöglich, zugleich poetisch und auch correct in unserer Sprache zu schreiben. Ueberdieses sind gesitteten Nationen Gedichte in ihrer Muttersprache eben so nothwendig, als diejenigen Bequemlichkeiten, die durch den erst aufkommenden Luxus erfunden und eingeführt werden. Als aber Ronsard und seine poetischen Zeitgenossen, worunter er der vornehmste war, erschienen, hatten unsere Vorfahren fast gar keine Poesien, die sie mit Vergnügen lesen konnten. Der Umgang mit den Alten, welche durch die Wiederherstellung der Wissenschaften, und durch die in der Mitte des vorhergegangnen Jahrhundertes erfundene Buchdruckerkunst einigen hundert Menschen in die Hände kamen, statt eines einzigen, dem sie sechzig Jahre vorher bekannt gewesen waren, verursachte, daß man der verworrnen Erfindungen unserer alten Romanenschreiber überdrüßig wurde. Daher sahen Ronsards Zeitgenossen seine Gedichte gewisser massen als ein Geschenk des Himmels an. Hätten sie blos gesagt, daß ihnen seine Verse ausserordentlich gefielen, daß

die

die häufig darinnen vorkommenden Mahlereyen, wenn sie gleich nicht regelmässig wären, dennoch sehr viel Reizendes für sie hätten: So würden wir nichts dagegen einzuwenden haben. Allein sie wollten sich, wie es scheint, eines Rechtes anmassen, welches ihnen nicht zukam. Sie rissen die Rechte der Nachwelt an sich, da sie ihn für den größten französischen Dichter ihrer und der zukünftigen Zeiten erklärten.

Seit dem Ronsard sind französische Dichter aufgestanden, welche mehr Genie hatten, als er, und in ihren Productionen auch correct wären. Man hat also aufgehört, den Ronsard zu lesen, und nunmehr beschäfftigt man sich mit den Werken dieser letztern, die mit Rechte weit über den Ronsard gesetzt werden; obgleich diejenigen, so ihn kennen, sich nicht darüber wundern, daß seine Zeitgenossen, ohnerachtet des gothischen Geschmackes, der in seinen Gemählden herrscht, dennoch seine Werke mit Vergnügen gelesen haben. Ich will diese Materie mit einer Anmerkung beschliessen. Ronsards Zeitverwandten irrten sich nicht in ihrem Urtheile über seine und über diejenigen andern Werke, die sie schon in Händen hatten: Sie setzten die Franziade nicht im Ernste über die Aeneis. Eben dieselben Ursachen aber, welche machten, daß sie sich hierinnen nicht irrten, würden sie auch abgehalten haben, der Franziade den Rang über den Cinna und über die Horazier einzuräumen, wenn sie diese Tragödien schon gehabt hätten.

Hier-

Hieraus erhellet, daß man es der Zeit überlassen müsse, den Ausspruch zu thun, was für einen Rang die Dichter unserer Zeit unter denjenigen Scribenten haben sollen, die bey den Gelehrten aller Nationen anzutreffen sind, und welche man die Bibliothek des menschlichen Geschlechtes nennen könnte. Jedes Volk hat zwar eine eigne Sammlung von guten Büchern, die in seiner Landessprache geschrieben sind, aber es giebt auch eine, die alle Nationen mit einander gemein haben. Folglich muß man, so lange bis der Ruhm eines Dichters einige Menschenalter hindurch von Jahre zu Jahre immer höher gestiegen ist, warten, ehe man den Ausspruch thun darf, daß er denjenigen Griechen und Römern an die Seite gesetzt zu werden verdiene, deren Werke man geheiligte Werke zu nennen pflegt, weil sie, wie Quintilian sagt, c) „Denkmäle des Genies sind, die den Beyfall aller „Jahrhunderte haben.„ Bis dahin kann man ihn zwar für einen solchen halten, aber es ist vielleicht nicht weislich gehandelt, wenn man es ganz zuversichtlich behauptet.

Ferner begeht, wie ich schon gesagt habe, das Publicum zuweilen einen andern Fehler, wenn es die Werke seiner Zeitgenossen den Werken der Alten viel weiter nachsetzt, als sie zu stehen verdienen. Wenn das Publicum einmal so viel Poesien in

c) Ingeniorum monumenta, quae saeculis probantur.
Quint. Inst. L. III. c. 9.

in den Händen hat, als es lesen kann, so läßt es neu herauskommenden vortrefflichen Werken allzu schwerlich Gerechtigkeit wiederfahren, und setzt sie ziemlich lange in eine allzugrosse Entfernung hinter jene geheiligten Werke zurücke. Jedweder Leser wird hier alle diejenigen Betrachtungen von selbst hinzudenken, die ich darüber anstellen könnte.

Es giebt gewisse Anzeichen, und von diesen will ich nunmehr reden, aus denen man von Werken, die zu unsern und unsrer Väter Zeiten ans Licht getreten sind, zwar nicht völlig gewiß voraus sagen, aber doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit muthmassen kann, daß die Nachwelt sie den Alten beyzählen werde. Es ist eine günstige Vorbedeutung für dergleichen Werke, wenn ihr Ruhm sich von Jahre zu Jahre vermehrt. Dieses aber geschieht allemal, wenn ihr Verfasser keine Nachfolger bekömmt; zumal wenn er schon längst todt ist, ohne daß seine Stelle ersetzt worden wäre. Nichts beweist deutlicher, daß er in dem Felde, worinnen er arbeitete, keiner von den gewöhnlichen Geistern war, als wenn die Bemühungen derjenigen, die ihm gleich zu kommen streben, vergeblich sind. So geben die sechzig Jahre, welche seit Molierens Tode verflossen sind, ohne daß seine Stelle durch Jemand ersetzt worden ist, seinem Ruhme einen Glanz, den er ein Jahr nach seinem Tode noch nicht haben konnte. Das Publicum hat die besten komischen Dichter, die seit seinem Tode geschrieben haben, nicht in Eine Classe mit ihm gesetzt. Es

hat weder dem Regnard und dem Boursoult, noch den beyden Verfassern des Mürrischen, d) noch einigen andern dramatischen Dichtern, welche Schauspieler waren, diese Ehre angethan, obgleich ihre Stücke, wenn sie gut gespielt wurden, das Publicum belustigten. Selbst diejenigen von unsern Dichtern, welche Gasconier sind, haben sich niemals im Ernste Molieren gleich geschätzt. Der Autor des verheyratheten Philosophen ist nicht über ihn gesetzt worden. Solchergestalt wird der Ruhm des französischen Terenz sich mit jedem Jahre mehren, so lange er keinen Nachfolger seines gleichen bekömmt. Allein, höre ich sagen, ist es schon so gewiß, daß die Nachwelt den Lobsprüchen beystimmen wird, die zu unsern Zeiten denjenigen französischen Dichtern ertheilt worden sind, die man schon im Geiste von der Nachwelt dem Horaz und dem Terenz an die Seite gesetzt sieht?

d) Der Abt de Brüeis und Palaprat.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Der Ruhm derjenigen Dichter, die wir bewundern, wird, ungeachtet aller Kritiken, immer höher steigen.

Das Schicksal, welches Ronsards Schriften gehabt haben, steht für die Werke unsers französischen Dichter nicht zu befürchten:

Denn sie haben mit den Autoren des Alterthumes in einerley Geschmacke geschrieben. Sie haben die Alten nicht so, wie Ronsard und seine Zeitgenossen, sklavisch nachgeahmt, und wie Servilius, nach Horazens Urtheile, die Griechen nachahmte. a) Einer solchen sklavischen Nachahmung der Dichter in fremden Sprachen sind gemeiniglich diejenigen Scribenten zugethan, welche zu der Zeit schreiben, da ihre Nation erst anfängt, sich aus der Barbarey zu reissen. Unsere guten französischen Dichter hingegen haben die Alten so nachgeahmt, wie Horaz und Virgil die Griechen nachahmten, sie richteten sich nämlich, wie diese, nach dem Genie ihrer Sprache, und stellten sich auch eben so die Natur zu ihrem ersten Muster vor. Gute Scribenten entlehnen von andern nichts, als ihre Art, die Natur zu copiren. Die Schreibart des Racine, des Boileau, des La Fontaine, und unserer andern berühmten Landsleute kann niemals so sehr veraltern, daß man einen Ekel vor ihren Werken bekommen sollte; und man wird sie niemals lesen können, ohne von ihren Schönheiten gerührt zu seyn: Denn sie sind natürlich.

In der That scheint mir unsere Sprache seit siebenzig Jahren den Gipfel ihrer Vollkommenheit erstiegen zu haben. Zu D'Ablancourts Zeiten hatte ein Scribent, der sechzig Jahre vorher gedruckt worden war, schon ein sehr altfränkisches

a) - - Nosce secutus
Mutatis tantum numeris.

Ansehen. Allein obgleich seit den Zeiten, da D'Ablancourt schrieb, mehr als achzig Jahre verflossen sind, so kömmt uns seine Schreibart doch noch nicht veraltert vor. Wer gut schreiben will, wird sich allemal den Regeln unterwerfen müssen, die von diesem Verfasser und von seinen ersten Nachfolgern beobachtet worden sind. So bald die Wortfügung in einer Sprache regelmässig geworden ist; so kann keine Veränderung mehr mit ihr vorgehen, welche gegründete Ursachen haben könnte, ausser was etwan einzelne Worte betrifft. Einige Worte veraltern, es werden andere mode, man macht neue, und fängt an, einige anders zu schreiben, um sie in der Aussprache zu mildern. Horaz hat allen Sprachen die Nativität gestellt, indem er von der seinigen sagt: „Viele Wörter sind ge„fallen und werden wieder entstehn, andere, die noch „itzt in Ehren sind, werden in Verfall gerathen, „so bald es der Gebrauch befehlen wird, er, der Rich„ter und die Regel und das Gesetz der Sprachen.„ b) Der Gebrauch ist allezeit Herr über die Worte, nur selten ist er es über die Regeln des Syntaxes. Veralterte Worte aber halten Niemanden ab, einen Autor zu lesen, der in seinen Wortfügungen regelmässig ist, oder doch der Regulmässigkeit ziemlich nahe kömmt. Liest man den Amiot nicht immer noch mit Vergnügen? Die Schreibart der latei-

b) Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus
Quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi.
Hor. A. P.

lateinischen Scribenten des zweyten und folgenden Jahrhunderte kömmt uns, welches ich hier im Vorbeygehn anmerken muß, nicht deswegen um so viel schlechter vor, als der Styl des Livius und seiner Zeitverwandten, weil sich etwa jene neuer Worte bedient, oder sich in ihren Wortfügungen nicht nach den Regeln ihrer Sprachlehre gerichtet hätten. Die Autoren des zweyten und der folgenden Jahrhunderte haben, allgemein zu reden, keine andern Worte gebraucht, als Livius. Auch in der Wortfügung folgen sie einerley Regeln mit ihm, wenigstens fehlt sehr wenig daran, daß dieses nicht im strengsten Verstande wahr wäre. Allein zu ihrer Zeit waren die gezwungnen Versetzungen mode, es war durch den Gebrauch gerechtfertigt, die Worte in einer figürlichen Bedeutung zu nehmen, die sich nicht für sie schickte, indem man sich derselben ohne Rücksicht auf ihre eigentliche Bedeutung bald zu unwitzigen Beywörtern, bald zu Figuren bediente, die mit einem falschen Schimmer glänzen, ohne ein deutliches Bild zu mahlen. Daß es wirklich Wortspiele und gemißbrauchte Metaphorn sind, die z. B. die ungebundene Schreibart des Sidonius Apollinaris verderben, erhellet sehr deutlich daraus, daß die von dem Majorianus und andern um die Zeiten dieses Bischofes lebenden Kaisern gemachten Gesetze unter der Regierung der ersten Kaiser verfaßt zu seyn scheinen; weil die Verfasser derselben wegen der Würdigkeit der Sache gehalten waren, von einem gesetzten und ungekünstelten Style nicht abzuweichen, und folglich nicht

Gefahr liefen, in einen Mißbrauch der Figuren zu fallen, oder nach Witze zu haschen. Allein, wenn gleich die Schreibart verdorben wird, wenn man gleich die Sprache misbraucht, so bewundert man doch immer noch diejenigen Autoren, welche geschrieben haben, als sie noch ihre Reinigkeit und Stärke hatte. Man lobt immer ihre edle Einfalt, wenn man gleich nicht mehr fähig ist, sie nachzuahmen. Denn oft will man es nur deswegen besser machen, weil man fühlt, daß man nicht vermögend ist, es eben so gut zu machen. Schimmernde und zugespitzte Einfälle nehmen oft nur deswegen die Stelle gesunder und nachdrücklicher Gedanken ein, weil es leichter ist, witzig, als rührend und natürlich zu seyn.

Virgil, Horaz, Cicero und Livius wurden mit Bewunderung gelesen, so lange das Latein eine lebendige Sprache blieb; und diejenigen Scribenten, welche fünfhundert Jahre nach ihnen schrieben, zu einer Zeit, da der lateinische Styl schon verdorben war, gaben ihnen noch mehr Lobsprüche, als sie deren zu Augusts Zeiten bekommen hatten. Die Hochachtung gegen die Autoren aus dem Jahrhunderte des Plato hat in Griechenland immer fortgedauert, so sehr sich auch in den spätern Zeiten die Scribenten verschlimmert hatten. Zweytausend Jahre nach ihren Lebzeiten, als man sie so wenig nachahmte, wurden sie doch immer noch bewundert. Ich berufe mich auf diejenigen Griechen, welche nach Eroberung der Stadt Konstan-

tinopel

tinopel von den Türken in unsere Länder kamen, und sie uns erklärten. Die guten Autoren aus dem Jahrhunderte Leons des zehnden, als Machiavell und Guicciardini sind für die heutigen Italiener nicht veraltert. Diese leztern ziehen die Schreibart derselben dem ausgeschmücktesten Style späterer Scribenten vor, weil die italienische Sprache im sechzehenden Jahrhunderte schon völlig regelmässig geworden war.

Also mag nun der Styl unserer guten Autoren aus dem Jahrhunderte Ludwigs XIV entweder beständig der Modestyl, derjenige Styl bleiben, worinnen unsre Dichter und Redner zu arbeiten sich bemühen; oder er mag das Schicksal der unter den zween ersten römischen Kaisern gewöhnlichen Schreibart haben, die unter dem Claudius auszuarten anfieng, von welcher Zeit an sich die schönen Geister die Freyheit nahmen, den übermässigen Gebrauch der Figuren einzuführen, weil sie die Stärke der Gedanken und einen einfältigen Schmuck, wozu sich ihr Genie nicht erheben konnte, durch einen schimmernden Ausdruck ersetzen wollten: So werden doch, es mag nun dieses oder jenes geschehen, meines Erachtens, die grossen Dichter aus Ludwigs des vierzehnden Zeiten wie Virgil und Ariost seyn; unsterblich, ohne zu veralten.

Zweytens bewundern auch unsere Nachbarn die französischen Dichter, die wir schon bewundern,

und führen, eben so gern als wir, diejenigen Verse aus dem Boileau und La Fontaine im Munde, welche zu Sprichwörtern geworden sind. Sie haben sich unsere guten Werke durch Uebersetzungen zu eigen gemacht. Ungeachtet der Eifersucht, die in Ansehung des Witzes zwischen den Nationen fast eben so groß ist, als zwischen einzelnen Personen; so räumen sie doch einigen solchen Uebersetzungen die Oberstelle über die Werke ihrer eignen Landsleute in derselben Gattung ein. Unsere guten Gedichte sind, gleich Homers und Virgils Werken, schon in die allgemeine Bibliothek der Nationen, von der ich schon geredt habe, aufgenommen worden. Es ist in auswärtigen Ländern etwas eben so seltsames, eine Bibliothek ohne einen Moliere anzutreffen, als ohne einen Terenz. Die Italiener, die sich auf alle mögliche Art hüten, uns einigen Anlaß zum Stolze zu geben, vielleicht weil sie glauben, daß ihnen die Sorge der Aufsicht über uns obliege, haben doch den Verdiensten unserer Dichter Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Gleichwie wir in dem sechzehenden Jahrhunderte ihre Poeten bewunderten und übersetzten, so haben sie in dem siebzehenden die unsrigen bewundert und übersetzt. Sie haben die schönsten Stücken unsrer komischen und tragischen Dichter ins Italienische gebracht. Castelli, ein Secretär des Churfürsten von Brandenburg übersetzte Molierens Werke ins Italienische und diese Uebersetzung ist zu verschiednen malen wieder aufgelegt worden. Einige von Molierens Stücken sind so gar nicht nur mehr

als

als einmal Wort für Wort ins Italienische übersetzt worden, sondern man hat ihnen auch die Ehre angethan und geglaubt, sie wären werth, in italienische Komödien umgekleidet und verkleidet zu werden. Es giebt eine italienische Komödie mit dem Titul: Don Pilone, die der Verfasser, Herr Gigli, wie er selbst sagt, aus Molierens Tartüffe genommen hat. c) Ich will hier im Vorbeygehn anmerken, daß Gigli in der Vorrede nichts davon gedenkt, was ich mich einmal in einer Monathsschrift gelesen zu haben erinnere: Der Tartüff wäre ursprünglich ein italienisches Stücke, und Moliere habe es nur nach unserm Theater eingerichtet. Man kann also wohl daran zweifeln. Vielleicht hat der Verfasser der Monathsschrift es blos sagen hören. Die Italiener lachen und weinen bey diesen Stücken weit herzlicher, als bey Vorstellung eines Stückes von ihren eignen Landsleuten. Einige von ihren Dichtern haben sich so gar darüber beklagt. Der Abt Gravina d) in seiner Abhandlung über das Trauerspiel, die er vor fünf und zwanzig Jahren herausgab, sagt, seine Landsleute nähmen ohne Unterschied alle französischen Theaterstücke auf, selbst diejenigen, welche von unserer Nation, nach dem Zeugnisse zween ihrer feinsten Kunstrichter, für fehlerhaft gehalten würden. Er meynt den P. Rapin und den Herrn Dacier, deren Urtheile über die französischen Trauerspiele er im vorhergehenden angeführt hat, und ih-

c) Gedruckt 1711.

d) Im Jahre 1715.

nen um so viel lieber beytritt, da sein Werk vornämlich verfertigt ist, zu zeigen, wie weit die neuern Tragödien von den Alten übertroffen werden. Jedoch ich will die ganze Stelle des Abtes Gravina hier einrücken. Der Leser wird hoffentlich noch nicht vergessen haben, daß er selbst ein Dichter war, und verschiedne Trauerspiele zur Nachahmung der alten verfertigt hatte. „Man höre „gleichwohl, wie strenge diese seit Franciscus I „so polite Nation, durch den Mund zween ihrer „feinsten Kunstrichter, über ihre eignen theatra„lischen Werke urtheilt, und mit was für Un„terscheidung sie von denjenigen redet, die bey uns „blindlings und ohne einigen Unterscheid aufgenom„men, und auf alle Schaubühnen gebracht werden, „nachdem sie noch dazu in der Uebersetzung mehr „falsche Gedanken, einen romanhaftern Styl, und „mehr dergleichen Flittergold bekommen haben, „welches alles sich von der Denkungsart der Per„sonen, von der Fabel, und von den Regeln der „Natur und der Vernunft entfernt.„ Wenn, wie dieser Autor sagt, seine Landsleute falschen Witz und romanhafte Ausdrückungen in unsere Theaterstücke bringen, so trifft dieser Vorwurf nicht uns.

Junge Leute, die eine gute Erziehung gehabt haben, kennen den Boileau, so gut, als den Horaz, und wissen im Haag, in Stockholm, in Kopenhagen, in Pohlen, in Deutschland und selbst in England eben so viel Verse aus dem französischen Dichter auswendig, als aus dem römischen. Man darf in

den Beyfall der Engelländer kein Mistrauen setzen: Und sie loben den Racine; sie bewundern den Corneille, den Boileau, den Moliere, und haben ihnen allen mit dem Virgil und mit dem Cicero einerley Ehre erwiesen, sie haben ihre Werke ins Englische übersetzt. Wenn ein theatralisches Stück in Frankreich mit Beyfall aufgenommen wird, so ist ihm diese Ehre fast so gut als gewiß. Ich glaube nicht einmal, daß die Engländer drey verschiedne Uebersetzungen von Virgils Eklogen haben, und doch haben sie deren so viel von e) Corneillens Horaziern. f)

Ich rede rede hier blos von Uebersetzungen, die man für das ausgiebt, was sie sind; denn oft läugnen die englischen Uebersetzer, daß sie Uebersetzer sind, und wollen ihre Copie für ein Original gehalten wissen. Wie oft hat nicht Dryden, nach dem

e) Eine von Herrn Lower, welche 1656 herauskam, eine von Herrn Cotton, die im Jahre 1671 gedruckt wurde, und eine von der Frau Philips, die von dem Ritter Druham zu Ende gebracht worden, und 1678 im Drucke erschienen ist.

f) Ich habe hier in der Uebersetzung eine Stelle weggelassen, worinnen von einigen Veränderungen Nachricht gegeben wird, die Herr Philips in einer englischen Uebersetzung der Andromache des Racine mit diesem Trauerspiele vorgenommen hat. Da das Original für uns Deutsche eben sowohl ein fremdes Stück ist, als die Uebersetzung desselben; so verliert diese Nachricht für uns das, was sie den Landsleuten des Verfassers interessant machte. D. U.

dem Urtheile seiner eignen Landsleute, die französischen Dichter in denjenigen Werken copirt, die er für seine eignen Erfindungen ausgab? g) Jedoch dergleichen umständliche Nachrichten mögten dem Leser langweilig werden.

Die Deutschen haben viele Werke der guten französischen Dichter in ihrer eignen Landessprache lesen wollen, ob ihnen gleich die Uebersetzungen nicht so nothwendig sind, als andern Nationen, da sie unsere Sprache die Ehre thun, sie sehr häufig zu reden. Ja es ist etwas sehr Gewöhnliches unter ihnen, daß sie einander französisch schreiben; und verschiedene Fürsten bedienen sich unsere Sprache, den Briefwechsel mit ihren Ministern darinnen zu führen, ob sie gleich beyderseits geborne Deutsche sind.

In Holland kann Jedermann, der einige Erziehung gehabt hat, französisch reden. Der Staat bedient sich dieser Sprache bey vielen Gelegenheiten, und besiegelt so gar Acten, die französisch ausgefertigt sind, mit dem grossen Siegel: Dem ohnerachtet haben die Holländer unsere guten Werke übersetzt, vornämlich die dramatischen; sie haben selbige naturalisiren wollen.

Der Graf von Ericeyra, in Ansehung seines Vaterlandes ein würdiger Nachkömmling des Livius hat Boileaus Poetik ins Portugiesische gebracht. Gleichwohl übersetzten unsere Nachbarn ehe-

g) Langbaine in seiner Geschichte der dramatischen Dichter.

ehedem nicht die Trauerspiele des Jodelle und des Garnier. Man sah unter Heinrich dem vierten keine französischen Schauspielergesellschaften, welche Holland, Pohlen, Deutschland, den Norden und einige italienische Staaten durchzogen, um daselbst den Hardi und den Chrétien aufzuführen. Heutiges Tages giebt es dergleichen Gesellschaften, welche sich in auswärtigen Ländern so gar wohnhaft niedergelassen haben.

Der Beyfall unserer Nachbarn, der eben so freywillig und unpartheyisch ist, als nur immer der Beyfall der Nachwelt wird seyn können, scheint mir ein sichrer Bürge dieses letztern zu seyn. Die Lobsprüche, welche Boileau Molieren und Racinen ertheilt hat, werden diesen beyden Dichtern unter unsern Nachkommen eben so viel Bewundrer zuziehen, als sie ihnen unter den Engelländern und Italienern unserer Zeiten mögen zugezogen haben.

Man darf mir nicht dagegen einwenden, unsere Poesien wären in auswärtigen Ländern nur deswegen so berühmt, weil die französische Sprache seit sechzig Jahren unter den Ausländern so sehr im Schwange gienge. Denn diese Nationen selbst sagen uns, daß unsere Poesien und andere Schriften, mehr als irgend etwas, beygetragen haben, die Sprache, darinnen sie geschrieben sind, so allgemein zu machen, daß sie fast die lateinische um das Vorrecht gebracht hat, diejenige zu seyn, welche die Nationen

tionen gleichsam kraft eines stillschweigenden Vertrages zu ihrer gemeinschaftlichen Sprache gewählt haben. Man kann in unsern Zeiten dasjenige von dem Französischen sagen, was Cicero von dem Griechischen sagte: h) „Das Griechische wird fast unter allen Völkern gelesen; das Latein ist nirgends „gewöhnlich, als innerhalb seiner eignen Gränzen, „welche gewißlich nicht groß sind.„ Wenn sich ein deutscher Staatsminister mit einem englischen oder holländischen in Unterhandlungen einläßt, so ist es gar keine Frage mehr, was für einer Sprache sie sich bedienen wollen: Es ist eine nunmehr längst ausgemachte Sache, daß sie französisch reden. Ja es beklagen sich die Ausländer, daß unsere Sprache gewaltsame Eingriffe in die ihrigen thue, indem sie viele von den alten Worten und Redensarten dieser Sprachen durch die ihrigen daraus verdränge. Die Deutschen und die Holländer sagen, ihre Sprache werde durch den bey ihnen so sehr eingerißnen Gebrauch fremder, sonderlich aber französischer Wörter eben so verdorben, wie ehedem das Französische durch die vielen Worte und Redensarten, welche Ronsard aus den gelehrten Sprachen in seine Verse herüber nahm. Der Aufseher, ein Wochenblatt, welches vor dreyßig Jahren in London herauskam, sagt, das Französische habe sich so in die englische Sprache eingeschlichen, daß die Engelländer, wenn vom Kriege die Rede sey, die in ihrer eignen Sprache geschriebnen Nachrichten von

Schlach-

h) Graeca leguntur in omnibus fere gentibus. Latina suis finibus exiguis sane continentur. Cic. pro Archia.

Schlachten und Belagerungen nicht mehr verstünden. Der Abt Gravina führt in seinem Buche über das Trauerspiel eben dergleichen Klagen in Absicht auf das Italienische. Man darf also wirklich unserer Sprache aus den Schriften der grossen Männer unserer Nation das Glück der griechischen und lateinischen prophezeyen; das Glück, eine gelehrte Sprache zu werden, wenn sie auch irgend einmal aussterben sollte.

Allein, dürfte man sagen, könnten nicht vielleicht noch zukünftige Kunstrichter in den Schriften, die wir bewundern, solche grosse Fehler bemerken, daß diese Schriften dadurch bey der Nachwelt in Verachtung kämen?

Ich antworte, die scharfsinnigsten Bemerkungen dieser Art, welche von den spitzfindigsten Köpfen gemacht werden dürften, können den Ruhm unserer Dichter nicht um Einen Grad verringern, weil diese Kritiken, falls sie auch gegründet wären, ihren Gedichten diejenigen Annehmlichkeiten und Reizungen nicht benehmen können, wodurch sie den Vorzug besitzen, allen Lesern zu gefallen. Wenn diese Anmerkungen Fehler wider die Regeln der Dichtkunst betreffen; so wird man dadurch blos hinter die Ursache einer Wirkung kommen, die man schon vorher empfand. Diejenigen, welche den Cid hatten aufführen sehen, ehe die Kritik der französischen Akademie darüber zum Vorscheine kam, merkten die Fehler in diesem Gedichte gar wohl, ob sie gleich

nicht deutlich sagen konnten, worinnen dieselben eigentlich bestünden. Betreffen aber diese Fehler andre Wissenschaften, als etwa die Erdbeschreibung oder die Sternkunde; so wird man es zwar den Kunstrichtern Dank wissen, daß sie dieselben bemerkt haben; aber der Ruhm des Dichters, der sich nicht darauf gründet, daß seine Werke von dergleichen Fehlern gänzlich frey seyn, sondern darauf, daß sie den Leser einnehmen, bleibt dadurch unvermindert. Ich sagte vorhin noch dazu: Falls diese Anmerkungen auch gegründet wären; denn vermuthlich werden gegen eine einzige, welche gegründet ist, hundert andere gemacht werden, die nichts taugen.

Ueber Gedichte, deren Verfasser man persönlich kennt, welche von Sachen handeln, die man selbst mit Augen gesehen hat, oder davon doch die Nachrichten, oder die Dinge, worauf sie zielen, noch ganz im frischen Andenken sind, ist es weit leichter, gegründete Anmerkungen zu machen, als es in künftigen Zeiten seyn kann, wenn alles dieses, das itzt die geringsten Kleinigkeiten in ein helles Licht setzt, durch die Zeit und durch andre Veränderungen, denen die Staaten unterworfen sind, verloschen seyn wird. Gleichwohl wenn man die Kritiken untersucht, die unsern neuern Poeten über Fehler gemacht worden sind, welche sie, dem Vorgeben nach, wider die Physik oder wider die Astronomie begangen haben sollen; so beweisen dieselben oft, nicht daß der Dichter einen Fehler begangen, sondern daß der Kritikus Lust zu tadeln gehabt habe. Hier ist ein Beyspiel.

Boileau

Boileau verfertigte seinen Brief an den Herrn von Guilleragues ohngefähr um das Jahr 1675, zu einer Zeit, da die neuere Naturlehre die Modewissenschaft war; denn die Wissenschaften haben bey uns, eben so wie die Kleidung, ihre Moden. Selbst die Frauenzimmer studirten damals die neuen Lehrgebäude, welche zu Paris von verschiednen Männern in unserer Landessprache vorgetragen wurden. Es läßt sich leicht glauben, daß Moliere, der sein Lustspiel die gelehrten Frauen um das Jahr 1672 verfertigte, und der seinen Heldinnen so oft die Lehrsätze und den Styl der neuern Physik in den Mund legt, diese Ausschweifungen des herrschenden Geschmackes mit seinem Spotte angriff, und eine Thorheit lächerlich machte, welche damals Tag für Tag von unterschiedlichen Leuten begangen wurde. Als Boileau seinen Brief an den Herrn von Guilleragues schrieb, kamen bey solchen physikalischen Unterredungen oft die Sonnenflecken auf das Tapet, vermittelst deren die Astronomen entdeckten, daß sich die Sonne innerhalb ohngefähr sieben und zwanzig Tagen einmal um ihre Axe drehe. Einige von diesen Flecken, welche verschwunden waren, hatten allenthalben, und so gar auf dem Parnasse, viel Redens verursacht. Die witzigen Köpfe hatten in ihren Versen gesagt, die Sonne habe sich dieser Flecken entledigt, um dem Könige, der sie zu seinem Sinnbilde genommen hatte, desto ähnlicher zu werden.

Um diese Zeit nun schrieb Boileau an seinen Freund, und da er ihm auf eine poetische Art das

Geständniß thun wollte, daß er das Studiren der Sittenlehre, ungeachtet des herrschenden Geschmackes, der Physik vorzöge, eine Gesinnung, die sich für einen satyrischen Dichter sehr gut schickte, sagte er, er wolle andern die Streitfragen, womit sich die letztere von diesen Wissenschaften beschäfftigt, auszumachen überlassen. Ein anderer, spricht er, mag untersuchen, ob die Sonne unbeweglich ist, oder sich um ihre Axe dreht. i) Es ist offenbar, daß der Poet hier blos die Frage meynt, ob die Sonne, welche in dem Mittelpunkte unsers Planetensystemes steht, sich um ihre Axe drehe, oder nicht. Schon die blosse Wortfügung dieser Redensart beweist, daß sie keinen andern Sinn haben könne, und er fällt Jedermann sogleich in die Augen. Unterdessen hat es einigen Kunstrichtern beliebt, diesen Vers so zu erklären, als ob darinnen der Verfasser die copernicanische Hypothese, nach welcher sich die Planeten um die Sonne als den Mittelpunkt unsers Weltgebäudes bewegen, der Meynung derer entgegen setzen wollte, die der Sonne eine Bewegung um ihre eigne Axe zuschreiben. Hätte Boileau dieses zu verstehen geben wollen, so hätte er einen Fehler begangen. Die Meynung derer, welche annehmen, daß sich die Sonne um ihre Axe drehe, und die Meynung derer, die zu der Zeit, da das Gegentheil noch nicht aus Wahrnehmungen erwiesen war, behaupteten, die Sonne ruhe unbeweglich in dem Mittelpunkte unsers Planetensystemes, setzen beyde voraus, daß die Sonne, wie

i) Si le Soleil est fixe, ou tourne sur son axe.

wie Copernicus behauptet hat, in dem Mittelpunkte des Weltgebäudes liege. Daher hat Perrault dem Boileau schon vor mehr als dreyßig Jahren den Vorwurf gemacht: k) „Daß eben dieselben, welche behaupteten, die Sonne drehe sich um ihre Axe, „auch der Meynung wären, daß sie in dem Mittelpunkte des Weltgebäudes stehe. Folglich wären „dieses nicht zwo verschiedne Meynungen, wie er „doch in seinen Versen zu sagen schien. Gewiß, „setzt er einige Zeilen nachher noch dazu, gewiß, „es ist kein Ruhm für einen so grossen Poeten, daß „er von den Wissenschaften und Künsten nichts ver„steht, von denen er doch zu reden sich unterfängt.„ Allein das ist nicht Boileaus Fehler, wenn Perrault ihn falsch versteht: Und noch weniger liegt die Schuld an ihm, wenn es andern Kritikern beliebt sich einzubilden, er habe in den oben angezognen Worten das copernicanische System dem ptolemäischen, nach welchem sich die Sonne um die Erde drehen soll, entgegen setzen wollen. Boileau hat sich hundertmal erklärt, er habe blos die Meynung, nach welcher sich die Sonne um die Axe dreht, derjenigen, welche das Widerspiel behauptet, entgegen setzen wollen, und der Vers selbst sagt es so deutlich, daß es gar keiner Erklärung braucht.

Dergleichen Ungerechtigkeiten werden den Ruhm unserer Dichter nicht verringern, weil diejenigen, welche man gegen die Alten begangen hat, ob ihrer gleich eine weit größre Anzahl ist, dennoch

 ihren

k) In der Vorrede zu seiner Apologie für die Frauenzimmer.

ihren Ruhm nicht vermindert haben. Da sie in Sprachen schrieben, welche nunmehr ausgestorben sind, und da viele Dinge, von denen sie reden, heutiges Tages selbst den gelehrtesten Leuten nur einigermaassen bekannt sind: So kann man mit völliger Wahrscheinlichkeit glauben, daß ihre Tadler sehr oft Unrecht haben, selbst bey unterschiedlichen Gelegenheiten, wo man es ihnen nicht erweisen kann.

Also können wir den französischen Scribenten, welche dem Jahrhunderte Ludwigs des Grossen Ehre machen, ohne grosse Verwegenheit das Schicksal des Horaz und des Cicero versprechen; das Schicksal, in allen künftigen Zeitaltern und von allen Nationen mit denjenigen grossen Männern in Eine Reyhe gesetzt zu werden, deren Werke man für die kostbarsten Früchte des menschlichen Geistes hält.



Drey und dreyßigster Abschnitt.

Die Verehrung der guten Autoren des Alterthumes wird beständig fortdauern. Ob es an dem ist, daß wir besser philosophiren, als die Alten.

Aber, läßt sich dagegen einwenden, können nicht selbst diese grossen Männer von ihrem Ansehen verlieren? Könnte nicht in erleuch-

leuchtetern Zeiten, als diejenigen, worinnen sie so sehr bewundert wurden, sich die Verehrung der Alten in blosse Achtung verwandeln? Ist es nicht eine Möglichkeit, daß Virgil das Schicksal des Aristoteles hat? Kann der Iliade nicht eben das wiederfahren, was dem ptolemäischen Weltgebäude wiederfahren ist, welches in unsern Zeiten alle seine Anhänger verloren hat? Unsere Kunstrichter setzen Gedichte und andere Werke auf eine so scharfe Probe, als es noch nie geschehen ist: Sie zergliedern dieselben nach der geometrischen Methode, mittelst deren sich die Fehler, welche den vorigen Kunstrichtern entwischt sind, so leicht entdecken lassen. Die Waffen der alten Kritiker waren nicht so scharf, als die unsrigen. Man schliesse aus dem Zustande, worinnen sich die physikalischen Wissenschaften itzt befinden, um wie viel aufgeklärter unser Zeitalter schon ist, als das Zeitalter des Plato, des August und Leons X. Die Vollkommenheit, zu der wir in der Kunst zu philosophiren gelangt sind, die uns schon auf so viele Entdeckungen in den physikalischen Wissenschaften geholfen hat, ist eine reiche Quelle neuer Einsichten. Diese breiten sich schon über die schönen Wissenschaften aus, und werden die alten Vorurtheile eben sowohl daraus vertreiben, als sie dieselben aus der Naturlehre verjagt haben. Sie theilen sich nach und nach allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft mit, und schon itzt merkt man ein dämmerndes Licht, welches unter allen Ständen und Lebensarten aufzugehen anfängt. Ja vielleicht werden die ausnehmenden Fehler des

Homer und seiner Mitbrüder im Glücke dem nächstkünftigen Menschenalter so stark in die Augen leuchten, daß es sie verachten wird, eben wie ein Mensch, wenn er mit heranwachsendem Alter zu Verstande gekommen ist, die abgeschmackten Mährchen verachtet, woran er in seinen Kinderjahren ein so grosses Wohlgefallen hatte.

Unser Zeitalter kann gelehrter seyn, als die berühmten Jahrhunderte, welche schon verflossen sind: Aber ich läugne, daß der menschliche Geist, überhaupt genommen, in unsern Zeiten scharfsinniger, gesunder und richtiger denken könne, als in jenen Jahrhunderten. Gleichwie die Gelehrtesten nicht allemal den meisten Verstand haben; so ist auch ein gelehrteres Jahrhundert, als andere sind, nicht allemal das vernünftigste. Hier aber kömmt es auf die Vernunft an, weil vom Urtheilen die Rede ist. In allen den Fällen, wo es allgemein bekannte Sachen betrifft, urtheilt niemals ein Mensch besser als der andere, weil er gelehrter ist; sondern weil er von Natur mehr Verstand und Scharfsinn besitzt.

Aus der seit siebenzig Jahren geführten Lebensart der Vornehmen und der Geringern in allen den europäischen Staaten, wo diese Wissenschaften, welche die menschliche Vernunft so sehr verbessern, am stärksten getrieben werden, soll man mir gewiß nicht beweisen, daß die Menschen in diesen Ländern richtiger denken, als man in den vorhergehenden Zeiten dachte, oder daß sie vernünftiger wären, als ihre

Vorfahren. Der Zeitpunkt, in welchen man den Anfang dieser vermeyntlichen Verbesserung des menschlichen Geistes setzt, ist schlecht gewählt. Ich werde mich in keinen ausführlichen Erweis darüber einlassen, da derselbe für die Staaten sowohl, als für jeden Bürger ins besondere nichts weniger als schmeichelhaft seyn würde; und will also weiter nichts sagen, als: Wenn dieser philosophische Geist, der die Menschen so vernünftig oder so vernünftelnd macht, fortfährt, seine Herrschaft noch mehr auszubreiten, als er seit siebenzig Jahren gethan hat, so wird bald aus Europa das werden, was ehedem die Gothen und Vandalen daraus machten. Ich sehe schon im voraus die nothwendigen Künste vernachläßigt, die zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft höchstnützlichen Vorurtheile ausgerottet, und alles Speculativische dem Praktischen vorgezogen. Auf die Erfahrung, die beßte Lehrerinn des menschlichen Geschlechtes, achten wir nicht mehr, und begehen die Thorheit, eben so zu verfahren, als wenn wir die erste Generation wären, welche von der Vernunft Gebrauch zu machen wüßte. Die Sorge für die Nachkommen wird gänzlich bey Seite gesetzt. Aller Aufwand, den unsere Vorfahren in Gebäuden und Hausgeräthe gemacht haben, würde für uns verloren seyn, und wir würden in unsern Wäldern kein Holz mehr zum Bauen, ja nicht einmal zum Einheitzen finden, wenn unsere Vorfahren auf eben die Art aufgeklärt gewesen wären, als wir.

So mögen sich denn, wird es heissen, die Königreiche und Republiken in die Nothwendigkeit setzen, entweder ihre Unterthanen, die ihnen Geld vorstrecken, oder auch dasjenige Volk zu Grunde zu richten, welches diese Staaten durch eine Arbeit unterstützt, die es nicht mehr forttreiben kann, so bald es vollends arm gemacht ist: Jeder Bürger mag so haushalten, als wenn seine Feinde einmal seine Erben seyn sollten; es mag seyn, daß die gegenwärtige Generation gerade so zu Werke geht, als wenn sie der letzte Zweig des menschlichen Geschlechtes seyn würde: es bleibt darum doch wahr, daß wir in den Wissenschaften besser philosophiren, als alle die Generationen, welche vor uns gelebt haben. Sie können uns wohl, so zu reden, in praktischer Vernunft übertroffen haben, wir aber übertreffen sie in der speculativischen. Man schliesse nur aus Vergleichung des Zustandes, worinnen sich heutiges Tages die physikalischen Wissenschaften befinden, mit demjenigen, worinnen sie zu ihren Zeiten waren, auf die Vorzüge, die unser Verstand vor den ihrigen voraus hat.

Ich antworte: Es ist wahr, daß die physikalischen Wissenschaften, die man, so wie auch die grossen Gelehrten, in denselben, nie zu sehr schätzen kann, heutiges Tages zu einer weit grössern Vollkommenheit gelangt sind, als in den Zeiten des Augustus, oder Leons X. Allein dieses kömmt nicht daher, daß wir mehr Richtigkeit des Verstandes besitzen, oder besser philosophiren, als die damals lebenden

Men-

Menschen. Es kömmt nicht daher, daß etwa der menschliche Geist von neuem wiederum frische Kräfte bekommen hätte. Die einzige Ursache von der gegenwärtigen Vollkommenheit der physikalischen Wissenschaften, oder richtiger zu reden, die einzige Ursache, warum dieselben heutiges Tages weniger unvollkommen sind, als sie in den vorigen Zeiten waren, ist die, daß wir mehr Erfahrungen haben, als man damals haben konnte. Die Zeit und der Zufall haben uns zu einer Menge von Entdeckungen verholfen, an denen, wie ich darthun will, das Philosophiren sehr wenig Antheil gehabt hat; und durch diese Entdeckungen ist die Unrichtigkeit vieler philosophischen Sätze ins Licht gesetzt worden, die unsere Vorfahren für Wahrheiten annahmen, weil sie vor den gedachten Entdeckungen das Falsche derselben wahrzunehmen nicht im Stande waren.

Hier ist, wie ich glaube, die völlige Beantwortung der so oft aufgeworfnen Frage: Warum unsere Dichter und Redner die Alten nicht übertreffen sollten, so wie es ausgemacht ist, daß unsere Naturkündiger die alten Physiker übertreffen? Wir haben der Zeit alle die Vortheile zu danken, welche wir in den physikalischen Wissenschaften vor den Alten voraus haben. Sie hat uns unterschiedliche neue Einsichten gegeben, welche die Alten nicht hatten, und daher an deren statt falsche Meynungen annahmen, durch welche sie zu unzähligen Fehlschlüssen verleitet wurden. Allein die Zeit, die uns so viele Vortheile vor den Alten voraus giebt, wird unsern

Kindeskindern eben so viele vor uns voraus geben. Denn schon die Länge der Zeit allein kann machen, daß man in der Naturlehre besser philosophirt, wofern nicht etwa eine so grosse Veränderung mit einem Staate vorgeht, daß dadurch, den Enkeln zum Nachtheile, die Einsichten verloren gehen, welche ihre Vorväter hatten.

Allein, wird man wiederum einwenden, hat nicht das Philosophiren viel dazu beygetragen, die neuen Entdeckungen zu erweitern? Ich gebe es zu, und läugne auch nicht, daß wir richtig philosophiren: Nur läugne ich, daß wir noch richtiger denken, als die Griechen und Römer, und sage, daß sie die wichtigen Wahrheiten, die uns durch den Zufall gleichsam offenbart worden sind, wenigstens eben so gut genutzt haben würden, als wir, wenn sie der Zufall ihnen, wie uns, entdeckt hätte. Meine Vermuthung gründet sich darauf, daß die Alten in allen den Dingen, wovon sie eben so viele Kenntniß hatten, als wir haben, eben so gut philosophirten als wir; darauf, daß wir in keinem Stücke richtiger denken, als sie dachten, ausgenommen da, wo wir, entweder aus der Erfahrung oder aus der Offenbarung, mehr Kenntnisse, als die Alten besitzen; nämlich in den Wissenschaften, die zur Naturlehre und zur Theologie gehören.

Wenn man erweisen wollte, daß wir besser philosophirten, als die Alten, so müßte man darthun, daß wir die Erkenntniß derjenigen Wahrhei-

heiten, welche wir wissen, und die ihnen hingegen unbekannt waren, nicht dem Ohngefähr und zufälliger Weise gehabten Erfahrungen, sondern unserm Philosophiren zu danken hätten. Allein es läßt sich nichts weniger als erweisen, daß man die neuen Entdeckungen Philosophen zu danken habe, welche dieselben etwa durch methodisches Nachgrübeln und vermittelst ihrer so gerühmten Kunst Schlüsse an einander zu ketten ausfindig gemacht hätten. Gerade das Gegentheil. Man kann zeigen, daß diese gleichsam ursprünglichen Erfindungen und Entdeckungen blos durch ungefähre Zufälle an den Tag gekommen sind, und daß wir uns dieselben nur, weil wir später geboren wurden, zu Nutze gemacht haben.

Erstlich wird Niemand etwas dawider einzuwenden haben, wenn ich den Philosophen und Gelehrten, welche methodisch nach den Geheimnissen der Natur forschen, alle diejenigen Erfindungen abspreche, für deren Urheber sie nicht gehalten werden. Ich kann ihnen die Ehre aller der Entdeckungen nicht einräumen, die nicht unter dem Namen eines Gelehrten bekannt worden sind. Da sowohl sie selbst als ihre Freunde schreiben, so wird das Publicum von ihren Entdeckungen benachrichtigt, und erfährt sehr bald, was für einem grossen Manne es auch die allergeringste zu danken hat. Folglich kann ich ihnen die Erfindung der Schleussenpforten, die ohngefähr zweyhundert Jahre alt ist, nicht zugestehen; eine Erfindung, die nicht nur der Hand-

lung ungemein grossen Nutzen schafft, sondern auch Anlaß zu vielen Bemerkungen über die Eigenschaften und den Fall des Wassers gegeben hat. Ich muß ihnen die Erfindung der Wind- und Wassermühlen, wie auch der Uhren mit einer Unruhe und der Uhren mit Gewichten absprechen, die bey allen Arten von Beobachtungen so vieles helfen, da sich vermittelst derselben die Zeit auf das genaueste abmessen läßt. Eben so wenig haben sie das Schießpulver erfunden, welches Gelegenheit zu so vielen Wahrnehmungen über die Natur der Luft gegeben hat. Und so ist es noch mit unterschiedlichen andern Entdeckungen, von denen man nicht gewiß weis, wem sie zuzuschreiben sind, die aber viel beygetragen haben, die Naturwissenschaften vollkommner zu machen.

Zweytens kann ich positive Beweise für meinen Satz anführen. Ich kann zeigen, daß die methodische Untersuchung keinen Antheil an denjenigen vier Entdeckungen gehabt hat, denen der Vorzug, welchen unser Jahrhundert in der Physik über die vorigen Zeiten haben mag, größtentheils zuzuschreiben ist. Man hat diese vier Entdeckungen, nämlich die Kenntniß von der Schwere der Luft, die Magnetnadel, die Buchdruckerkunst und die Ferngläser, der Erfahrung und dem Zufalle zu danken.

Die Buchdruckerkunst, die so vieles zum Wachsthume aller der Wissenschaften beygetragen hat, die

um

um so viel vollkommner werden, ie mehr sich die Kenntnisse in denselben vervielfältigen, wurde in dem funfzehnden Jahrhunderte, und also ungefähr zweyhundert Jahre vorher erfunden, ehe Cartesius, den man für den Vater der neuern Philosophie hält, die Welt mit den Früchten seines tiefen Nachdenkens beschenkt hatte. Man streitet über den ersten Erfinder der Buchdruckerey, a) aber Niemand legt die Ehre dieser Erfindung einem Philosophen bey. Ueberdem lebte dieser Erfinder zu einer Zeit, wo er höchstens diejenige Kunst zu philosophiren wissen konnte, welche man damals in den Schulen lehrte, und die von unsern neuern Philosophen mit so vieler Verachtung angesehen wird.

Die Magnetnadel ist, wie es scheint, seit dem dreyzehnden Jahrhunderte bekannt gewesen. Allein es mag nun Johann Goya, ein Seefahrer von Melfi, oder ein noch älterer den Gebrauch derselben entdeckt haben, so ist er doch immer mit dem Erfinder der Buchdruckerkunst in einerley Umständen gewesen. Zu wie vielen Einsichten hilft nicht den Naturkündigern die Kenntniß, daß der Magnet immer einerley Seite nach dem Nordpole kehret, und daß er die Kraft besitzt, dem Eisen diese Eigenschaft mitzutheilen. Ueberdieses mußte, so bald als die Magnetnadel erfunden war, die Schiffarth nothwendig vollkommner werden, und die Europäer mußten etwas eher oder später die Entdeckungen machen, die sie seit dem Ausgange des funfzehen-

a) Polyd. Virgil. de Inuent. Rer. L. III. c. 7.

zehenden Jahrhundertes wirklich gemacht haben, die aber ohne ein solches Hülfsmittel schlechterdings nicht gemacht werden konnten. Durch die Entdeckung der neuen Welt und anderer vorher unbekannten Länder sind die Kräuterkunde, die Astronomie, die Arzeneykunst, mit einem Worte, alle Wissenschaften der Naturlehre mit vielen neuen Kenntnissen bereichert worden. Geben uns aber wohl die Griechen und Römer in ihren Schriften Ursache zu glauben, daß sie nicht fähig gewesen seyn würden, die neuen Pflanzen, so man ihnen aus Amerika und aus den äussersten Ländern von Asien und Afrika gebracht hätte, unter verschiedne Arten und Gattungen zu bringen, oder die nahe am Südpole befindlichen Sterne nach Gestirnen abzutheilen.

Zu Anfange des siebzehnden Jahrhundertes erfand Jakob Metius von Alcmaer, ohne daß dieses seine Absicht gewesen war, die Sehröhre. Es scheint als habe das Schicksal recht den Vorsatz gehabt, die neuern Philosophen zu demüthigen, da es den Zufall, welcher die Erfindung der Sehröhre veranlaßte, vor der Zeit kommen ließ, welche sie als eine ganz neue Epoche des menschlichen Verstandes angeben. Seit diesen achzig Jahren, da die menschliche Vernunft so richtig und so tiefsinnig denken gelernt hat, ist keine einzige Entdeckung von solcher Wichtigkeit gemacht worden, als die eben angeführten sind. Die Erkenntnißquellen der Physik, welche den Alten verborgen waren, wurden vor

r Zeit eröffnet, da, dem Vorgeben nach, die
Wissenschaften anfiengen, zu der Vollkommenheit
gelangen, die denjenigen, welche sie so weit ge-
racht haben, so viel Ehre macht.

Nach dem Berichte des Cartesius, b) der sich
n der Provinz, wo die Sache geschehen ist, lange
Zeit aufgehalten hat, und sie dreyssig Jahre nach-
her, als sie sich zugetragen hatte, niederschrieb, ist
Jakob Metius, ein ganz ungelehrter Mann, der
Erfinder der Sehröhre. Der Zufall wollte, daß
Jakob Metius die Ehre dieser Erfindung haben
sollte, welche ganz allein mehr zur Vollkommenheit
der Naturkunde beygetragen hat, als alle schulge-
rechten Speculationen der Philosophen; und zwar
mußte ihm diese Ehre vorzüglich vor seinem Vater
und Bruder zu Theile werden, welche beyde grosse
Mathematiker waren. Er erfand sie ohn alles me-
thodische Suchen, und blos von ungefähr, indem
er Brenngläser machte.

Nachdem man die Sehröhre erfunden hatte,
war nichts leichter, als die Vergrösserungsgläser zu
erfinden. Mittelst dieser beyden Instrumente sind
aber, wie man beweisen kann, diejenigen Beobach-
tungen gemacht worden, welche die Sternkunde
und die natürliche Geschichte mit vielen neuen Kennt-
nissen bereichert, und zu weit höherer Vollkommen-
heit gebracht haben, als in der sie sich vor Alters
befanden. Diese Instrumente haben so gar An-
theil

b) Im ersten Kapitel seiner Dioptrik.

theil an vielen Beobachtungen, wobey man sich ihrer nicht bedient, weil man sichs niemals würde haben in den Sinn kommen lassen, manchen Versuch anzustellen, wenn man nicht durch die vorher mittelst dieser Instrumente gemachten Beobachtungen auf den Einfall gekommen wäre, auch mit jenen eine Probe zu wagen.

Die Wirkungen einer solchen Entdeckung vervielfältigen sich erstaunlich. Nachdem die Sternkunde vollkommner dadurch geworden ist, hat diese hinwiederum in andern Wissenschaften Vieles verbessert. Sie hat z. B. der Erdbeschreibung Nutzen geschafft, indem sich durch ihre Hülfe die Grade der Länge eines Ortes gewiß, und fast eben so leicht bestimmen lassen, als man ehedem die Grade der Breite bestimmen konnte. Da die Erfahrung nur mit langsamen Schritten weiter fortgeht, so mußten beynahe achzig Jahre nach Erfindung der Sehröhre verfliessen, ehe das Planisphärium des Observatorii und die Charte von der Erdkugel des Herrn De Lisle ans Licht kamen, die ersten Charten, worauf die vornehmsten Oerter der Erdkugel an ihrer gehörigen Stelle standen. So leicht es auch war, nachdem man die Sehröhre erfunden und Galiläi dieselben zur Beobachtung der Sterne gebraucht hatte, die Breite des westlichen Weltmeeres zu messen, so haben doch alle Erdbeschreiber vor dem Herrn De Lisle in ihren Charten und verschiedne Grade gefehlt. Es sind noch nicht funfzig Jahre, daß dieser grobe Fehler in dem angegebnen Abstan-

de

de bey afrikanischen Küsten von den Küsten des südlichen Amerika, eines seit zweyhundert Jahren entdeckten Landes, verbessert worden ist. So ist es auch nicht viel länger her, daß man dem Oceane, der zwischen Asien und Amerika befindlich ist, und gemeiniglich das Südmeer genannt wird, seine gehörige Breite gegeben hat. Die philosophische Denkungsart, die speculativischen Naturforscher machten keinen Gebrauch von den Erfahrungen. Ein Mann, dessen Profession es war, Landcharten zu verfertigen, kam und bediente sich derselben mit vielem Vortheile. Vielleicht würden die Griechen und Römer sich eher als wir die Ferngläser zu Nutze gemacht haben. Die in ihren Schriften angegebenen Ausmessungen von der Entfernung und Lage der Oerter, die ihnen bekannt waren, berechtigen uns, solches zu muthmassen. Herr De Lisle, der in den neuern Erdbeschreibern mehr Fehler antraf, als diese den alten Schuld gaben, wies, daß sich die Neuern geirrt hätten, da sie die von den Alten angegebne Entfernung zwischen Sicilien und Africa nebst einigen andern geographischen Sätzen für falsch erklärt hatten.

Die letzte von den Entdeckungen, welche so vieles zur Bereicherung der Naturkunde beygetragen haben, ist die von der Schwere der Luft. Diese Entdeckung erspart unsern Philosophen alle die Irrthümer, worein diejenigen fielen, denen sie unbekannt war, weil sie alle Wirkungen derselben dem Abscheue vor dem leeren Raume zuschrieben. Ue-

berdieses hat sie zur Erfindung der Barometer und aller der andern Werkzeuge oder Maschinen Gelegenheit gegeben, die vermöge der Schwere der Luft ihre Wirkung thun, und wodurch so viele physikalische Wahrheiten ins Licht gesetzt worden sind.

Der berühmte Galläi c) hatte zwar bemerkt, daß das Wasser in den Röhren der Pumpen zwey und dreyssig Schuhe hoch stieg; allein er schrieb dieses Steigen des Wassers, welches gerade das Widerspiel von der Bewegung schwerer Körper ist, dem Abscheue der Natur vor dem leeren Raume zu, wie seine Vorgänger gethan hatten, und wie, ohne die zufällige Entdeckung, von der ich nun reden will, unsre Philosophen noch thun würden. Toricelli, ein Mechanikus des Grosherzoges Ferdinand II bemerkte im Jahre 1643, als er Versuche anstellte, daß, wenn man mit Quecksilber angefüllte Röhre, die an der obern Oefnung verstopft, an der untersten aber offen ist, in ein mit Quecksilber angefülltes Gefäß stieß, das Quecksilber bis auf eine gewisse Höhe darinne stehen blieb; da es hingegen sogleich wieder herab in das Gefäß sank, wenn man die obere Mündung der Röhre wieder öffnete. Dieses ist der erste Versuch, der hierinnen angestellt worden ist, und man nannte ihn den Versuch mit dem leeren Raume. Er wurde durch die Folgen, die er hatte, berühmt. d) Toricelli sah ihn für merkwürdig an. Er gab daher seinen Freun-

c) Er starb im Jahre 1641.

d) Sagge d'esperienze fatte nell' Acad. del Cimento. p. 23.

Freunden Nachricht davon, ohne jedoch ihn der wahren Ursache zuzuschreiben, die er noch nicht errieth.

Der P. Mersenne von dem Minimenorden zu Paris, dessen Namen unter den Philosophen der damaligen Zeit so berühmt ist, bekam im Jahre 1644 durch Briefe aus Italien Nachricht davon, und machte es in ganz Frankreich bekannt. Petit und Pascal, der Vater von dem Verfasser der Provincialbriefe, stellten dem zu folge unterschiedliche Versuche an. Der jüngere Pascal that ein gleiches, und machte diese Versuche in einer Schrift bekannt, die er im Jahre 1647 ans Licht gab. Niemand ließ sichs damals noch einfallen, diese Versuche aus der Schwere der Luft zu erklären. Dieses ist ein unwidersprechlicher Beweis, daß man nicht durch eine Kette von Schlüssen und Folgerungen, nicht durch kunstmässiges Nachgrübeln auf diese Wahrheit gekommen ist. Sie wurde den Philosophen aus diesen Versuchen nur zufälliger Weise bekannt: Denn daß die Luft schwer sey, hatten sie sich so wenig vorgestellt, daß sie lange Zeit die Schwere der Luft gleichsam mit Händen griffen, ehe sie ihnen begreiflich wurde. Die Wahrheit stellte sich ihnen von ohngefähr vor Augen, und wie es scheint, so geschah es auch blos durch den Zufall, daß sie von ihnen erkannt wurde.

Aus dem was einige Augenzeugen davon geschrieben haben, weis man zuverlässig, daß Pascal

die Muthmassung von der Schwere der Luft, auf welche Toricelli nach vielfältigen Wiederholungen seines Versuches endlich fiel, nicht eher gewußt habe, als nachdem seine oben erwähnte Schrift schon im Drucke erschienen war. e) Pascal fand diese Erklärung vollkommen schön; weil es aber eine blosse Muthmassung war, so stellte er verschiedne Versuche in der Absicht an, die Wahrheit oder Falschheit derselben zu entdecken, worunter auch der berühmte Versuch war, der im Jahre 1648 auf dem Berge Pui de Dome gemacht wurde. Darauf verfertigte Pascal seine Abhandlungen von dem Gleichgewichte der flüssigen Körper und von der Schwere der Luft, welche seitdem zu verschiednen malen wieder aufgelegt worden sind. Nachher erfanden Otto von Guericke, Burgemeister zu Magdeburg, und Boyle die Luftpumpe, und von noch andern wurden diejenigen Werkzeuge erfunden, so die Abwechselungen der Luft andeuten, welche bey Veränderung des Wetters mit ihrer Schwere vorgehen. Die Wahrnehmungen von der Verdünnung der Luft haben wiederum neue Einsichten in die Kenntniß von der Verdünnung anderer flüssigen Materien gegeben. Aus dieser Erzählung, deren Wahrhaftigkeit sich von Niemand bestreiten läßt, kann man urtheilen, ob die Philosophen durch scharfsinnige Zweifel und methodische Nachforschungen von einem Grundsatze zum andern auch nur bis auf die Versuche gekommen sind, durch welche die Schwe-

e) In der Vorrede von seiner Abhandlung von dem Gleichgewichte flüssiger Körper.

Schwere der Luft entdeckt worden ist. Der Antheil, den das Philosophiren etwa noch an dieser Entdeckung haben mag, macht ihm in der That nicht eben viel Ehre.

Ich übergehe mit Stillschweigen einige andre den Alten unbekannte Erfindungen, deren Urheber man angeben kann; dergleichen die Kunst ist, die Diamanten zu schleifen, welche ein Goldschmidt von Brügge f) unter Ludwig XI erfand, vor dessen Zeiten man die bunten Edelsteine den Diamanten vorzog. Keiner von ihnen war ein Philosoph, auch nicht einmal ein aristotelischer.

Aus diesem allen sieht man, daß es blos zufälligen Erfahrungen zuzuschreiben ist, wenn wir in der Physik Kenntnisse von den Alten voraus haben, und über verschiedne Materien in dieser Wissenschaft besser philosophiren, als sie darüber philosophirten. Die Entdeckungen, welche durch Hülfe dieser Erfahrungen gemacht worden sind, haben sich erst eine lange Zeit gleichsam im Keimen befinden müssen, ehe sie alle ihre Früchte bringen konnten. Aus Einer Erfahrung ließ sich noch nicht genug folgern, so lange man eine andere noch nicht hatte, die man erst spät nachher bekam. Die letztern Erfindungen haben den Kenntnissen, welche man vorher schon besaß, ausserordentlich viel Licht gegeben. Glücklicher Weise ist unser Jahrhundert gerade in die Zeit, n der Reife gefallen, in diejenige

 Zeit,

f) Histoire des pierres précieuses par Berquen. p. 15.

Zeit, da das Wachsthum der Naturkunde am schnellsten ist. Nachdem die Einsichten, welche man aus den vorhergegangnen Erfindungen bekommen hatte, jede für sich ins besondre zu einem gewissen Umfange gekommen waren, fiengen sie vor ungefähr achzig oder hundert Jahren an, sich mit einander zu vereinigen. Wir können von unserm Jahrhunderte sagen, was Quintilian von dem seinigen sagt: g) „Unsere Vorwelt hat uns mit so „vielen Lehrern und mit so vielen Mustern versehen, „daß man sich in keinem glücklichern Zeitalter ge„boren zu werden hätte wünschen können, als in „diesem, zu dessen Aufklärung alle die vorigen ge„arbeitet haben.„

Zu des Hippokrates Zeiten z. E. hatte man schon so viel Kenntniß von dem menschlichen Körper, daß dieser grosse Mann etwas Ungefähres von dem Umlaufe des Blutes schliessen konnte; allein diese Kenntniß war noch allzu unvollständig, als daß er vermittelst derselben zu einer deutlichen Einsicht in diese Wahrheit hätte gelangen können. h) Man sieht aus seinen Schriften, daß er sie mehr gemuthmaßt, als wirklich eingesehen hat, und daß er seinen Zeitgenossen nichts weniger als einen deutlichen Begriff davon machen konnte, indem er selbst keinen

g) Tot nos praeceptoribus, tot exemplis instruxit antiquitas, vt possit videri nulla sorte nascendi aetas felicior quam nostra, cui docendae priores elaborauerunt. *Quint.* Inst. L. XII. cap. 11.

h) Almeloveen Inv. Nou. ant.

inen davon hatte. Servet, der seiner irrigen
hren und seiner Todesstrafe wegen so berühmt ist,
atte viele Jahrhunderte nach dem Hippokrates einen
eit vollständigern Begriff von dem Umlaufe des
Blutes, wie er ihn denn in der Vorrede zu der
weyten Ausgabe des Buches, i) weswegen ihn
alvin in Genf verbrennen ließ, ziemlich deutlich
eschrieben hat. Harvey, welcher sechzig Jahre
ach dem Servet lebte, konnte die Hauptumstände
on dem Umlaufe des Blutes noch deutlicher erklä-
n. Die meisten Gelehrten seiner Zeit wurden
iner Meynung, und machten sie so gar zu einem
Grundsatze in der Physik, so gut sich solches mit
nem Satze thun läßt, für den man keinen Beweis
ihren kann, welcher in die Sinne fällt: Man
ielt ihn nämlich für eine Meynung, welche wahr-
heinlicher wäre, als das Gegentheil davon.

Weiter gehen die Menschen nicht in ihrem
Vertrauen auf philosophische Demonstrationen;
nd machen, entweder aus einem Naturtriebe oder
us Grundsätzen, allemal einen grossen Unterscheid
wischen der Gewißheit solcher physikalischen Wahr-
eiten, die vermittelst der Sinne erkannt werden,
nd solcher, die man nur durch Vernunftschlüsse
insehen kann. Die leztern können ihnen blos als
wahrscheinliche Meynungen vorkommen. Will
nan sie von der Richtigkeit derselben überzeugen,
o muß man sie wenigstens von der Wahrheit Eines
wesent-

i) Woton in der Vorrede seiner Abhandlung von der Wis-
senschaft der Alten und Neuern.

wesentlichen Umstandes durch das Zeugniß ihrer Sinne überführen. Daher, obgleich die meisten Naturkündiger und überhaupt fast Jedermann schon im Jahre 1687 der Meynung beytraten, nach welcher der Umlauf des Blutes für gewiß angenommen wurde; so gab es doch noch viele Gelehrten, welche diese Meynung für eine Chimäre hielten, und sie hatten noch Anhänger genug auf ihrer Seite. Noch in diesem Jahre hielt man in der medicinischen Facultät zu Paris öffentliche Disputationen wider den Satz von dem Umlaufe des Blutes. Endlich wurden die Vergrösserungsgläser zu mehrerer Vollkommenheit gebracht, und so gut verfertigt, daß man mit Hülfe derselben in dem Leibe eines Fisches das Blut durch die Pulsadern nach den äussern Theilen desselben schnell fliessen, und von dannen durch die Blutadern langsamer wieder nach der Mitte des Körpers rinnen sehen kann, und dieses eben so deutlich als man zu Lyon die Rhone und die Saone in ihren Ufern fliessen sieht. Heut zu Tage würde es Niemand mehr wagen dürfen, wider den Umlauf des Blutes zu schreiben, oder zu disputiren. Zwar haben die wenigsten von denen, die gegenwärtig von dem Umlaufe des Blutes überzeugt sind, denselben mit eignen Augen gesehen; allein sie wissen, daß man ihn itzt nicht mehr durch Vernunftschlüsse, sondern durch sichtliche Beweise darthut. Ich wiederhole es noch einmal, der Mensch glaubt denjenigen weit kräftiger, die zu ihm sagen: **Ich habe das gesehen**, als denjenigen, die zu ihm sagen: **Ich schliesse das aus**

Grün-

Gründen. Gleichwohl hat die Lehre von dem Umlaufe des Blutes dadurch, daß sie dem Kreyßlaufe der andern Säfte Licht gab, und dadurch, daß sie wiederum andre Entdeckungen veranlaßte, mehr zur Verbesserung der Zergliederungskunst beygetragen, als irgend eine andre Wahrnehmung. Sie hat so gar andre Wissenschaften, z. E. die Kräuterkunde vollkommner gemacht. Kann man läugnen, daß nicht die Entdeckung von dem Kreyßlaufe des Blutes dem Herrn Perrault in Ansehung des Umlaufes der Säfte in den Bäumen und Pflanzen die Augen geöffnet habe? Nun urtheile man aber, was für einen Antheil die seit hundert Jahren allgemein gewordne philosophische Denkungsart an der Entdeckung dieser Wahrheit habe.

Die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne hat mit dem Lehrsatze von dem Umlaufe des Blutes einerley Schicksal gehabt. Verschiednen alten Weltweisen war diese Wahrheit bekannt, weil sie aber nicht eben dieselben Mittel zum Erweise derselben in Händen hatten, die wir haben; so blieb es unausgemacht, ob sich, wie Philolaus, Aristarchus und andre lehrten, die Erde um die Sonne bewegte, oder ob sich die Sonne, wie Ptolemäus wollte, um die Erde bewegte. Ja es schien, als hätte das sogenannte ptolemäische Lehrgebäude die Oberhand behalten, da es Copernicus im sechzehenden Jahrhunderte unternahm, die Meynung des Philolaus mit neuen, oder doch neu scheinenden Gründen, welche auf Beobachtungen gebaut

waren, zu unterstützen. Die Welt theilte sich noch einmal, und Tycho Brahe erfand ein Lehrgebäude, welches das Mittel zwischen beyden halten, und die astronomischen Erscheinungen, welche damals schon bekannt waren, mit der Hypothese von der Unbeweglichkeit der Erde in Uebereinstimmung bringen sollte. Um diese Zeit fieng man an, die Erde zu umschiffen, und bald darauf machte man die Beobachtung, daß zwischen den Wendezirkeln ein beständiger Ostwind wehet. Dieses war ein physikalischer Beweis für die Meynung, daß sich die Erde alle vier und zwanzig Stunden um ihre Axe drehet, indem sie zugleich innerhalb Jahreszeit den Thierkranz einmal durchläuft. Einige Jahre nachher wurden die Ferngläser erfunden. Mit Hülfe dieses neuen Instrumentes machte man Wahrnehmungen über die Erscheinung der Venus und anderer Planeten, welche der copernicanischen Meynung so sehr zu statten kommen; man fand so viel Aehnlichkeit zwischen der Erde und andern Planeten, die sich um die Sonne bewegen, indem sie sich zugleich um ihre eigne Axe drehen, daß heutiges Tages die Welt von dem copernicanischen Lehrgebäude so gut als überzeugt ist. Vor sechzig Jahren unterstand sich noch kein Professor von der pariser Universität, dieses System öffentlich zu lehren; gegenwärtig wird es fast von allen gelehrt, oder doch wenigstens als die einzige Hypothese vorgetragen, vermittelst deren sich alle die Erscheinungen der himmlischen Körper, die uns als gewiß bekannt sind, erklären lassen. So lange als jene Haupt-

wahr-

wahrheiten noch nicht in ihr völliges Licht gesetzt sind, verderben die Gelehrten ihre Zeit mit Streitigkeiten, an statt von diesem Ziele an auf andere Entdeckungen auszugehen. Sie halten sich dabey auf, daß sie ihre Meynung, die sie einmal angenommen haben, es mag nun solches aus Wahl oder blos zufälliger Weise geschehen seyn, mit Gründen zu unterstützen suchen; so wenig triftig auch die Gründe sind, welche blos die Logik an die Hand giebt; und mittlerweile macht die Naturkunde fast nicht den geringsten Fortgang. So bald aber dergleichen Hauptwahrheiten in ihr völliges Licht gesetzt sind, so führen sie uns gleichsam an der Hand zu unzählbaren andern Kenntnissen. Alsdann wenden die Philosophen, welche Verstand haben, ihre Zeit nützlicher Weise dazu an, diese Kenntnisse durch die Erfahrung zur Vollkommenheit zu bringen. Wenn also unsre Vorfahren die Kenntnisse nicht hatten, deren wir uns rühmen, so kommt solches daher, daß ihnen der Faden fehlte, der uns in diesem Labyrinthe leitet.

Gewißlich, der richtige Verstand, die durchdringende Schärfe und der weite Umfang des Geistes, der aus den Gesetzen der Alten, aus ihren Geschichtbüchern, und selbst aus ihren Abhandlungen derjenigen philosophischen Materien hervorleuchtet, wo sie nicht aus einer Schwachheit, die dem Menschen so natürlich ist, daß er alle Tage darein verfällt, ihre Träume an die Stelle derjenigen Wahrheiten gesetzt haben, die zu ihren Zeiten noch nicht

bekannt

bekannt seyn konnten, weil der glückliche Zufall, der sie uns offenbaret hat, sich noch nicht ereignet hatte: Alles dieses, sage ich, verbindet uns zu glauben, daß ihre Vernunft fähig gewesen sey, sich die grossen Wahrheiten, welche uns die Erfahrung seit zweyhundert Jahren gelehrt hat, eben so wohl zu Nutze zu machen, als wir. Um nicht von meiner Materie abzukommen, sahen nicht die Alten, eben so gut als wir, ein, daß diejenige geläuterte und geschärfte Vernunft, die wir die philosophische Denkungsart nennen, in allen Wissenschaften und Künsten die Herrschaft haben müsse. Hielten sie nicht dieselbe für eine unentbehrliche Führerinn? Haben sie nicht mit ausdrücklichen Worten gesagt, die Philosophie sey die Mutter der schönen Künste? k)

Diejenigen, so mich etwa widerlegen wollen, ehe sie noch untersuchen, ob ich Unrecht habe, belieben die angezogne Stelle mit Aufmerksamkeit und selbst mit einigem Nachdenken anzusehen. Einer von den Fehlern unserer Kunstrichter ist unter andern der, daß sie gern philosophiren, ehe sie noch gedacht haben. Ich bitte sie, weil sie es vergessen zu haben scheinen, sich an dasjenige zu erinnern, was die Alten von der Geometrie gesagt haben, „daß „sie auch denjenigen sehr nützlich sey, welche sie nicht „zu ihrem Hauptwerke machen;„ und daß Quintilian

k) Neque enim te fugit, laudatarum omnium artium procreatricem quandam et quasi parentem, eam quam Philosophiam Graeci vocant, ab omnibus doctissimis indicari. Cic. L. I. de Oratore.

tilian ausführlich von den Vortheilen gehandelt hat, welche selbst die Redner aus dem Studiren dieser Wissenschaft ziehen könnten. Sagt er nicht mit ausdrücklichen Worten, die Geometrie sey darinnen von andern Künsten unterschieden, daß man diese letztern nicht eher nutzen könne, bis man sie erlernt habe; da hingegen die Geometrie schon an sich selbst, und während der Zeit, da man sie studire, von sehr grosser Nützlichkeit sey, weil nichts den Verstand mehr öffnen, schärfen, und erweitern könne, als eben diese Wissenschaft? 1)

In der That, wenn man daraus, daß wir in der Physik gelehrter als die Alten sind, den Schluß macht, daß unsere Vernunft von einer andern Art sey als die ihrige, daß sie die Vernunft der Alten übertreffe; so ist das gerade so, als wenn man behaupten wollte, wir hätten von Natur mehr Verstand als sie, deswegen, weil wir die abwechselnden Fieber mit Chinachina zu vertreiben wissen, welches die Alten nicht wußten: Da doch unser ganzes Verdienst bey dieser Sache blos darinnen besteht, daß wir die Kraft dieser Rinde von den Peruvianern, bey denen sie wächst, kennen gelernt haben.

Wenn wir in einigen Wissenschaften, bey denen nichts auf zufällige Entdeckungen ankömmt, ebenfalls

1) In Geometria partem fatentur esse vtilem teneris aetatibus, agitari namque animos et acui, et ingenia ad percipiendi facilitatem venire inde concedunt: Sed prodesse eam, non vt caeteras artes, cum perceptae sint, sed cum discatur, existimant. *Quint.* Inst. L. I. cap. 18.

falls weiter sind, als die Alten; so hat das dieselbe Ursache zum Grunde, welche macht, daß ein Sohn mehr Vermögen hinterlassen muß, als sein Vater, wofern der eine mit seinem Gelde eben so umgeht, wie der andere, und beyden das Glücke gleich günstig ist. Hätten die Alten den Neuern in der Geometrie gar nicht vorgearbeitet, so hätten diese letztern ganz von forn anfangen müssen, und würden folglich auf ihrem Wege nicht so weit haben kommen können, als sie wirklich gekommen sind, weil sie ihre Reise von einem entferntern Ziele hätten antreten müssen. Der Marquis von L' Hopital, Leibnitz und Newton würden es in der Geometrie nicht so hoch gebracht haben, als sie es wirklich brachten, wofern sie diese Wissenschaft nicht schon auf einem Grade der Vollkommenheit gefunden hätten, zu welchem sie nach und nach durch eine grosse Anzahl fähiger Köpfe gekommen war, von denen die nachfolgenden sich immer in die Einsichten ihrer Vorgänger zu Nutze gemacht hatten. Wenn Archimedes zu Newtons Zeiten gekommen wäre, so würde er eben so viel gethan haben, als Newton; und Newton hätte nicht mehr gethan als Archimedes, wenn seine Lebenszeit in die Zeiten des zweyten punischen Krieges gefallen wäre. So ist auch zu vermuthen, daß sich die Alten bey ihren geometrischen Aufgaben der Algebra bedient haben würden, wenn sie zu grossen Rechnungen so bequeme Ziffern gehabt hätten, als die arabischen sind, durch deren Hülfe Alphonsus der zehnde, König von Kastilien, im

im dreyzehnden Jahrhunderte seine astronomischen Tabellen verfertigte.

Auch ist es gewiß, daß man die alten Weltweisen oft mit Unrecht einer Unwissenheit beschuldigt. Der größte Theil ihrer Kenntnisse ist mit den Schriften, worinnen sie enthalten waren, verloren gegangen. Da nicht der hunderteste Theil von den Schriften der Griechen und Römer bis auf uns gekommen ist; so können wir uns leicht irren, indem wir die Gränzen bestimmen wollen, bey denen ihre Wissenschaft in der Naturkunde aufhörte. Die Kunstrichter legen den Alten Vieles blos aus Unwissenheit zur Last. Hat nicht unser Zeitalter, welches erleuchteter ist, als das unmittelbar vorhergegangene, den ältern Plinius wegen vieler Irrthümer und erlogenen Nachrichten gerechtfertigt, die man ihm vor hundert und funfzig Jahren aufbürdete?

Aber, wendet man mir wiederum ein, man wird doch wenigstens zugeben müssen, daß die Logik, die Kunst zu denken, heutiges Tages eine vollkommnere Wissenschaft sey, als sie bey den Alten war; und daraus fließt durch eine unläugbare Folge, daß die Neuern, welche diese Logik gelernt und sich nach ihren Regeln gebildet haben, in allen Stücken richtiger philosophiren, als die Alten.

Ich antworte, erstlich ist es nicht so gar gewiß, daß die Kunst zu denken in unsern Zeiten eine vollkommnere Wissenschaft sey, als sie bey den Alten war. Die meisten Regeln, welche man für neu hält,

hält, sind alle wenigstens versteckter Weise in des Aristoteles Logik enthalten, in welcher man sowohl die Methode der Erfindung als die Methode des Vortrages antrifft. Ueberdieses fehlen uns nunmehr die Erklärungen dieser Regeln, welche die Philosophen ihren Schülern damals gaben; sonst würden wir in diesen Erklärungen dasjenige vielleicht antreffen, was wir selbst erfunden zu haben uns schmeicheln; wie es denn auch in unsern Zeiten nichts seltenes ist, daß berühmte Philosophen gewisse Entdeckungen zuerst gemacht zu haben glauben, die sie nachher zum Theile schon in irgend einem ältern Manuscripte finden. Wenn aber auch die Logik heutiges Tages etwas vollkommner wäre, als sie ehemals war; so würden doch unsere Gelehrten darum überhaupt noch nicht besser philosophiren, als die Alten. Es kömmt nicht sowohl auf die Logik an, die einer erlernt hat, als auf den natürlichen Charakter seines Geistes, je nachdem dieser leichtsinnig oder gesetzt, unbedachtsam oder vorsichtig ist, wie richtig er zu verfahren pflegt, wenn er Sätze zum Grunde legt, Folgerungen daraus zieht, und so von einem Schlusse zum andern fortgeht. An seiner Art zu philosophiren merkt man es gar nicht, ob er Barbeys Logik, oder die Logik der Herrn von Port-Royal studirt hat; und die eine oder die andere macht vielleicht keinen grössern Unterscheid hierinnen, als eine Unze mehr oder weniger neben einem Centner in der Wage. Diese Wissenschaft dient mehr dazu, daß sie uns einsehen lernet, wie eigentlich unsere Vernunft bey

ihren Verrichtungen von selbst zu Werke geht, als daß sie einen Einfluß auf ihr Verfahren haben sollte, welches sich, wie ich schon gesagt habe, bey einem jedweden mehr nach dem natürlichen Charakter seines Verstandes richtet. Sind es etwa die, welche die Logik am besten verstehen, die Professoren auf den Universitäten, deren Amt es ist, diese Wissenschaft andern zu lehren, sind sie es, die am bindigsten schliessen; und wissen sie wohl die Sätze am richtigsten zu wählen, welche sie zum Grunde eines Beweises legen sollen? Besitzt wohl ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der alle Regeln der Syllogismen und Demonstrationen auswendig weis, so viel Richtigkeit im Denken, als ein Mann von vierzig Jahren, der sie niemals gelernt, oder doch völlig wieder vergessen hat? Ausser dem natürlichen Charakter des Verstandes kömmt es noch auf die Erfahrung, auf den Umfang der Einsichten und auf die Menge von Kenntnissen an, daß ein Mensch richtiger denkt als der andre: Und diejenigen Wissenschaften, worinnen die Neuern richtiger philosophiren, als die Alten, sind gerade diejenigen, wo die Neuern viele Dinge wissen, welche die Alten, weil sie vor den oben erwähnten zufälliger Weise gemachten Entdeckungen lebten, nicht wissen konnten.

Zweytens denken wir in der Geschichte, in der Staatskunst und in der bürgerlichen Sittenlehre gewiß nicht richtiger, als die Alten. Ich will die Beyspiele davon nicht aus weit entfernten Zeiten erholen. Haben Cominus, Machiavell, Maria-

na, Fra Paolo, Thuanus, Davila und Guicciardini, zu deren Zeiten die Vernunftlehre noch nicht vollkommner war, als bey den Alten, haben sie etwa die Geschichte nicht so scharfsinnig und ordentlich geschrieben, als die, welche seit sechzig Jahren Hand daran gelegt haben? Können wir einen Autor aufweisen, der in Ansehung der Ordnung und der Gründlichkeit im Dencken dem Quintilian das Gleichgewicht hält? Zudem wenn wirklich die Kunst zu denken in unsern Zeiten vollkommner geworden wäre, als sie ehedem war, so müßten unsere Philosophen in ihren Meynungen weit mehr mit einander einig seyn, als die alten Philosophen waren.

Man darf, heißt es, heutiges Tages nicht mehr bey einem Beweise Sätze zum Grunde legen, die nicht augenscheinlich und vollkommen erwiesen sind; man darf nichts daraus folgern, was nicht offenbar und deutlich daraus herfließt. Eine Folgerung, die mehr in sich enthält, als der Satz, aus welchem sie gezogen ist, wird sogleich von Jedermann für unrichtig befunden; man erklärt sie sogleich für einen Schluß nach der alten Mode. Wenn ein Chineser dieses hörte, und sonst nichts von unserm Zeitalter wüßte, so würde er sich nothwendig einbilden müssen, daß unsere Gelehrten in allen Stücken von einerley Meynung wären. Es giebt, würde er sagen, nur Eine Wahrheit, die man solchergestalt nicht verfehlen kann, da die Abwege, auf welche man sich verirren könnte, alle versperrt sind. Denn

da es keine andern Abwege giebt, als die, daß man entweder falsche Sätze zum Grunde legt, oder unrichtige Folgerungen aus seinen Grundsätzen herleitet; wie kann man sich, wenn beydes nicht mehr geschieht, noch verirren? Folglich müssen alle Gelehrten in jeder Wissenschaft in Einem Puncte zusammen treffen: Sie müssen völlig darüber einig seyn, in was für Dingen die Menschen bis hieher noch die Wahrheit nicht haben ausfindig machen können; so wie auch ihre Meynungen in denjenigen Dingen nicht getheilt seyn können, bey denen sich die Wahrheit entdecken läßt. Gleichwohl wird niemals so viel gestritten werden, als in unsern Zeiten geschiehet. Unsere Gelehrten sind, so wie die alten Philosophen, blos in Ansehung dessen, was wirklich geschieht, mit einander einig; hingegen in allen den Dingen, welche sich blos durch Vernunftschlüsse einsehen lassen, widerlegt einer den andern, und einer sieht immer den andern als einen Blinden an, der seine Augen hartnäckig vor dem Lichte verschließt. Daß sie über gewisse Sätze nicht mehr streiten, solches rührt daher, daß sie durch sinnliche Beweise und Erfahrungen genöthigt worden sind, darüber einig zu seyn. Ich verstehe hier unter dem Worte Philosophie so viele Wissenschaften und Künste, daß ich sie nicht alle zu nennen wage. Also muß doch die eine von den streitigen Partheyen entweder in Ansehung ihrer angenommenen Grundsätze, oder in ihren Schlüssen Fehler begehen, obgleich beyde Partheyen nach einerley Logik verfahren. Vielleicht aber verstehen die, welche so preislich von den

 Ein-

Einsichten sprechen, die der Geist der Philosophie über unser Zeitalter ausgebreitet hat, vielleicht verstehen, sie unter unserm Zeitalter nur sich und ihre Systemsverwandten; und vielleicht wollen sie diejenigen unter die unphilosophischen Köpfe, unter die Alten gezählt wissen, die nicht in allen Dingen von einerley Meynung mit ihnen sind.

Man kann die allegorische Abbildung der Zeit, welche allemal, wiewohl nur nach und nach, die Wahrheit entdeckt, auf den gegenwärtigen Zustand der Physik anwenden. Daß wir mehr von der Wahrheit sehen, als die Alten sahen, kömmt nicht daher, daß wir scharfsichtiger sind, sondern daher, daß uns die Zeit mehr davon zeigt. Hieraus mache ich den Schluß, daß diejenigen Werke, welche bisher, ungeachtet alles kritischen Tadels, in Ansehen geblieben sind, solches in Zukunft ebenfalls bleiben werden, so spitzfindig auch die Kritiken seyn mögen, die sie vielleicht noch ausstehen müssen.



Vier

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Ein philosophisches System kann das Ansehen, worinnen es steht, verlieren; ein Gedicht aber kann um das seinige niemals gebracht werden.

Daraus, daß die scholastische Philosophie und das ptolemäische Weltgebäude um ihr Ansehen gekommen sind, folgt nicht, daß auch Homers Ilias und Virgils Aeneis um das ihrige gebracht werden können. Meynungen, so sich auf das eigne Gefühl und gleichsam auf die innere Erfahrung aller derjenigen gründen, die ihnen beytreten, können nicht um ihren allgemeinen und langwierigen Beyfall kommen, wie diejenigen philosophischen Meynungen, welche blos deswegen allgemein und von langer Dauer gewesen sind, weil man ehedem bereitwillig war, sie ihrem Urheber auf sein Wort zu glauben, und aus Vertrauen zu seinen Einsichten anzunehmen. So wie die ersten Urheber einer philosophischen Meynung sich irren konnten, eben so konnten sie auch ihre Anhänger in einem Menschengeschlechte nach dem andern zum Irrthume verleiten. Daher es gar leicht geschehen kann, daß die Nachkommen gewisse philosophische Lehrsätze, als Irrthümer verwerfen, die von ihren Vor-

Vorfahren lange Zeit für Wahrheiten angesehen worden sind, und die sie selbst anfangs noch aus Achtung gegen den Ausspruch ihrer Lehrer dafür hielten.

Die Menschen, deren Neubegierde sich viel weiter erstreckt, als ihre Einsichten, wollen immer gern von unterschiedlichen Wirkungen der Natur die Ursache wissen und verstehen; gleichwohl sind sie meistentheils unfähig, die Wahrheit in dergleichen Dingen von selbst zu prüfen und vom Irrthume zu unterscheiden, gesetzt auch, daß sie in dem Bezirke ihres Gesichtskraysses befindlich wäre. Anderntheils giebt es immer Vernünftler unter ihnen, welche so viel Eitelkeit besitzen, daß sie glauben, sie hätten diese physischen Wahrheiten entdeckt; und andre, welche betrügerisch gnug sind, vorzugeben, daß sie dieselben aus Gründen deutlich einsähen, ob sie gleich selbst wissen, daß ihr Licht Finsterniß ist. Beyderley Leute werfen sich zu Lehrern auf. Und wie geht es weiter? Was sie als Wahrheit lehren, das wird von den Neubegierigen, die aus mancherley Ursachen für diese eigenmächtige Lehrer eingenommen sind, als Wahrheit aufgefaßt, wenn sie es gleich nicht einsehen; wenn sie gleich die Triftigkeit und Gründlichkeit der Beweise, worauf sich diese Lehrsätze gründen, nicht geprüft haben. Die Schüler zweifeln nicht im geringsten daran, daß ihre Lehrer die Wahrheit besser kennen als andre, und daß sie von aller Absicht zu betrügen frey sind. Diese ersten Anhänger machen wiederum andre, welche nachher gleich-

falls

falls Schüler bekommen, welche gemeiniglich alle von einer Wahrheit überzeugt zu seyn glauben, davon sie nicht einen einzigen Beweis verstanden haben. So sind eine Menge falscher Meynungen über die Ebbe und Fluth, über die Vorbedeutungen der Kometen, über die Ursachen der Krankheiten, über die Art, wie der menschliche Körper gebildet wird, und über verschiedne andre physische Materien in Ansehen gekommen. So ist ehedem das physikalische Lehrgebäude, welches man unter dem Namen des aristotelischen in den Schulen lehrte, das herrschende geworden.

Folglich ist es kein Beweis von der Güte einer auf Autorität oder auf das Zutrauen zu Jemandes Einsichten gebauten Meynung in der Naturlehre, wenn sie eine grosse Menge Anhänger und Vertheidiger gefunden hat, oder viele Jahrhunderte lang die herrschende gewesen ist. Diejenigen, so sich dafür erklärten, thaten es, ohne sie zu prüfen, oder wenn sie dieselbe ja prüften, so waren sie in ihrem Unternehmen vielleicht nicht so glücklich, als künftig einmal diejenigen sind, denen neuere Entdeckungen und selbst die Irrthümer ihrer Vorgänger bey ihren Untersuchungen zu statten kommen.

Hieraus erhellet, daß die spätern Geschlechter wohl thun, wenn sie sich in Dingen, welche die physikalischen Wissenschaften betreffen, nicht an die Meynung ihrer Vorfahren binden. Es kann sich daher wohl ein vernünftiger Mann gegen eine Meynung

in der Chymie, in der Botanik, in der eigentlich so-genannten Physik, in der Arzneykunst und in der Sternkunde erklären, wenn sie gleich von vielen Jahren her für eine unstreitige Wahrheit gehalten worden ist. Es ist ihm erlaubt, und besonders wenn er eine günstige Erfahrung für seinen Satz anzuführen hat, jener alten Meynungen eben so wenig zu schonen, als wenn er ein Lehrgebäude zu bestreiten hätte, welches erst vier Tage alt wäre; eines von den Lehrgebäuden, die weiter noch keine Anbeter haben, als ihren eignen Erfinder und etwa seine Gönner, deren Beyfall jedoch ein Ende hat, so bald sie nicht mehr mit ihm in gutem Vernehmen stehen. Niemand ist im Stande, eine Meynung, die sich auf Muthmassungen und Vernunftschlüsse gründet, so fest aufzubauen, daß sie nicht von einem andern, der noch scharfsinniger oder glücklicher ist, wieder umgestossen werden könnte. Daher ist der Beyfall, mit welchem ein philosophisches Lehrgebäude von der ganzen Welt aufgenommen wird, nicht einmal ein Beweis, daß es die nächstkünftigen dreyssig Jahre in Ansehen bleiben werde. Der Mensch läßt sich durch die Wahrheit aus dem Irrthume bringen, so wie er auch aus einem Irthume in einen andern noch betrieglichern fallen kann.

Man würde also einen sehr ungereimten Schluß machen, wenn man aus dem Ansehen, worinnen ein philosophisches System viele Jahrhunderte lang und unter vielen Nationen gestanden hat, die Gründ-

lich-

lichkeit desselben erweisen, und ihm eben dasselbe günstige Schicksal auf immer prophezeyen wollte. Hingegen ist es richtig geschlossen, wenn man aus dem Beyfalle, den viele Jahrhunderte und Nationen einem Gedichte ertheilet haben, die Folge zieht, daß es vortrefflich seyn müsse, und beständig bewundert bleiben werde. Ein solches Lehrgebäude kann, wie ich gewiesen habe, die Welt hintergehen, und solchergestalt viele Jahrhunderte lang in Ansehen bleiben; mit einem schlechten Gedichte aber ist es etwas ganz anders.

Ein Gedicht kömmt zu seinem Beyfalle dadurch, daß es dem Leser Vergnügen macht: Es verschafft sich ihn mittelst der Empfindung. Da nun also die Meynung, daß ein Gedicht vortrefflich sey, nicht anders Wurzel fassen oder überhand nehmen kann, als vermittelst der innern Ueberzeugung, die aus der eignen Erfahrung derjenigen entspringt, welche sie bekommen: So kann man die lange Dauer einer solchen Meynung zu einem Beweise brauchen, daß sie sich auf die Wahrheit selbst gründe. Man kann mit guten Grunde behaupten, daß ein Gedicht, welches alle vergangnen Menschengeschlechter, die es in seiner Ursprache lesen konnten, gerührt hat, auch alle künftigen Generationen, die es lesen werden, rühren müsse. Man nimmt bey diesem Schlusse nicht mehr als den einzigen Satz zum Grunde an, daß das menschliche Herz in allen Zeiten und Ländern einander ähnlich sey.

Die Menschen sind also in dem, was die Poesie angeht, der Gefahr hintergangen zu werden nicht so sehr ausgesetzt, als in philosophischen Dingen; und ein Trauerspiel kann nicht, wie etwa wohl ein Lehrgebäude, sein Glück ohne wahre Verdienste machen. Aus der Erfahrung sieht man auch, daß die Menschen, welche in ihren Meynungen über Dinge, deren Wahrheit sich nur durch Vernunftschlüsse prüfen läßt, immer getheilt sind, dennoch in allen demjenigen mit einander übereinkommen, was man mittelst der Empfindung beurtheilen kann. Niemand streitet gegen Sätze, wie z. B. die sind; daß die Verklärung Christi vom Raphael ein bewundernswürdiges Gemählde, und Corneillens Polyeuct eine vortreffliche Tragödie sey. Aber es ist etwas alltägliches, daß ein Weltweiser einem andern widerspricht, welcher behauptet, daß das Buch von Erforschung der Wahrheit ein Werk sey, welches Wahrheit enthalte. So sehr alle Philosophen den persönlichen Verdiensten des Herrn Descartes Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so sehr sind sie in ihren Meynungen über sein philosophisches System unter einander getheilt. Ueberdieses richten sich, wie ich schon gesagt habe, viele, wenn sie ein System annehmen, welches sie nachher wieder lehren, blos nach dem Urtheile anderer; daß also die allgemeine Stimme, welche sich dafür erklärt, aus einem puren Echo besteht, welches dasjenige widerschallt, was ihm vorgesagt worden ist. Die kleine Anzahl derer, die ihre eigne Meynung sagen, urtheilen so gut, als es ihnen ihre Vorur-

theile erlauben, welche gegen die Vernunft eben so mächtig, als gegen die Sinne schwach sind. Hingegen die, welche von einem Gedichte reden, sagen das, was sie bey dem Lesen selbst empfunden haben; Jedweder giebt seine Stimme nach der eigenn Erfahrung, die er davon hat; er urtheilt nach der Empfindung, und man irret sich in den Aussprüchen, welche nach der Empfindung abgefaßt werden, nicht so, wie in denjenigen, wo alles auf Vernunftschlüsse ankömmt.

Nicht allein irret man sich nicht in seinen Urtheilen über Dinge, die vor den Richterstul der Empfindung gehören, sondern man kann auch von andern nicht zum Irrthume verleitet werden. Unsere Empfindung würde sich gegen den auflehnen, der uns überreden wollte, wir wären durch das Lesen eines Gedichtes, welches wir unschmackhaft befunden haben, interessirt worden; aber unsre Empfindung sagt, wenn ich so reden darf, kein Wort gegen den, der eine schlechte Demonstration für eine gute ausgiebt. Wir können das Falsche davon nicht anders einsehen, die Fehler darinnen nicht anders entdecken, als durch Anstrengung des Verstandes und durch Nachdenken, wozu viele aus Mangel an Einsicht, und viele aus Trägheit nicht fähig sind. Wir wissen ohne Nachsinnen, wir fühlen das Gegentheil von allen dem, was Jemand sagt, der uns einreden will, ein Werk, welches uns ausserordentlich gefällt, verstosse wider alle festgestellten Regeln, nach denen ein Gedicht verfertigt seyn

müsse, wenn es gefallen solle. Wenn wir nicht gelehrt genug sind, auf seine Schlüsse zu antworten, so empfinden wir wenigstens einen innerlichen Widerstand, ihnen Glauben beyzumessen. Der Mensch hält aus einem natürlichen Triebe jeden Schluß für einen Trugschluß, der ihm etwas beweist, das seiner Empfindung gerade zu widerspricht.

Ein Gedicht also, welches allen vorigen Jahrhunderten und Nationen gefallen hat, verdient wirklich zu gefallen, ungeachtet der Fehler, die etwa noch darinnen befindlich seyn mögen; und folglich muß es auch aufs künftige allen denen gefallen, die es in seiner Ursprache lesen werden.

Eine vorgefaßte Meynung, wird man antworten, ist fast eben so sehr im Stande, uns für ein Gedicht einzunehmen, als für ein Lehrgebäude. Wenn wir z. E. in unsern Jugendjahren sehen, daß unsere Lehrer die Aeneis bewundern, so flößt uns ihre Bewunderung ein Vorurtheil ein, welches verursacht, daß wir die Aeneis noch schöner finden, als sie wirklich ist. Wir werden durch das Vertrauen zu dem Geschmacke und den Einsichten unsrer Lehrer dahin vermocht, eben so wie sie zu denken. Ihre Gesinnungen werden auch die unsrigen; und dergleichen Vorurtheilen haben Virgil und die andern Autoren, welche man die klassischen nennt, den größten Theil ihres Ansehens zu danken. Die Kunstrichter können also diesem Ansehen Abbruch thun, wenn sie diejenigen Vorurtheile an ihren Wurzeln unter-

untergraben, aus denen wir die Aeneis so weit über ihren wahren Werth schätzen, und Virgils Eklogen so weit über andre setzen, die ihnen im geringsten nichts nachgeben. Darauf wird man diesen Einwurf mit einer gelehrten Abhandlung von den Vorurtheilen unterstützen, die uns in unserm Knabenalter eingeflößt werden. Eine sehr alltägliche Wahrheit!

Meine Antwort ist diese: Dergleichen Vorurtheile würden ihre Kraft bey denen, welchen sie eingeflößt worden wären, sehr bald verlieren, wenn sie sich nicht auf die Wahrheit gründeten. Jedweder würde durch seine eigne Erfahrung, durch sein eignes Gefühl bald aus dem Irrthume kommen. Gesetzt, man hätte uns in unsern Knabenjahren, in einem Alter, da wir noch keine andern Poesien kennen, eine Hochachtung vor der Aeneis eingeflößt, deren sie nicht würdig wären, so würden wir gewiß dieses Vorurtheil fahren lassen, so bald wir andere Gedichte läsen, und sie mit der Aeneis in Vergleichung stellten. Vergebens würde man uns als Knaben hundert und aber hundertmal vorgesagt haben, daß die Aeneis ihre Leser entzücke; wir würden es dennoch nicht glauben, wofern sie uns nur mittelmässig gefiele, so bald wir in den Stand gekommen sind, sie für uns selbst zu lesen. Wenn ein Professor der Universität seinen Schülern gelehrt hätte, die Deklamationen, die unter Quintlians Namen vorhanden sind, wären besser, als Cicerons Reden, so würden alle seine Schüler dieses Vorurtheil

theil ablegen, so bald sie beyde Werke für sich allein verstehen könnten. Die falschen Meynungen in der Philosophie, die uns von unsern Lehrern beygebracht worden sind, können immer ihre Gewalt über uns behalten, weil wir ihre Falschheit nicht anders, als mittelst einer Untersuchung, die oft über unsere Kräfte geht, einsehen können. Hingegen dürfte man die Dichter, die uns allzusehr gepriesen worden wären, blos lesen, so würde dieses hinreichen, uns von unserm Vorurtheile loszumachen, wir müßten denn fanatisch seyn. Allein es geschieht gerade das Gegentheil. Wir bewundern die Aeneis in unsern reifern Jahren nicht nur eben so sehr, als in unserm Jugendalter, wo das Ansehen unserer Lehrer unsern noch nicht zur Reife gekommnen Vernunft hintergehen konnte; sondern diese Bewunderung vermehrt sich so gar, ie mehr unser Geschmack an Vollkommenheit zunimmt, ie mehr sich unsere Einsichten erweitern.

Zudem ist es etwas leichtes, historisch zu beweisen, daß Virgil und die andern vortrefflichen Dichter des Alterthums ihre ersten Bewunderer nicht den Schulen, oder den Vorurtheilen zu danken haben. Wer das Gegentheil behaupten kann, der muß sich vorgenommen haben, niemals einen Blick über sein Zeitalter und über sein Vaterland hinaus zu thun. Die Landsleute und die Zeitverwandten des Virgil waren seine ersten Bewunderer. Es waren Frauenzimmer, Leute von der grossen Welt, die vielleicht nicht so viel von den Wissenschaften wuß-

wußten, als diejenigen, welche sich die Geschichte von dem Ruhme grosser Dichter nach ihrer eignen Methode ersannen, an statt sie in den Schriften zu suchen, worinnen sie enthalten ist. Als die Aeneis zuerst ans Licht trat, war sie mehr ein Buch für das Volk, als für die Gelehrten. Die Sprache, worinnen sie geschrieben ist, war die Landessprache; und das Frauenzimmer sowohl als die Männer, die Ungelehrten sowohl als die Gelehrten lasen dieses Gedicht, und urtheilten darüber nach dem Eindrucke, den es auf sie machte. Der Name Virgil konnte damals noch bey Niemanden ein Vorurtheil erregen, und sein Buch war allen Anfällen ausgesetzt, die ein neues Werk treffen können. Mit einem Worte, Virgils Zeitverwandten urtheilten über Virgils Aeneis eben so, wie unsere Väter über Boileaus Satyren und über La Fontainens Fabeln urtheilten, als diese beyden Werke noch neu waren. Folglich war es der Eindruck, den die Aeneis auf Jedermann machte, es waren die Thränen, die das weibliche Geschlecht beym Lesen derselben vergoß, welche verursachten, daß man sie als ein vortreffliches Gedicht mit Beyfalle aufnahm. Dieser Beyfall hatte sich schon zu Quintilians Zeiten, welcher ungefähr neunzig Jahre nach dem Virgil lebte, in Bewunderung verwandelt. Aus dem Juvenal, einem Zeitgenossen Quintilians, erhellet, daß man schon damals die Knaben in den

Schulen den Horaz und den Virgil lesen lies. a) Diese Bewunderung stieg hernach immer höher. Fünfhundert Jahre nach dem Virgil, zu einer Zeit, da das Latein noch eine lebendige Sprache war, redete man schon mit eben so vieler Hochachtung von ihm, als heutiges Tages nur immer diejenigen thun könnten, die am meisten von seiner Vortrefflichkeit eingenommen sind. Aus Justinians Institutionen erhellet, daß die Römer den Virgil vorzugsweise den Dichter nannten, und ihn allezeit darunter verstanden, wenn sie dieses Wort brauchten, ohne einen Namen dazuzusetzen; so wie die Griechen den Homer darunter verstanden, wenn sie sich eben dieser Art zu reden bedienten. b)

Virgil hat also seinen Ruhm weder seinen Uebersetzern noch seinen Auslegern zu danken: Er wurde bewundert, ehe er einer Uebersetzung nöthig hatte, und dem Beyfalle, den seine Poesien erhielten, hat er auch seine ersten Ausleger zu verdanken. Als Makrobius und Servius, der wahrscheinlichsten Meynung nach, im vierten Jahrhunderte ihn erläuterten und erklärten, konnten sie ihm keine grös-

sern

a) Dum modo non pereat totidem olfecisse lucernas,
Quot stabant pueri; cum totus decolor esset
Flaccus et haereret nigro fuligo Maroni.

Juv. Sat. VII.

b) Cum Poëtam dicimus, nec addimus nomen, subauditur apud Graecos egregius Homerus, apud nos Virgilius.

Inst. L. I. Tit. 2.

fern Lobsprüche ertheilen, als er von dem Publico erhielt; oder es würde ihnen Jedermann widersprochen haben, indem das Latein die Muttersprache derer war, für welche Servius und Makrobius schrieben. Eben dieses läßt sich von dem Eustathius, dem Asconius Pedianus, dem Donat, dem Akron und andern alten Commentatoren sagen, die ihre Erklärungen zu einer Zeit ans Licht stellten, wo man noch die Sprache des Autors redete, über den sie commentirten.

Alle neuern Nationen, die nach der Zerstörung des römischen Reiches von den Barbaren in Europa entstanden sind, haben gleichfalls ihre Hochachtung vor dem Virgil auf eben die Weise gefaßt, als es die Zeitverwandten dieses Dichters gethan hatten. Alle diese durch ihre Sprachen, Religionen und Sitten so verschiednen Völker sind in ihrer hohen Meynung von dem Virgil Eines Sinnes geworden, so bald sie angefangen hatten, polis zu werden, und ihn verstehen zu lernen. Sie erkannten die Aeneis nicht deswegen für ein vortreffliches Gedicht, weil man ihnen in den Schulen gesagt hatte, sie sey bewundernswürdig schön; denn man hatte damals noch keine Schulen: Sondern weil sie diese Epopen beym Durchlesen vortrefflich fanden, so faßten sie einhellig den Entschluß, das Studiren derselben zu einem Stücke der gelehrten Erziehung ihrer Kinder zu machen.

Sobald die nordischen Völker festen Sitz im römischen Reiche bekamen, sobald sie Latein ver-

stehen lernten, fiengen sie an eben so viel Geschmack an dem Virgil zu finden, als die Landesleute dieses liebenswürdigen Dichters beständig an ihm gefunden hatten. Ich will nur ein einziges Beyspiel anführen. Theodorich, der erste König der Westgothen, die sich in Gallien festsetzten, und ein Zeitgenosse des Kaiser Valentinian III, hatte seinem Sohne Theodorich dem zweyten den Virgil erklären lassen. Dieser Theodorich sagt, indem er den berühmten Avitus anredet, welcher im vierhundert und fünf und funfzigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung zum Kaiser ausgerufen wurde, und welcher in ihn drang, sich mit den Römern auf einen gütlichen Fuß zu setzen: Ich habe allzuviele Verbindlichkeit gegen dich, als daß ich dir etwas abschlagen sollte. Du hast mich in meiner Jugend unterrichtet; du hast mir den Virgil erkläret, damit meine scythischen Sitten durch das Studiren dieses Gedichtes gemildert würden. c) Sidonius Apollinaris, von dem wir diese Nachricht haben, war ein Eydam des Avitus.

Eben so ist es mit den andern berühmten Poeten des Alterthumes. Sie schrieben in ihrer Landessprache, und die ersten, die ihnen ihren Beyfall ertheilten, konnten nicht so leicht sich irren. Seitdem

c) - - - Paruumque ediscere iussit
Ad tua verba pater, docili quo prisca Maronis
Carmine molliret scythicos mihi pagina mores.
Sidon. Apoll. carm. VII.

dem die neuern Nationen entstanden sind, welche heutiges Tages Europa bewohnen, hat keine von ihnen die in ihrer Landessprache verfertigten Gedichte den Werken dieser Alten vorgezogen. Alle diejenigen, welche die Poesien der Alten verstehen, in den mittäglichen Ländern von Europa sowohl als in den nordlichen, und in den katholischen wie in den protestantischen, erklären sich einmüthig, daß sie mehr davon gerührt und eingenommen sind, als von Gedichten in ihrer Muttersprache. Sollte wohl Jemand auf die Muthmassung fallen, die Gelehrten aus allen Jahrhunderten hätten den seltsamen Anschlag gefaßt, den Ruhm ihrer Mitbürger, von denen sie die meisten nur aus ihren Büchern kennen, dem Ruhme der Griechen und Römer aufzuopfern, die ihnen diesen Verrath nicht mehr Dank wissen können? Im Ernste können sich alle diese Leute auch nicht betrogen haben, weil von ihren eignen Empfindungen die Rede war. Und die Anzahl derer, die anders gesprochen haben, ist so klein, daß es sich nicht einmal der Mühe lohnt, ihrentwegen eine Ausnahme zu machen. Wenn aber einiger Streit über den Werth und die Schönheit eines Gedichtes entstehen kann, so muß er durch die Wirkung entschieden werden können, welche dieses Gedicht seit zwanzig Jahrhunderten auf alle Leser gethan hat.

Die philosophische Denkungsart, worunter man eigentlich nichts anders als eine durch Nachsinnen und Erfahrung stark gewordne Vernunft versteht,

und davon blos der Name den Alten etwas neues gewesen seyn würde, leistet vortreffliche Dienste, wenn man Bücher schreibt, worinnen man lehrt, was für Fehler ein Scribent zu vermeiden hat; oder wenn man die, welche schon von einem Autor begangen worden sind, ins Licht setzen will; allein man bekömmt nur sehr schlechten Unterricht von ihr, wenn man über ein Gedicht im Ganzen urtheilen soll: Denn die vorzüglichsten Schönheiten desselben lassen sich besser empfinden, als ausrechnen und ausmessen. Quintlian in seiner Beurtheilung verschiedener Scribenten, die von ganzen Jahrhunderten und Nationen genehmiget worden ist, rechnet ihre Fehler nicht mathematisch aus, er zergliedert nicht alle ihre wirklichen und vergleichungsweisen Mängel im einzelnen; sondern er charakterisiret sie nach dem Eindrucke, den sie auf den Leser machen, und das Publicum, welches beständig auf eben dieselbe Weise darüber geurtheilet hat, ist allzeit von einerley Meynung mit ihm gewesen.

Kurz, in allen den Dingen, wobey es auf die Empfindung ankömmt, wie bey dem Werthe eines Gedichtes; da ist die Rührung aller derer, die es gelesen haben und noch lesen, und ihre Hochachtung gegen ein Werk eben das, was eine Demonstration in der Geometrie ist. Eine solche Art von Demonstration ist aber die Ursache, warum die Nationen für den Virgil und für einige andre Dichter so sehr eingenommen sind. Folglich werden auch die Menschen ihre Meynung in diesem Stücke nicht

ändern,

ändern, so lange die Einrichtung der menschlichen Seele unverändert bleibt. Die Poesien unserer Autoren werden ihnen nicht als mittelmässige Werke vorkommen, so lange nicht eine solche Veränderung mit der menschlichen Natur vorgeht, daß uns der Zucker bitter und Wermuth süß schmeckt. Man wird den Kunstrichtern, ohne sich auf eine Untersuchung ihrer Kritiken einzulassen, zur Antwort geben, daß man die Fehler in den Gedichten, die man bewundert, schon selbst bemerkt habe, und daher nicht von seiner Meynung abgehen werde, wenn man deren auch einige mehr wahrnehmen sollte. Man wird ihnen erwiedern: Die Landsleute dieser grossen Dichter mußten noch mehr Fehler in den Werken derselben gewahr werden, als wir deren heutiges Tages bemerken können. Die Sprache, worinnen sie geschrieben sind, war ihre Muttersprache, und viele Dinge, von denen wir keine Kenntniß mehr haben, die aber zu allerhand gegründeten Kritiken Anlaß geben konnten, waren ihnen bekannt. Gleichwohl haben sie diese grossen Scribenten eben so sehr bewundert, als wir sie bewundern. Unsere Kunstrichter werden also am beßten thun, wenn sie blos gegen die Ausleger schreiben, welche die Fehler, deren sich immer eine grosse Menge in den beßten Werken findet, zu Schönheiten machen wollen. Die Alten haben diese Kindereyen ihrer Ausleger eben so wenig zu verantworten, als ein schönes Frauenzimmer die ausschweifenden Thorheiten derjenigen, die sich sterblich in sie verliebt haben, ohne daß sie dieselben einmal kennet.

Das Publicum ist im Besitze des Rechtes, die Prüfung solcher Schlüsse, welche wider die Erfahrung streiten, den Gelehrten zu überlassen, und sich blos an dasjenige zu halten, was es mittelst seiner Empfindung mit völliger Gewißheit weis. Jeden überzeugt seine eigne Empfindung, worinnen er durch die Empfindung anderer Jahrhunderte noch mehr bestärkt wird, daß alle diese Schlüsse falsch seyn müssen; und in dieser Ueberzeugung bleibt er ganz ruhig und wartet, bis sich irgend Jemand die Mühe giebt, das Fehlerhafte in denselben schulgerecht zu zeigen. Ein Medicus, der Fähigkeiten hat, und in der Logik geübt ist, schreibt ein ganzes Buch, worinnen er erweisen will, daß Hülsenfrüchte und Fische in unserm Lande und unter unsern Klima eben so gesunde Nahrungsmittel seyn, als das Fleisch der Thiere. Er demonstrirt es nach allen Regeln der Methode: Er legt Sätze zum Grunde, und folgert, wie es scheinet, sehr natürliche und bündige Schlüsse daraus; Gleichwohl überzeugt er Niemanden. Seine Zeitverwandten, die sich nicht einmal die Mühe machen, der Quelle seines Irrthumes nachzuspüren, verwerfen ihn ohne Umstände, weil sie es aus ihrer eignen Erfahrung haben, daß in unserm Lande das Fleisch der Thiere ein leichteres und gesünderes Nahrungsmittel ist, als Fische und Hülsenfrüchte. Die Menschen wissen wohl, daß sich ihr Verstand leichter verblenden, als ihre Empfindung sich hintergehen läßt.

Wer

Wer eine im Schwange gehende Meynung vertheidigt, der schreibt etwas, das keines Menschen Aufmerksamkeit an sich zieht: Schreibt er schlecht, so wird gar nicht davon gesprochen; schreibt er aber gut, so sagt man, er habe eine schon bekannte Sache recht artig eingekleidet. Wer hingegen eine durchgängig angenommene Meynung bestreitet, der kömmt dadurch sogleich in einem gewissen Ruf. Daher es auch gar nichts Neues ist, wenn ein Gelehrter dadurch, daß er einer allgemeinen Meynung widerspricht, sich den Ruhm eines Mannes von höhern Einsichten zu erwerben sucht, eines Mannes, der geboren ist, seinem Zeitalter den Ton zu geben, nicht, sich ihn von seinem Zeitalter geben zu lassen. Solchergestalt sind alle in der Litteratur herrschende Meynungen schon mehr als einmal angefochten worden. Es giebt keinen berühmten Autor, den nicht irgend einmal ein Kunstrichter um sein Ansehen zu bringen gesucht haben sollte, ja in unsern Zeiten ist so gar behauptet worden, die Aeneis sey nicht ein Werk des Virgils, und Tacitus habe die Geschichte und die Jahrbücher nicht geschrieben, die unter seinem Namen vorhanden sind. Was sich nur irgend gegen den Ruhm der guten Werke des Alterthumes vorbringen läßt, das ist alles schon geschrieben, oder wenigstens gesagt worden: aber dem ungeachtet werden sie noch immerfort gelesen. Sie sind eben so wenig in Gefahr, um ihren Ruhm zu kommen, als verloren zu gehen, wie vordem ein Theil davon durch die Verwüstungen der Barbaren verloren gegangen ist. Die Buchdruckerey hat

die Exemplare derselben allzusehr vervielfältigt; und wenn auch Europa einen so völligen Umsturz zu erwarten hätte, daß kein einziges davon übrig bliebe, so würden dennoch diese kostbaren Denkmale in den Büchersammlungen der europäischen Colonien in America und an dem äussersten Ende von Asien der Nachwelt aufbehalten bleiben.

Ich komme wieder auf die Kunstrichter. Wenn wir in einem Buche, welches durchgängig für schön gehalten wird, Fehler bemerken, so dürfen wir uns nicht für die ersten ansehen, denen die Augen darüber aufgegangen sind. Vielleicht ist das, was uns dabey einfällt, schon vielen andern auch eingefallen, die es ebenfalls in der ersten Hitze lieber gleich noch an demselben Tage durch den Druck bekannt gemacht hätten, um die Welt ungesäumt von ihren alten Irrthümern zu befreyen. Allein ein klein wenig Ueberlegung bewog sie, ihren Angriff der allgemeinen Meynung, die ihnen ein blosses Vorurtheil zu seyn schien, vor der Hand noch aufzuschieben; und ein wenig mehr Nachdenken belehrte sie, daß sie sich blos deswegen für scharfsichtiger als andre gehalten hatten, weil sie noch nicht aufgeklärt gnug gewesen waren. Sie sahen ein, daß die Welt Ursache habe, so zu denken, wie sie seit vielen Jahrhunderten gedacht hat, und daß, wenn der Ruhm der Alten von seiner Grösse verlieren könnte, es schon lange Zeit her wäre, daß gleichsam der Rauch von der Fackel der Zeit ihn verdunkelt haben müßte: Kurzum, sie sahen ein, daß ihr Eifer unüberlegt gewesen war.

Ein junger Mann, der in ein ansehnliches Amt kömmt, fängt die Verwaltung damit an, daß er das Verfahren seines Vorwesers tadelt. Er kann nicht begreifen, wie doch vernünftige Leute ihn haben rühmen können, und macht sich Hoffnung, weit mehr Böses zu verhindern und weit mehr Gutes zu befördern. Der schlechte Erfolg seiner anfangs gemachten Versuche, die Misbräuche abzustellen und eine Ordnung einzuführen, wozu er den Plan in seinem Cabinete entworfen hatte, die Einsichten, die er aus der Erfahrung bekömmt, und die man blos aus der Erfahrung bekommen kann; alles dieses überzeugt ihn gar bald, daß das Verhalten seines Vorwesers sehr gut gewesen sey, und daß er mit Rechte von der Welt gelobt werde. Eben so entrüsten wir uns manchmal über gewisse Meynungen, die in der gelehrten Republik durchgängig angenommen sind, wenn wir zum ersten male darüber nachdenken. Allein noch reifere Betrachtungen über die Art, wie diese Meynungen aufgekommen sind, ausgebreitetere und deutlichere Einsichten in das, was die Menschen zu thun fähig sind, und endlich unsere eigne Erfahrung machen, daß wir selbst zuletzt diesen Meynungen beytreten. Ein zwanzigjähriger französischer Mahler, der nach Rom kömmt, um da zu studiren, findet in Raphaels Werken anfangs nichts, was ihm eines so ausserordentlich grossen Ruhmes würdig scheint. Manchmal ist er unbedachtsam genug seine Meynung herauszusagen, aber er ärgert sich nicht wenig über sich selbst, wenn er ein Jahr nachher zu etwas mehr Einsicht gekom-

men und der allgemeinen Meynung beygetreten ist. In Dingen, deren Werth von Jedermann eingesehen werden kann, geht man nur deswegen bisweilen von der gemeinen Meynung ab, weil man noch nicht aufgeklärt genug ist. d)

d) Nihil est peius iis, qui paululum aliquid vltra primas litteras progressi falsam sibi scientiae persuasionem induerunt. *Quint.* Lib. I. cap. 2.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Von dem Begriffe, den sich diejenigen, welche die Schriften der Alten nicht in ihrer Ursprache lesen können, davon machen sollen.

Diejenigen, welche die Sprachen nicht verstehen, worinnen die Poeten, die Redner und die Geschichtschreiber des Alterthumes geschrieben haben, sind nicht selbst im Stande, über ihre Vortrefflichkeit zu urtheilen. Wenn sie also einen richtigen Begriff von dem Werthe derselben haben wollen, so müssen sie sich solchen nach dem machen, was die davon sagen, welche diese Werke in ihrer Ursprache lesen können. Niemand ist fähig, gut über einen Gegenstand zu urtheilen, wofern er denjenigen Sinn nicht dazu gebrauchen kann, mit-

telst

telst dessen dieser Gegenstand eigentlich erkannt werden muß. Man kann kein zuverlässiges Urtheil über den Geschmack eines Weines fällen, bevor man ihn gekostet, oder über ein musikalisches Stücke, bevor man es gehört hat. In diesem Falle aber befinden sich diejenigen, welche die Sprache nicht verstehen, worinnen ein Gedicht geschrieben ist: Sie können über den Werth desselben nicht vermittelst der innern Empfindung urtheilen, von der ich schon oft geredet und sie unsern sechsten Sinn genannt habe. Ihr kömmt es eben so rechtmässiger Weise zu, den Ausspruch zu thun, ob ein Gegenstand rührend und einnehmend sey, als es dem Gehöre zukömmt, zu beurtheilen, ob gewisse Töne gefallen; oder dem Gaumen, ob ein gewisser Geschmack angenehm sey.

Alles, was die Kunstrichter sagen können, setzt den, der kein Latein versteht, eben so wenig in den Stand, über den Werth von Horazens Oden zu urtheilen, als uns eine Beschreibung von der Beschaffenheit eines gewissen Weines, den wir niemals getrunken haben, in den Stand setzen könnte, den Geschmack desselben zu beurtheilen. Das eigne Erkenntniß desjenigen Sinnes, welcher der eigentliche Richter des Gegenstandes ist, worüber geurtheilt werden soll, kann durch nichts anders ersetzt werden; und der Begriff, den man sich aus dem, was andre darüber sagen und philosophiren, von einem Gegenstande machen kann, ist nichts besser, als etwa der Begriff, den sich ein Blinder von der Farbe,

be, oder ein Mensch, der niemals krank gewesen ist, von dem Fieber und von der Kolik macht.

Gleichwie man nun den, der ein musikalisches Stücke nicht gehört hat, über die Vortrefflichkeit desselben nicht gegen diejenigen streiten läßt, die es gehört haben; gleichwie der, so niemals das Fieber gehabt hat, denjenigen, die es gehabt haben, nicht widersprechen darf, wenn sie beschreiben, wie einem im Fieber zu Muthe ist: Eben so muß der, welcher die Sprache nicht versteht, worinnen ein Gedicht geschrieben ist, auch nicht über den Werth desselben mit denjenigen disputiren wollen, die es in seiner Ursprache lesen können. Ueber den Werth eines Gedichtes, über seinen Vorzug vor andern Gedichten streiten, heißt das etwas anders, als über den verschiednen Eindruck, über die Rührung streiten, welche dieselben in den Lesern hervorbringen? Streitet man da nicht über eine Erfahrung; und glauben die Menschen in solchem Falle nicht allemal vielen Augenzeugen, die in ihrer Aussage völlig übereinstimmen, weit mehr, als allen denen, welche die Möglichkeit der Sache durch philosophische Gründe streitig machen wollen?

Da nun diejenigen, so der Sprache eines Dichters nicht kundig sind, auch kein eigenmächtiges Urtheil über seinen Werth, und den ihm gebührenden Rang fällen können: So handeln sie doch wohl vernünftiger, wenn sie dem Urtheile derer trauen, die sein Werk schon vorzeiten verstanden

haben,

haben, und derer, die es noch itzt verstehen; als wenn sie die Meynung von zween oder drey Kunstrichtern annehmen, welche sagen, daß es auf sie den Eindruck nicht gemacht habe, den sonst Jedermann beym Lesen desselben zu fühlen versichert. Ich rechne hier blos diejenigen Kunstrichter mit, die von ihrer Empfindung reden: Denn die andern, welche in einer Sache, die sich durch Philosophiren nicht ausmachen läßt, nach philosophischer Methode urtheilen wollen, kommen gar nicht in Betrachtung. Nun ist die Zahl der Kunstrichter, welche sagen, daß die Gedichte der Alten nicht den Eindruck auf sie machen, den sie bey allen andern hervorbringen, so klein, daß man nur Einen von ihnen gegen hundert tausend von den andern rechnen kann. Würde man aber wohl einen Sophisten anhören, welcher beweisen wollte, daß die, denen der Wein gut schmeckt, einen verderbten Geschmack hätten, weil es einige wenige Leute giebt, denen der Wein zuwider ist. Derer, welche die Alten verstehen können, und dennoch keinen Geschmack an ihnen finden, ist in Vergleichung mit denen, die von den Alten eingenommen sind, eine eben so geringe Anzahl, als die Zahl derer, denen der Wein zuwider ist, in Vergleichung mit denen, die ihn sehr gern trinken.

Man muß sich in Acht nehmen, daß man sich von den Verächtern der Alten nicht verblenden lasse, wenn sie mittelst einer Sophisterey derjenigen Gelehrten einerley Geschmack mit sich andichten, welche in den schönsten Werken des Alterthums Fehler bemerkt haben. Diese Herren, die in der

Kunst die Wahrheit ohne Lügen zu verfälschen sehr geschickt sind, wollten uns gern überreden, daß gedachte Gelehrte von ihrer Parthey wären. Freylich thun sie in Einem Verstande gar nicht übel daran. In solchen Fällen, wo der streitige Punkt auf historische Wahrheiten ankömmt, als wenn man z. B. wissen will, ob ein Gedicht den Leser sehr interessirt oder nicht, da verfährt das Publicum in seinem Urtheile eben so, wie die bürgerlichen Gerichte zu thun pflegen, es giebt derjenigen Parthey recht, zu deren Vortheile sich eine ganze Menge Augenzeugen in ihrer Aussage einhellig erklären, wenn sich auch gleich einige wenige finden, die da sagen, sie hätten es nicht gesehen, und durch eine Menge von Gründen die Sache so gar zu einer Unmöglichkeit machen wollen. Die Verächter der Alten haben kein Recht, Jemand anders zu ihrer Parthey zu zählen, als diejenigen Kunstrichter, welche behauptet haben, die Alten hätten ihren Ruhm, dessen sie ihrer Fehler wegen unwürdig wären, blos alten Irrthümern und groben Vorurtheilen zu danken. Allein es liesse sich ein völliges Verzeichniß dieser Kunstrichter in zwo Zeilen geben, da hingegen ganze Bücher kaum hinreichen würden, ein Verzeichniß derer vom entgegen gesetzten Geschmacke zu machen. Gewißlich, wer solchen einhelligen Zeugnissen geradezu widersprechen, wer so viele vergangne Zeitalter und selbst das unsrige des Irrthumes bezüchtigen kann, der muß in dem Wahne stehen, daß die Welt nur erst aus ihrer Kindheit herauskomme, und daß wir das erste vernünftige

Men-

Menschengeschlecht seyn, welches die Erde bisher noch getragen hat.

Aber, dürfte man sagen, setzet denn nicht eine Uebersetzung, die von einem gelehrten und geschickten Manne verfertigt ist, diejenigen, so z. E. kein Latein verstehen, in den Stand, für sich selbst und mittelst ihrer Empfindung über Virgils Aeneis zu urtheilen?

Ich gebe zu, daß Virgils Aeneis im Französischen gleichsam in eben denselben Sinn fällt, der über das Original geurtheilt haben würde; allein die Aeneis wird im Französischen ein ganz anders Gedicht als es im Lateinischen ist. Ein grosser Theil von der Schönheit eines griechischen oder lateinischen Gedichtes liegt in dem Rhythmus und in der Harmonie der Verse; diese Schönheit aber, die in den Originalen so fühlbar ist, läßt sich in eine französische Uebersetzung gleichsam nicht verpflanzen. Virgil selbst würde sie in so fern nicht in das Französische herüber tragen können, in so fern es dieser Schönheit weniger fähig ist, als das Latein, wie ich im ersten Theile dieses Buches gezeigt habe. Zweytens, die Poesie des Styles, von welcher, wie ebenfalls schon weitläuftig dargethan worden ist, fast einzig und allein das Glück eines Gedichtes abhängt, wird in der beßten Uebersetzung so verunstaltet, daß sie fast nicht mehr kenntlich bleibt.

Es ist allemal schwer, eine reine und getreue Uebersetzung auch nur von einem Autor zu machen,

der blos Begebenheiten ganz ungeschmückt erzählt; besonders wenn er in einer Sprache geschrieben hat, wo man leichter stark und präcis im Ausdrucke seyn kann, als in der Sprache, darein man ihn übersetzen will: Daher lassen alle Griechen und Römer sich sehr schwer ins Französische bringen. Nun urtheile man, ob es möglich sey, den figurirten Styl der griechischen und lateinischen Dichter in das Französische zu übersetzen, ohne die Kraft desselben zu schwächen, und ohne ihn seiner größten Annehmlichkeiten zu berauben.

Der Uebersetzer nimmt sich entweder die Freyheit, die Figuren zu verändern, und andere, die in seiner Sprache gewöhnlich sind, an die Stelle derjenigen zu setzen, deren sich sein Autor bedient; oder er übersetzt sie Wort für Wort, und behält in seiner Copie eben dieselben Bilder bey, die das Original schildert. Wenn er die Figuren vertauscht, so redet nicht mehr der Autor, sondern der Uebersetzer. Dieses verursacht schon einen grossen Abfall, gesetzt auch, daß der Uebersetzer eben so viel Geist und Genie hätte, als der Verfasser seines Originales; welches doch ein Fall ist, der nicht vorzukommen pflegt.

Man drückt seine eignen Ideen immer besser aus, als die Ideen eines andern. Zudem sind die Figuren, welche man für gleichgeltend in beyden Sprachen ansieht, nur selten völlig von einerley Geltung. Ist aber auch dieses, so trifft sichs doch

oft

oft, daß beyde nicht gleich edel sind. Z. B. wenn die Lateiner figürlich sagen wollten, daß dieses oder jenes menschlichen Kräften unmöglich sey, so sagten sie: **Man würde eher den Herkules seine Keule entreissen können**, und im Französischen braucht man in solchem Falle die Redensart: **Den Mond mit den Zähnen anfassen.** Ersetzt wohl diese französische Figur die Simplicität und den Adel der lateinischen?

Bey einem Gedicht ist der Abfall wenigstens nicht geringer, wenn der Uebersetzer die Figuren Wort für Wort geben will. Denn erstlich kann er die Worte nicht in ihrer richtigsten Bedeutung übersetzen, ohne daß er oft genöthigt ist, Beywörter an ein Wort anzuflicken, um die Bedeutung desselben entweder einzuschränken oder zu erweitern, zu schwächen oder zu stärken. Die Worte, welche man aus Noth für gleichbedeutend oder gleichgeltend ansehen muß, sind oft nicht die eigenthümlichen in der Sprache des Uebersetzers, oder ihre Bedeutung ist nicht gerade von eben demselben Umfange; gleichwohl besteht in den eigenthümlichen Worten oft die angemeßne Genauigkeit des Ausdruckes und die Schönheit der Figur, deren sich der Poet bedient hat. Einer der beßten deutschen Uebersetzer giebt das Wort Hera durch **Madam**, obgleich dieses Wort den Begriff des lateinischen nicht genau ausdrückt, weil es in dieser Sprache eigentlich das Verhältniß zwischen einem Sklaven und seiner Gebieterinn in sich begreift. Der Uebersetzer muß da-

 her

her manchmal eine ganze Umschreibung machen, um den Sinn eines einzigen Wortes gut zu geben; dadurch aber wird der Ausdruck schleppend und die Redensart matt, so lebhaft sie auch in dem Originale ist. a) Vielleicht war dieses einestheils die Ursache, warum gedachter Uebersetzer in dem angeführten Falle nicht gnädige Frau sagte, welches übrigens mehr von dem Sinne des lateinischen Wortes ausdrücken würde. Es ist mit einer virgilianischen Redensart eben als wie mit einer raphaelischen Figur. Man mache auch noch so wenig Veränderung an Raphaels Umrissen, so benimmt man doch gleich seinen Ausdrückungen das Kraftvolle und seinen Köpfen das Edle. So mag ein virgilianischer Ausdruck auch nur die geringste Veränderung leiden, so wird er eben dieselbe Sache nicht mehr so glücklich sagen; man wird in der Copie den Ausdruck des Originales nicht wiederfinden. Obgleich z. E. unser Adel sehr viel Aehnlichkeit mit den alten römischen Patricien hat, so verknüpft man doch mit dem erstern Worte nicht völlig und genau die Idee,

a) Gilt nicht diese Anmerkung so gar, wiewohl in einem geringern Grade, von den neuern Sprachen, wenn man sie blos mit einander selber vergleicht? Müssen nicht gewisse Gedichte viel verlieren, wenn sie aus einer von diesen Sprachen in die andre übersetzt werden sollen? Ich will z. E. von den deutschen nicht erst die Meßiade nennen; man dürfte nur mit einem kleinern Werke, mit den Kriegsliedern einen Versuch anstellen. Ein schon vorhandenes Beyspiel ist unter andern die französische Uebersetzung der cramerischen Ode die Auferstehung, wie sie sich in dem zweyten Theile des Choix litteraire befindet.

Idee, welche von dem letztern angedeutet wird: Daher auch gute Scribenten das Wort Patricien im Deutschen beybehalten haben.

Falls aber auch ein Wort in beyden Sprachen der Bedeutung nach vollkommen gleich wäre; kann es nicht, blos als ein Klang und ohne Absicht auf die damit verknüpfte Idee betrachtet, in der einen Sprache weit edler als in der andern seyn; daß man folglich ein schlechtes Wort in der Uebersetzung antrifft, wo der Autor im Originale ein schönes hingesetzt hatte? Klingt das französische Renaud so schön, als das italienische Rinaldo; oder das deutsche Ludwig so schön, als das italienische Lodovico?

Ferner kann ein Wort viel von seiner Schönheit einbüssen, wenn in der Uebersetzung eines an seine Stelle kömmt, mit welchem eine niedrige Idee verknüpft ist. Verliert nicht das Wort Hospes ein Theil von seiner Würde, die es im Lateinischen hat, wo es einen Mann bezeichnet, der mit einem andern in der genauesten Freundschaft steht, in so genauer Freundschaft, daß jeder in dem Hause des andern wie in seinem eignen schalten kann; verliert, sage ich, dieses Wort nicht viel, wenn man es im Deutschen durch Wirth oder Gast übersetzt, da man unter dem ersten gemeiniglich einen Mann versteht, der ein öffentliches Haus hält, worinnen Jedermann um Geld herbergen kann, und unter dem andern sehr oft denjenigen, der in einem solchen Hau-

se herbergt, oder sich daselbst einfindet, um für sein Geld zu speisen oder zu trinken? Es ist mit den Wörtern als wie mit den Menschen. Wenn sie unsere Hochachtung haben wollen, so ist es nicht genug, daß sich diese nur bisweilen in vornehmen Verrichtungen, und jene in edeln Bedeutungen zeigen; sondern die erstern müssen sich gar niemals in niedrigen Geschäfften sehen lassen, und die letztern niemals in einer schlechten Bedeutung vorkommen.

Zweytens, gesetzt nun auch, daß es einem Uebersetzer gelungen wäre, die lateinische Figur in ihrer ganzen Stärke zu geben, so wird dennoch diese Figur oftmals nicht den Eindruck auf uns machen, den sie auf die Römer machte, für die das Gedicht verfertigt wurde. Wir haben oft nur eine sehr unvollkommne Kenntniß von der Sache, davon diese Figur entlehnt ist; oder wenn wir auch eine vollkommne Kenntniß davon haben, so finden wir doch aus Ursachen, die ich nun gleich anzeigen will, lange nicht so viel Geschmack daran, als die Römer, und das Bild, ob es gleich eben dieselbe Sache vor Augen stellt, kann uns dem ohnerachtet nicht so rühren, als es die Römer rührte.

So können alle die Figuren, welche von ihren Waffen und Kriegsmaschinen hergenommen sind, auf uns nicht den Eindruck machen, den sie auf die Alten machten. Können wohl Figuren, die von einem Fechterkampfe hergenommen sind, auf einen Deutschen, der sich von diesen Gefechten gar keinen

Begriff

Begriff macht, oder doch wenigstens sie niemals gesehen hat, eben so viel Wirkung thun, als sie auf einen Römer thaten, der für diese Schauspiele, bey denen er sich monathlich mehr als einmal einfand, sehr eingenommen war? Glaubt man wohl, daß Figuren, die von einem Orchester, von Opernchören und Tänzen hergenommen sind, für Leute, die niemals eine Oper gesehen hätten, eben so herzrührend seyn würden, als für diejenigen, die alle Wochen in die Oper gehen? Kann wohl die figürliche Redensart, **sein Brod im Schatten seines Feigenbaumes essen**, auf uns eben den Eindruck machen, den sie auf einen Syrer machte, der fast immer von einer brennenden Sonnenhitze gequält wurde, und es so oft unaussprechlich erquickend gefunden hatte, in dem Schatten der grossen Blätter dieses Baumes zu ruhen, welcher unter allen Bäumen dieses Landes, die auf den Ebenen anzutreffen sind, den besten Schirm vor der Sonne giebt? Können wohl die nordischen Nationen alle die andern Figuren, welche die Annehmlichkeit des Schattens und der Kühlung beschreiben, eben so stark fühlen, als es diejenigen Nationen können, die in heissen Ländern wohnen, und für welche diese Figuren erfunden sind? Virgil und die andern alten Dichter würden sich ganz entgegengesetzter Figuren bedient haben, wenn sie für die nordischen Nationen geschrieben hätten. An statt ihre meisten Metaphern von einem Bache herzunehmen, dessen frisches Wasser den durstigen Wanderer labt; oder von einem Hayne, der eine Quelle mit seinem erfrischen-

den Schatten umgiebt, würden sie dieselben von einem Kamine, oder von den Wirkungen des Weines und anderer geistreichen Getränke entlehnt haben. Sie würden lieber das lebhafte Vergnügen eines Menschen geschildert haben, der aus einer heftigen Kälte in die Wärme kömmt; oder die zwar langsamere aber noch lieblichere Empfindung desjenigen, der sich in einen Pelz einhüllt. Unser Herz fühlt weit mehr bey der Abschilderung eines Vergnügens, dessen es täglich genießt, als bey der Abbildung einer Lust, die wir niemals, oder doch nur selten geschmeckt haben, und nach der wir uns nicht sehnen. Da wir selbst gegen das Vergnügen gleichgültig sind und nicht darnach verlangen, wenn wir keinen Geschmack daran finden, so kann auch eine Abschilderung desselben für uns nicht rührend seyn, wenn gleich Virgil selbst sie gemacht hätte. Wie wenig Einnehmendes können für einen Einwohner kalter Länder, der niemals pures Wasser trinkt, und der das von dem Dichter beschriebene Vergnügen blos durch die Einbildung kennt, die Verse aus Virgils fünfter Ekloge haben, die ein so reizendes Gemählde von dem Vergnügen machen, das ein Ermüdeter schmeckt, wenn er im weichen Grase schlummert, und ein Wanderer, wenn er seinen heissen Durst mit dem Wasser einer lebendigen Quelle stillt.

> Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
> Dulcis aquae saliente sitim restinguere riuo.

Und so ist es mit den meisten Bildern, deren sich die alten Dichter sehr weislich bedienten, um

ihren

ihren Landesleuten und Zeitgenossen interessant zu werden.

Oft ist auch ein Bild in dem einen Lande edel, und hingegen in einem andern sehr niedrig. So ist es mit dem Gleichnisse, welches ein griechischer Dichter von einem Esel hernimmt, einem Thiere, welches in seinem Lande sehr wohlgestaltet ist und glänzendes Haar hat, da es bey uns sehr schlecht aussieht. Zudem kömmt uns dieses Thier niemals anders zu Gesichte, als armseelig bedeckt und unter den Händen des niedrigsten Pöbels, dem es die schlechtesten Lasten tragen muß, an statt daß es dort von den vornehmsten Männern der Nation zum Reiten gebraucht wird, und oft mit Golde und gestickten Zeuchen aufgezäumt und gesattelt erscheint. Man höre z. E. was ein Mißionar von dem Ansehen schreibet, in welchem die Esel in gewissen Gegenden von Ostindien stehen. „Man trifft hier „Esel an, wie in Europa. Sie sollten sich wohl „nicht einbilden, Madam, daß wir hier unter der „Nation einen ganzen Stamm haben, der sein „Geschlechtsregister in gerader Linie von einem Esel „herleitet, und sich eine Ehre daraus macht. Sie „werden sagen, das müsse einer von den niedrigsten „Stämmen seyn. Ganz und gar nicht; es ist der „väterliche Stamm des Königes.„ Würde man Recht thun, wenn man einen Dichter, der aus der Sprache dieses Landes in die unsrige übersetzt wäre, nach unsern Begriffen in dergleichen Dingen beurtheilen wollte? Wenn wir niemals andere Pferde

 gesehen

gesehen hätten, als die Bauerpferde in Isle de France, würden wohl alle die Figuren, welche von schönen Pferden hergenommen sind, eben den Begriff in uns erregen, den wir uns itzt bey diesen Figuren denken? Allein man muß, wird es heissen, einem Dichter, den man nach einer Uebersetzung beurtheilt, alle die Figuren und Prosopopöien hingegen lassen, die sich auf die Sitten und Gebräuche seines Landes gründen. Gleichwohl ist dieses das erste, was man nicht thut. Ich will nicht glauben, daß es aus hämischen Absichten geschieht, und gebe den Kunstrichtern weiter nichts Schuld, als daß sie nicht so viel Kenntniß von den Sitten und Gebräuchen der Völker haben, daß sie beurtheilen könnten, zu was für Figuren diesen oder jenen Dichter die Sitten und Gebräuche seines Landes berechtigen oder nicht berechtigen. Zweytens verdienen diese Figuren nicht allein Entschuldigung, sondern in dem Originale sind sie so gar schön.

Man frage nur diejenigen, welche in Französischen und im Lateinischen schreiben können, so werden sie uns sagen, daß der Nachdruck einer Redensart und die Wirkung einer Figur so sehr in den Worten der Sprache liege, in der man gedacht und gearbeitet hat, daß sie selbst nicht im Stande sind, sich nach ihrem Gefallen zu übersetzen, ihren eignen Gedanken nicht die rechte Originalwendung geben können, wenn sie dieselben aus dem Französischen ins Lateinische bringen; noch weniger aber, wenn es aus dem Lateinischen in das Französische geschehen soll.

Bil-

Bilder und Züge der Beredtsamkeit verlieren allemal etwas, wenn man sie aus der Sprache verpflanzt, in der sie gleichsam entsprossen sind.

Man hat im Französischen Uebersetzungen vom Virgil und vom Horaz, die so gut sind, als Uebersetzungen seyn können. Gleichwohl sagen diejenigen, welche Latein verstehen, unaufhörlich, man bekomme aus diesen Uebersetzungen gar keine Idee von der Vortrefflichkeit des Originales, und ihr Ausspruch wird durch die allgemeine Erfahrung in allen denen bekräftigt, die sich in der Wahl der Bücher, welche sie lesen, blos nach ihrem Vergnügen richten. Wer Latein versteht, kann sich am Horaz und am Virgil niemals satt lesen; die hingegen, welche diese Dichter nur aus den Uebersetzungen kennen, finden ein so mittelmäßiges Vergnügen daran, daß es ihnen Mühe kostet, die Aeneis völlig durchzulesen; und sie können sich nicht genug wundern, wie es zugeht, daß man die Originale mit so vielem Vergnügen liest. Auf der andern Seite haben diejenigen eben so wenig Ursache dazu, welche darüber erstaunen, daß Werke, von denen sie entzückt werden, bey den, die sie blos aus den Uebersetzungen kennen, so wenig Beyfall finden. Die einen sowohl als die andern sollten bedenken, daß der, welcher Horazens Oden im Französischen liest, ein ganz anderes Gedicht liest, als diejenigen, so sie im Lateinischen lesen. Diese Anmerkung ist um so viel wahrer, da man eine Sprache nicht erlernen kann, ohne sich zugleich Vieles von den Sitten und Gebräuchen des Volkes

 bekannt

bekannt zu machen, von welchem sie geredet wurde; solches aber giebt ein grosses Licht über die Figuren und über die Poesie der Schreibart eines Autors, welches diejenigen nicht haben können, denen es an den gedachten Kenntnissen fehlt.

Warum finden die Franzosen so wenig Geschmack an den Uebersetzungen des Ariost und des Tasso, obgleich der wütende Roland und das befreyte Jerusalem diejenigen Franzosen mit Recht entzückt, welche so viel italienisch verstehen, daß sie die Originale ohne Mühe lesen können? Warum kann eben der, welcher Racinens Werke sechsmal durchgelesen hat, die Uebersetzung der Aeneis nicht ein einzigesmal völlig zu Ende lesen, da doch die, welche lateinisch verstehen, Virgils Gedicht zehnmal zu Ende bringen, ehe sie mit den Trauerspielen des französischen Dichters nur dreymal fertig werden? Darum, weil es eine wesentliche Eigenschaft jeder Uebersetzung ist, daß sie die größten Schönheiten eines Gedichtes eben so sehr verdunkelt, als sie die Fehler des Planes und der Charaktere getreulich copirt. In der Poesie macht die Schönheit der Sachen mit der Schönheit des Ausdruckes gleichsam nur Ein Wesen aus.

Wer blos zu seinem Unterrichte liest, der büßt bey einer guten Uebersetzung eines Geschichtbuches weiter nichts ein, als die Annehmlichkeit der Schreibart. Das Hauptverdienst eines Geschichtschreibers besteht nicht, als bey einem Poeten, darinnen, daß

er

er uns rührt: Der Styl eines Geschichtschreibers ist nicht die vornehmste Sache, die uns an seinem Werke intereßirt. Wichtige Begebenheiten haben an sich selbst viel Anziehendes, und schon die lautere Wahrheit macht sie pathetisch. Die hauptsächlichste Eigenschaft einer Geschichte ist die, daß sie unser Gedächtniß bereichert, und unsere Beurtheilungskraft verbessert. Aber bey einem Gedichte kömmt es vornehmlich darauf an, daß es rührend ist. Man liest Gedichte, um in Gemüthsbewegungen zu kommen. Folglich kömmt man um das Hauptverdienst eines Gedichtes, wenn man die Worte nicht hört, die der Poet selbst wählte, sie nicht in der Ordnung hört, in die er sie stellte, damit sie dem Ohre gefallen und Bilder mahlen sollten, die das Herz rühren könnten.

Man versuche es z. E., mit folgenden Stellen einige Aenderungen vorzunehmen:

Dir wagt sich keiner nachzuschwingen,
Der du von Gott begeistert bist.
Cramer in der Ode: David.

Oder auch mit folgender aus einem von Herr Klopstocks Liedern:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh!
Unsterblichs Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!

Man

Man behalte die Figur bey, und sage: **Niemand wagt es, in die Höhen zu fliegen, dahin du fliegst, du, den Gott selbst mit seinem Geiste erfüllte.** Nun ist die ganze Harmonie weg: Und wie viel hat diese Stelle nicht blos mit dem Worte **nachschwingen** verloren! das mit einem einzigen Zuge die Kraft eines Adlers seine ganze Action mahlt, wie er mit brausenden Gefieder die Luft zertheilt und sich unsern Augen entzieht; und welches durch die damit zusammengesetzte Präposition **nach** in demselben Augenblicke auch noch das Gefühl des Unvermögens in uns rege macht. Kann das ruhigern und oft so gar in der leidenden Bedeutung vorkommende Wort fliegen seine Stelle wohl vertreten? Man ändere die zweyte Stelle folgendergestalt: **Nach einer kurzen Ruhe wirst du, mein verwester Leib; wieder auferstehen, ja du wirst auferstehen. Der, so dich erschuf, wird dir ein unsterblichs Leben geben.** Wo ist hier der ganze Affect, der in dieser Strophe lag? Fast blos durch die Versetzung der Wörter ist sie beynahe zu einem puren logikalischen Satze geworden; da sie vorher das wahrhafteste Gemählde einer Seele war, die eben aus einer tiefen Schwermuth zurück kömmt, nun einen Strahl von Hoffnung erblickt, Muth faßt und mit jedem Augenblicke getroster wird. Von dem Gange der Verse, welcher der Ideen so angemessen war, und den Ausdruck so sehr belebte, ist ebenfalls keine Spur mehr vorhanden. Wenn etwa jemand noch nicht völlig

davon

davon überzeugt seyn sollte, daß ein einziges Wort, wenn es mit einem andern, obgleich aus eben der Sprache, verwechselt wird, einer Redensart Kraft und Leben gänzlich benehmen könne, so rathe ich ihm das drey und zwanzigste Kapitel aus des Aristoteles Poetik zu lesen.

Wenn man einen griechischen oder lateinischen Dichter ins Französische übersetzen will, so ist man genöthigt, mit den Ausdrücken seines Originales noch mehr und größre Veränderungen vorzunehmen, als die, so ich mit den angezognen Versen vorgenommen habe. Die fähigsten und arbeitsamsten Köpfe werden endlich der fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, die sie anwenden, um ihre Uebersetzungen so kraftvoll als das Original zu machen, in welchem eine solche Stärke, eine so genaue Richtigkeit liegt, daß es ihnen unmöglich fällt, selbige in ihre Copie zu bringen. Sie lassen sich endlich von dem Genie ihrer Sprache überwältigen, und unterwerfen sich dem Schicksale der Uebersetzungen, nachdem sie einige Zeitlang dagegen gerungen haben.

Da man nun in einer Uebersetzung nicht mehr die Worte findet, die der Autor selbst wählte, nicht mehr diejenige Anordnung derselben, in die er sie brachte, damit sie dem Ohre gefallen und das Herz rühren sollten: So erhellet daraus, daß, wenn man ein Gedicht überhaupt nach einer Uebersetzung desselben beurtheilen wollte, man eben so irrig ver-

fahren würde, als einer, der über ein Gemählde eines grossen Artisten, welches vornämlich seines Colorites wegen berühmt wäre, nach einem davon gemachten Kupferstiche urtheilen wollte, der noch dazu eine verdorbene Zeichnung liefert. Ein Gedicht verliert in der Uebersetzung seinen Wohlklang und den Numerus, die dasjenige sind, was an einer Mahlerey das Colorit ist: Es verliert die Poesie des Styles, die ich der Zeichnung und dem Ausdrucke gleich setze. Folglich kann eine Uebersetzung als ein Kupferstich angesehen werden, worinnen man nichts weiter findet, als die Anordnung und die Stellungen der Figuren; und auch diese beyden Stücke sind selten ganz unverändert geblieben.

Wer also ein Gedicht nach der Uebersetzung und nach den Aussprüchen der Kunstrichter beurtheilet, der macht es eben so, als einer, der über eine Sache, die man mit Augen sehen muß, sein Urtheil fällen will, ohne sie gesehen zu haben. Hingegen die beste Art über ein Gedicht zu urtheilen, welches man nicht in seiner Ursprache lesen kann, ist die, daß man sich nach dem, was diejenigen, so es in der Grundsprache lesen können, von der Wirkung, die es auf sie thut, einhellig sagen, einen Begriff davon macht. Kein Schluß kann vernünftiger seyn, als der, daß ein gewisser Gegenstand auf uns eben den Eindruck machen würde, den er auf andere macht, wenn wir eben so fähig wären, diesen Eindruck anzunehmen, als sie es sind. Würde

man

man darauf hören, wenn Jemand durch Vernunftschlüsse beweisen wollte, **Paul Veronesens** Gemählde von der Hochzeit zu Kana, das er doch nie gesehen hätte, könne nicht so sehr gefallen, als diejenigen sagen, die es gesehen haben, weil ein Gemählde unmöglich so gefallen könne, wenn in der poetischen Composition desselben so viele Fehler befindlich wären, als man deren in dieser Mahlerey antrifft. Man würde zu dem Kunstrichter sagen, er solle hingehen und es ansehen, und ohne sich an ihn zu kehren, würde man dem einstimmigen Zeugnisse aller derer glauben, welche versichern, daß es sie, seiner Fehler ungeachtet, entzückt habe. Gewißlich das einhellige Zeugniß der Sinnen anderer Menschen ist nach dem Zeugnisse unserer eignen Sinne das sicherste Mittel, welches wir haben, von Dingen zu urtheilen, die in die Sinne fallen. Die Menschen wissen dieses wohl; daher kann man ihren Glauben, oder diejenigen von ihren Meynungen icht wankend machen, welche sich auf das einmü)ige Zeugniß anderer Menschen gründen, die ihen versichern, daß sie durch ihre Sinne von :r Sache überzeugt worden sind. Folglich kann an auch von einem Gedichte, das man nicht ver:ht, ohne eine unvergebliche Unbesonnenheit nicht dreist und zuversichtlich sagen: Die Meynung r Menschen, daß es vortrefflich sey, ist ein **>sses Vorurtheil der Erziehung**, welches **) auf die vielen ihm beygelegten Lobsprüche ündet, von denen, wenn man bis auf ih: Ursprung zurücke geht, der eine immer**

ein

ein Widerschall des andern ist. b) Noch unbesonnener aber ist es, wenn man gar eine eingebildete Geschichte dieses Vorurtheiles verfertigt.

b) Abhandlung über den Homer.



Sechs und dreyßigster Abschnitt.

Von den Irrthümern, worein diejenigen fallen, die ein Gedicht nach einer Uebersetzung und nach den darüber gemachten Kritiken beurtheilen.

Was würden wir von einem Engelländer, gesetzt daß einer leichtsinnig genug dazu wäre, denken, wenn er, ohne ein Wort französisch zu verstehen, den Cid nach Rutters Uebersetzung a) verurtheilte, und seinen Ausspruch mit den Worten endigte, man müsse die Liebe, welche die Franzosen zu diesem Stücke haben, ihren Vorurtheilen zuschreiben, die sie von Jugend auf eingesogen hätten? Wir kennen, würden wir sagen, noch besser als Sie, die Fehler dieses Trauerspieles: Aber Sie können die Schönheiten desselben, welche machen, daß wir es mit allen seinen Fehlern lieben, nicht so gut als wir empfinden. Man würde mit einem Worte diesem dreisten Urtheiler

a) Sie ward im Jahre 1637 gedruckt.

theiler alles das sagen, was eine auf Empfindung gegründete Ueberzeugung eingiebt, wenn einem die Gründe und die eigentlichen Kunstwörter nicht hurtig genug einfallen, womit man Irrthümer, über die man in Unwillen geräth, methodisch widerlegen kann. Bey solchen Gelegenheiten haben die Gelassensten Mühe, sich beissender Antworten zu enthalten. Jedermann aber, der griechisch und englisch versteht, weis gar wohl, daß ein griechischer Dichter, den man in das Französische übersetzt, weit mehr von seiner Schönheit verliert, als ein französischer, der in das Englische übersetzt wird.

Alle Beurtheilungen und Vergleichungen, die man über Gedichte, welche man blos aus Uebersetzungen und kritischen Abhandlungen kennt, anstellen kann, führen ganz unfehlbar auf falsche Schlußsätze. Gesetzt, die Pucelle und der Cid wären ins Pohlnische übersetzt, und ein Gelehrter in Cracow wollte nach diesen Uebersetzungen eine förmliche Kritik über beyde Gedichte machen: Er untersuchte ihren Plan, die Sitten, die Charaktere und die Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten sowohl nach dem natürlichen als übernatürlichen Laufe der Dinge, und nun verglich er ihren Werth miteinander; so würde sein Urtheil gewiß zum Vortheile der Pucelle ausfallen, die in einer solchen Prüfung regelmässiger und fehlerfreyer in ihrer Art erfunden werden müßte, als der Cid in der seinigen. Nimmt man vollends an, daß es dieser pholnische Kritikus dahin bringt, seine Landsleute

zu überreden, man sey im Stande, ein Gedicht, welches man nicht im Originale lesen kann, nach einer Uebersetzung und den darüber gemachten Kritiken zu beurtheilen, so werden sie ohnfehlbar den Chapelain für einen bessern Poeten, als den grossen Corneille erklären. Sie werden uns für Leute halten, die sich von Vorurtheilen beherrschen lassen, weil wir uns nicht nach ihren Aussprüchen richten. Was kann man nun von einem Verfahren denken, welches zu dergleichen Urtheilen verleitet?

Sieben und dreyßigster Abschnitt.

Von den Fehlern, die wir an den Gedichten der Alten zu sehen glauben.

Was die Fehler anlangt, die man in den Gedichten der Alten zu sehen glaubt, und sie gar an den Fingern herzuzählen weis; so mag es wohl wahr seyn, daß wir uns oft auf mehr als einerley Art irren. Wir rechnen es bisweilen dem Dichter als einen Fehler an, daß er verschiedne Sachen in sein Werk gebracht hat, die er hineinzubringen genöthigt war, weil er sich nach seinem Jahrhunderte und nach seinen Zeitgenossen richten mußte. Als z. E. Homer seine Ilias verfertigte, so schrieb er nicht eine nach Belieben erfundene Fabel, dabey er die Freyheit hatte, die Charak-

tere der Helden nach seinem Gefallen zu erdichten, die Begebenheiten so ablaufen zu lassen, wie er es für sich am bequemsten fand, und gewisse Begegnisse durch alle die edeln Umstände, die er hätte erfinden können, zu verschönern. Homer hatte es unternommen, ein Theil von den Begebenheiten eines Krieges, den seine Landsleute die Griechen gegen die Trojaner geführt hatten, und der noch ganz in frischem Andenken war, in Versen zu beschreiben. Der gemeisten Meynung nach lebte Homer ungefähr hundert und funfzig Jahre nach dem trojanischen Kriege; und Newtons Zeitrechnung zu folge a) war er den Zeiten dieses Krieges weit näher, und konnte noch mit vielen Personen sprechen, die den Achilles und andre in diesem Feldzuge berühmte griechische Helden persönlich gekannt hatten. Nun räume ich zwar ein, daß Homer als Dichter die Begebenheiten nicht so wie ein blosser Geschichtschreiber behandeln durfte. Er mußte ein Wunderbares hineinbringen, welches nach der Religion seiner Zeit nicht wider die Wahrscheinlichkeit lief: Er mußte diese Begebenheiten mit Erdichtungen verschönern, und mit einem Worte alles thun, was er gethan, und weswegen ihn Aristoteles gerühmt hat. b) Aber als ein Grieche, als ein Geschichtschreiber, und als ein Verfertiger solcher Gesänge, die hauptsächlich zur Absicht hatten, die Stelle der Geschichtbücher unter dem Griechen zu vertreten,

 war

a) In seiner Chronologie.

b) Im vier und zwanzigsten Kapitel seiner Poetik.

war er oft genöthigt, sich in seinen Erzählungen nach weltbekannten historischen Wahrheiten zu richten.

Aus dem Exempel unser Vorfahren, und aus dem was noch heutiges Tages in den nordlichen Gegenden von Europa und an einigen Orten in Amerika geschicht, kann man sehen, daß die Poesien die ersten historischen Denkmale der Nationen sind, wodurch sie das Andenken wichtiger Begebenheiten zu erhalten und die Menschen zu denjenigen Tugenden anzufeuern suchen, welche unter einer neu aufkommenden Nation am nothwendigsten sind. Solchergestalt verfertigten die noch rohen Völker in den ältesten Zeiten eine Art von Gesängen, worinnen sie das Lob derjenigen unter ihren Landsleuten besangen, die sich nachahmungswürdig gemacht hatten; und diese Lieder wurden bey vielen Gelegenheiten gesungen. Cicero meldet, daß diese Gewohnheit unter den Römern nach den Zeiten des Numa noch im Schwange gieng. c) Sie sangen bey der Mahlzeit Lobgesänge auf ihre größten Männer.

Die Griechen waren bey ihrem Ursprunge das, was andere Nationen gewesen sind, und ehe sie eine polite Nation wurden, waren sie eine Nation, die sich noch in ihrer Kindheit befand. Ihre ersten Geschichtschreiber waren Dichter. Strabo d) und andre alle Scribenten melden so gar, das Kadmus,

c) Tusc. Quaest. L. IIII.

d) Geogr. L. I.

mus, Pherecydes e) und Hekateus, die ersten, welche in Prosa schrieben, sich in nichts weiter von der Schreibart der Poesie unterschieden, als daß sie das Sylbenmaaß wegliessen. Die Geschichte schmeckte bey den Griechen noch verschiedne Jahrhunderte lang nach ihrer Quelle. Die meisten, welche nachmals in Prosa schrieben, behielten die Poesie des Styles bey, ja sie erlaubten sich so gar noch lange die Freyheit, das Wunderbare in die Begebenheiten zu bringen. f) Homer ist nicht der erste von diesen Liederdichtern; es waren schon andere vor ihm gewesen. g) Allein zu seiner Zeit sah man die Gedichte noch als historische Denkmale an. Folglich würde man ihn getadelt haben, wenn er gewisse Charaktere ungebildet, oder gewisse bekannte Begebenheiten verändert, sonderlich aber, wenn er in der Erzählung der Kriegsheere eines von denen weggelassen hätte, welche wirklich dabey gewesen waren. Man kann leicht denken, daß die Nachkommen eines solchen Volkes sehr übel auf den Dichter würden zu sprechen gewesen seyn.

Tacitus erzählt, daß die Deutschen, damals als er seine Annalen schrieb, die Thaten des Herrmanns

 gesun-

e) Versuum nexu repudiato conscribere ausus. passiuis verbis Pherecydes. *Apul.* Florid. L. IIII.

f) Graecis historiis plerumque poëticae similis inest licentia.

g) - - Post hos insignis Homerus
Tirtaeusque mares animos in martia bella
Versibus exacuit.
Hor. A. P.

gesungen hätten, der seit achzig Jahren todt war. Stand es den Verfassern dieser cheruscischen Gesänge wohl frey, gegen die Wahrheit bekannter Geschichten zu verstossen, und z. E. etwa zur Ehre ihres Helden anzunehmen, daß Herrmann den römischen Adlern, die er geschlagen hatte, niemals den Eyd der Treue geleistet habe. Wenn diese Barden von der Unterredung sangen, die er an den Ufern der Weser mit seinem Bruder Flavius hielt, der unter dem römischen Heere Befehlshaber war, durften sie wohl diese Unterredung in ihren Liedern anständig und ernsthaft ablaufen lassen, da Jedermann wußte, daß der Heerführer der Deutschen und der Befehlshaber unter den Römern in Gegenwart beyder Armeen bis zu Schmähworten an einander gerathen waren, und daß es gewiß zu einem Zweykampfe zwischen ihnen gekommen seyn würde, wenn der Fluß nicht dazwischen gewesen wäre.

Ich will es durch ein Beyspiel erläutern, welches noch deutlicher in die Augen fallen wird. Heutiges Tages macht man unter einem Dichter und einem Geschichtschreiber einen grossen Unterscheid. Man liest den Geschichtschreiber, wenn man die wahre Beschaffenheit der Begebenheiten wissen will; hingegen bey dem Lesen eines Dichters hat man nur sein Vergnügen zur Absicht. Glaubt man aber wohl, daß Chapelain, ob er gleich seine Pucelle zu einer Zeit verfertigte, die von der darinnen besungenen Begebenheit weit entfernter war, als die

die Zeit, da Homer die Iliade verfertigte, von den Zeiten des trojanischen Krieges? glaubt man, sage ich, wohl, daß Chapelain den Charakter der Hauptpersonen seines Gedichtes nach Gefallen hätte bilden oder verschönern können? Hätte er wohl aus Agnesen Sorel ein gewaltthätiges und blutdürstiges Mädchen machen können; ein Mädchen ohne einen erhabenen Geist, welches Karln VII zu überreden gesucht hätte, ein träges, wollüstiges Leben mit ihr zu führen? Hätte er diesem Könige wohl den bekannten Charakter des Grafen von Dünois beylegen können? Konnte er den Ausschlag der Schlachten und Belagerungen nach seinem Gefallen ändern? Konnte er gewisse Umstände von seiner Fabel, die Karln VII wenig Ehre machen, mit Stillschweigen übergehen? Die alten Nachrichten würden wider ihn gewesen seyn. Nun habe ich schon im ersten Theile dieses Werkes gezeigt, daß nichts der Wahrscheinlichkeit, welche die Seele der Erdichtung ist, mehr Abbruch thut, als wenn einer Erdichtung durch weltkündige Nachrichten geradezu widersprochen wird.

Wenn sich Homers Helden nicht sogleich miteinander schlagen, sobald sie uneins werden, so rührt solches daher, daß sie in dem Punkte der Ehre noch nicht die Gesinnungen der Gothen und ihres gleichen hatten. Diejenigen Griechen und Römer, welche vor dem Verderbnisse ihrer Nationen lebten, fürchteten sich vor dem Tode noch weniger, als die Engländer: Allein sie waren der Meynung, daß

eine ungegründete Schmährede Niemanden verunehrte, als den, der sie ausstieß. Wenn sie einen gegründeten Vorwurf enthielt, so glaubten sie, derjenige, den sie träfe, hätte kein besseres Mittel, seine verletzte Ehre wieder herzustellen, als daß er sich besserte. Die politen Nationen hätten sichs noch nicht einfallen lassen, daß ein Zweykampf, in welchem der Zufall, oder wenn es aufs beste geht, die Fechtkunst, die unter ihnen für ein Sklavenhandwerk gehalten wurde, den Ausschlag giebt, ein gutes Mittel wäre, sich gegen einen Vorwurf zu rechtfertigen, der oftmals gar nicht die Herzhaftigkeit betrifft. Der Vortheil, den man über seinen Gegner erhält, beweist blos, daß man besser, als er, mit dem Degen umzugehen wisse, nicht aber, daß man von dem Laster, dessen man beschuldigt worden ist, frey sey. Hielt wohl die Furcht den Cäsar und den Cato ab, sich einander zum Zweykampfe herauszufodern, als Cäsar das Liebesbriefchen der Schwester des Cato vor dem ganzen Senate zerriß? Die Art und Weise, auf welche diese beyden Männer gestorben sind, ist Beweises genug, daß keiner von ihnen sich vor dem Tode fürchtete.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich in der griechischen oder in der römischen Geschichte etwas gelesen hätte, das den gothischen Zweykämpfen ähnlich wäre, ausser einem einzigen Vorfalle bey Gelegenheit der Leichenspiele, die Scipio Africanus unter den Mauren von Neukarthago zu Ehren seines Vaters und seines Oheimes anstellte, welche

beyde in Spanien in der Schlacht geblieben waren. h) Livius erzählt, die Kämpfer waren diesesmal nicht, wie gewöhnlich, erkaufte Gladiatoren gewesen, sondern Barbaren, die sich aus eigner Bewegung dazu anboten. Sie gaben verschiedentliche Ursachen von ihrem Entschlusse an, und dem Scipio geschah vielleicht ein grosser Gefallen, daß er ihrer auf eine so gute Art los wurde. Einige davon, sagt der Geschichtschreiber, waren eins geworden, ihre Streitigkeiten, die sie nicht anders beylegen konnten oder wollten, mit dem Degen auszumachen. Die Griechen und die Römer, die so sehr auf ihre Ehre hielten, liessen sichs niemals in die Gedanken kommen, daß es einem Bürger eine Schande sey, die Rache für eine empfangne Beleidigung von der obrigkeitlichen Gewalt zu erwarten. Erst die Völker, welche die Noth dereinst aus dem beschneyten Norden heraustreiben sollte, mußten den Grundsatz mit sich bringen, daß der beste Fechter nothwendig auch der rechtschaffenste Mann seyn müsse, und daß eine Gesellschaft den Namen eines Staates verdiente, in welcher die Ehre die Glieder derselben verbände, ein erlittenes Unrecht, gesetzt daß es auch nur in der Einbildung bestünde, mit gewaffneter Hand zu rächen. Daß Quinault den Phaeton i) in der Unterredung mit dem Epaphus den Degen nicht ziehen läßt, geschieht deswegen, weil er zween Aegypter, und nicht zween Burgunder oder Vandalen aufs Theater bringt.

h) *Liv.* Hist. L. XXVIII.

i) Im dritten Aufzuge der Opera Phaeton.

Solchergestalt sind die Vorurtheile, welche die meisten Menschen für ihr Zeitalter und für ihre Nation haben, der Grund von sehr vielen schlechten Kritiken und Beurtheilungen. Alle Länder und alle Zeiten sollen sich nach den ihrigen richten. Gleichwohl giebt es nur sehr wenig Gebräuche, und so gar nur sehr wenig Laster und Tugenden, die zu allen Zeiten und in allen Ländern für löblich oder schändlich gehalten worden sind. Die Poeten aber haben sehr Recht, wenn sie thun, was Quintilian den Rednern angerathen hat, nämlich, sich die Begriffe derjenigen, für die sie arbeiten, zu Nutze zu machen, und sich darnach zu richten. k) Wir müssen uns also an die Stelle derjenigen setzen, für die ein Gedicht geschrieben worden ist, wenn wir richtig über die darinnen vorkommenden Bilder, Figuren und Gesinnungen urtheilen wollen. Ein Parther, der, wenn ihm der erste Angriff nicht gelingt, mit verhängtem Zügel wieder davon jagt, um seinen Vortheil das zweytemal besser zu nehmen, und sich nicht vergeblich den Streichen eines Feindes, der nicht von der Stelle weicht, auszusetzen, darf nicht für feigherzig gescholten werden, weil diese Art zu fechten durch die Kriegsgesetze der Parther autorisirt war, und sich auf ihre Begriffe von einem wilden Muthe und einer wahren Herzhaftigkeit gründete. Die alten Germanier, die ihrer Tapferkeit wegen so berühmt sind, hielten es auch nicht für zaghaft, sondern für klug, wenn man in gewissen Umstän-

k) Plurimum refert, qui sint audientium mores, quae publice recepta persuasio. *Quint.* Inst. Lib. III. cap. 9.

nständen zurückwich, damit man zu gelegenerer
it mit desto grösserm Nachdruck einen neuen Anm
ff thun könnte. l)

Man hat den Homer getadelt, daß er ein Ver-
nügen davan zu finden scheint, den Garten des
öniges Alcinous zu beschreiben, der, wie man sich
arüber ausgedrückt hat, dem Garten eines ehrli-
en Landmannes um Paris herum sehr ähnlich
eht. Aber gesetzt, dieses wäre wahr, so ist es das
Werk eines Baumeisters, den Plan zu einem präch-
gen Garten zu erfinden; ihn mit grossen Kosten
nlegen zu lassen, ist vielleicht nur eines Fürsten Sa-
he, und dem Dichter kömmt es blos zu, diejenigen
Gärten gut abzuschildern, welche die Menschen in
einem Zeitalter anzulegen wußten. Homer ist in
er Beschreibung der Gärten des Alcinous ein eben
o grosser Artist, als wenn er eine Beschreibung von
den Gärten zu Versailles gemacht hätte.

Wenn man den alten Dichtern erst vorgeworfen
hat, daß sie ihre Verse mit gemeinen Gegenständen
und niedrigen Bildern angefüllt hätten, so hält man
sich noch für sehr glimpflich, wenn man die Schuld
von diesen Fehlern, die sie nicht begangen haben, auf
ihr Jahrhundert wirft, und sie beklagt, daß sie in
diesen rohen Zeiten gelebt haben.

Die

l) Cedere loco, dum rursus instes magis consilii quam formidinis arbitrantur. *Tacit.* de mor. Germ.

Die Art, wie wir mit unsern Pferden umgehen, macht, daß wir darüber stutzen, wenn die Dichter ihre Helden Reden an dieselben halten lassen. Es ist uns unaussprechlich, wenn wir einen Herrn mit seinem Pferde ohngefähr eben so reden hören, wie ein Jäger mit seinem liebkosenden Hunde redet. Aber dergleichen Reden schickten sich sehr gut in die Ilias, die für Leute geschrieben war, bey denen das Pferd gewisser maassen mit seinem Herrn an Einem Tische aß. Solche Reden mußten Leuten wohlgefallen, die den Thieren einen Grad von Erkenntniß einräumten, den wir ihnen nicht zugestehen, und die oftmals mit ihren Pferden auf eben dieselbe Weise gesprochen hatten. Ob die Meynung, daß die Thiere eine fast menschliche Vernunft haben, richtig oder falsch sey, darum bekümmert sich der Poet nicht. Er ist nicht gehalten, seinen Zeitgenossen ihre Irrthümer in physikalischen Dingen zu benehmen: Seine Pflicht ist, getreue Abschilderungen von den Sitten und Gebräuchen seines Landes zu machen, damit seine Nachahmung der Wahrheit so nahe komme, als es ihm nur möglich ist. Homer würde gerade dieses Umstandes wegen, der ihm unter uns Tadler zugezogen hat, noch itzo vielen asiatischen und africanischen Nationen gefallen, welche die alte Art mit ihren Pferden umzugehn, so wie viele andre Gebräuche, unverändert beybehalten haben.

Ich will meinen Lesern aus Busbecks Briefen, der als kaiserlicher Bothschafter von Ferdinand I an

an den Großherrn Solimann II geschickt wurde, eine Stelle vorlegen, worinnen er beschreibt, wie die Einwohner in Bithynien mit ihren Pferden umzugehen pflegen, in einem Lande, welches den griechischen Colonien in Asien sehr nahe liegt, und an Phrygien so gar gränzt, welches das Vaterland Hektors war, den man mit seinen Pferden nicht reden lassen will. „In Bithynien, sagt er, m) nahm ich wahr, daß „alle Leute, selbst die Bauern, ihren jungen Füllen „sehr freundlich begegnen, sie liebkosen, wie man es „mit kleinen Kindern macht, wenn man sie dahin „bringen will, dieses oder jenes zu thun, und ihnen „die Freyheit lassen, im ganzen Hause hin und wie„der zu gehen: Sie würden sie herzlich gern mit sich „an ihrem Tische sitzen lassen. Die Stallknechte re„gieren ihre Pferde auf eine eben so gelinde Weise, „Sie streicheln sie, geben ihnen lauter gute Worte, „und schlagen sie niemals, wenn sie nicht die äus„serste Noth dazu treibt. Daher auch ihre Pferde „die Menschen sehr lieb haben, und man nur sehr „selten eines darunter findet, welches ausschlägt, oder „einen andern Fehler von dieser Art hat. In un„sern Ländern hält man sie viel anders. Unsere „Pferdeknechte setzen niemals einen Fuß in den „Stall, daß sie nicht auf die Pferde losdonnern; ja „sie würden denken, sie hätten es ihnen an etwas „fehlen lassen, wenn sie sie beschickten, ohne ihnen „dabey Schläge und Stösse die Menge umsonst und „um nichts zu geben, daher freylich bey diesen Thie„ren Furcht und Feindschaft gegen die Menschen

„ents

m) Busbeq. Leg. Turc. Ep. III.

„entstehen muß. Die Türken lehren ihre Pferde „auch niederknien, damit man desto gemächlicher „aufsteigen könne. Sie lehren sie einen Stock oder „einen Säbel mit den Zähnen von der Erde auf„heben, und ihn dem Reuter überreichen, und le„gen denen, welche diese Kunst gelernt haben, einen „silbernen Ring um die Nase als ein Ehrenzeichen „zur Belohnung ihrer Gelehrigkeit. Ich habe Pfer„de gesehen, welche so gut abgerichtet waren, daß „sie, wenn der Reuter abgestiegen war, auf Einer „Stelle stehen blieben, ohne daß sie Jemand halten „durfte; und noch andre, welche die ganze Schule „machten, und dem Bereuter, der in einer ziemli„chen Entfernung von ihnen stand, auf jedes Wort „gehorchten. Die meinigen, sagt Busbeck, machen „mir alle Abende einen ganz besondern Zeitvertreib. „Ich lasse sie in meinen Hof führen, und wenn ich „eines bey seinem Namen rufe, so sieht es mich starr „an und wiehert. Wir haben diese Bekanntschaft „dadurch mit einander gemacht, daß ich ihnen bis„weilen einige Melonenscheiben mit meinen eignen „Händen zu fressen gegeben habe.„ Vermuthlich hatte der kaiserliche Bothschafter bey solcher Gelegenheit auch auf so eine Art mit ihnen gesprochen, daß unsere Kunstrichter Vieles daran auszusetzen wissen würden.

Welcher Gelehrte wird den Ritter D'Arvieux nicht kennen, der seiner Reisen, seiner Bedienungen und seiner orientalischen Gelehrsamkeit wegen so berühmt ist. Man darf mir wenigstens nicht

vor-

vorwerfen, daß ich ungültige Zeugen anführe, da ich beweisen will, daß die Asiaten noch heutiges Tages eben so mit ihren Pferden reden, wie Hektor mit den seinigen in Asien redete. Der Ritter D' Arvieux, nachdem er in seiner Reisebeschreibung weitläuftig von den Sitten und Gebräuchen der Araber geredet, und erzählt hat, wie gelehrig, oder wenn ich so sagen mag, wie leutseelig ihre Pferde sind, und wie liebreich ihnen ihre Herren begegnen, setzt er hinzu: „Ein Kaufmann von Marseille, der in „Rama wohnte, hatte, gemeinschaftlich mit einem „Araber, ein Pferd. Es hieß Tuysse; und ausser„dem, daß es schön und jung war und zwölfhun„dert Thaler kostete, stammte es auch aus einem „von den ältesten und edelsten Geschlechtern her. „Dieser Kaufmann besaß das Geschlechtsregister „und die Stammtafel desselben von Vater und „Mutter bis auf fünfhundert Jahre hinaus, alles „durch gerichtliche Urkunden und in obengedachter „Form bewiesen. Abrahim, so hieß der Araber, „kam oft nach Rama, um dieses Pferd, welches er „so herzlich lieb hatte, zu besuchen. Ich hatte oft „meine Freude, wenn ich sah, wie er vor Zärtlich„keit weinte, indem er es umarte und liebkosete. Er „küßte es, wischte ihm die Augen mit seinem „Schnupftuche, striegelte es mit seinem Aermeln, „und wünschte ihm ganze Stunden lang, die er so „zubrachte, tausenderley Gutes. Mein Schatz, „rief er aus, mein Herzchen, mein Leben, warum „bin ich doch so unglücklich, daß ich dich an so viel „Herren verkaufen mußte, und dich nicht bey mir

„behalten konnte. Ich bin arm, mein Liebchen, „das weißt Du. Ich habe dich in meinem Hause „auferzogen, wie mein eignes Kind; ich habe dich „niemals gescholten, niemals geschlagen, ich habe „dir nach meinem beßten Vermögen alles Liebes „und Gutes erwiesen. Der Himmel behüte dich, „mein schönes, süsses, liebes Täubchen; der Him„mel behüte dich vor allen bösen Zungen! und tau„senderley solche Dinge mehr. Sodann umarm„te er es und gieng rücklings weg, indem er den „zärtlichsten Abschied von ihm nahm. Bey dieser „Gelegenheit fällt mir ein anderer Araber ein, der „uns, als ich mich in Tunis aufhielt, ein Pferd, „das wir für die königliche Stutterey gekauft hat„ten, nicht ausliefern wollte. Als er das Geld da„für schon in seinen Beutel gesteckt hatte, warf er „einen Blick auf sein Pferd und fieng an zu wei„nen. Kann es möglich seyn, sagte er, daß ich, nun „ich dich so sorgfältig in meinem Hause auferzogen „habe, und du mir so viele Dienste geleistet hast, „daß ich dich nun zur Belohnung den Franken in „die Sklaverey übergebe. Nein, mein Liebchen, „das soll nimmermehr geschehen. Darauf warf er „das Geld wieder auf den Tisch, umarmte und küß„te sein Pferd, und nahm es wieder mit sich hin„weg.„ Man trifft in allen morgenländischen Reisebeschreibungen eine Menge dergleichen Anekdoten an. Aber freylich glaubt man nicht aller Orten und hat es nicht zu allen Zeiten geglaubt, daß die Thiere blosse Maschinen seyn. Es ist dieses eine von den Entdeckungen der neuern Philosophie, die sie,

man

man muß ihr das Lob lassen, ohne alle Beyhülfe der Erfahrung gemacht hat, durch blosses Philosophiren. Es ist bekannt, wie weit man es damit bringen kann. Ich will weiter nichts davon sagen.

Es ist nicht genug, daß man gut schreiben kann, wenn man gründliche Kritiken über die Gedichte der Alten und der Ausländer machen will; man muß auch eine Kenntniß von den Dingen haben, davon sie reden. Was zu ihren Zeiten gewöhnlich war, was in ihrem Vaterlande gemein ist, kann solchen Tadlern, die nur ihre Zeiten und ihr Vaterland kennen, unwahrscheinlich und unvernünftig vorkommen. Claudian verwundert sich so sehr über die Maulesel, welche der Stimme ihrer Treiber gehorchen, daß er glaubt, man könne daher einen Beweis nehmen, die Wahrheit der Fabel vom Orpheus zu bestätigen. n) Wenn Claudian niemals ausserhalb seines Vaterlandes, wofür man gemeiniglich Aegypten hält, gewesen wäre; so würde er, wie es scheint, eine Sache, welche den Einwohnern der Provence so gewöhnlich ist, daß sie gar nicht darauf achten, schwerlich geglaubt haben. Vielleicht haben ihm auch seine Landesleute dieses als einen Fehler wider die Wahrscheinlichkeit vorgeworfen.

n) Miraris, si voce feras placauerit Orpheus
Cum pronas pecudes gallica verba regant.





Acht und dreyßigster Abschnitt.

Kritiken bringen ein Gedicht nicht um seine Leser; und man hört nicht eher auf ein Gedicht zu lesen, als bis man an seiner statt ein beßres hat.

Wie es nun auch mit den Fehlern seyn mag, welche die Kunstrichter in den Schriften der Alten schon entdeckt haben und noch entdecken werden, so wird man darum doch nicht aufhören sie zu lesen. Sie werden noch ferner gelesen und bewundert werden; es müßte denn seyn, daß in Zukunft noch beßre Werke zum Vorscheine kämen. Gelehrte Kritiken machten es gewiß nicht, daß unsere Vorfahren den Geschmack an Ronsards Gedichten verloren, sondern interessantere Poesien brachten sie von dem Lesen derselben ab. Molierens Lustspiele, nicht kritische Schriften haben uns einen Ekel vor den Komödien des Scarron und anderer ältern Poeten beygebracht. Wenn beßre Gedichte als die, welche das Publicum schon in Händen hat, zum Vorscheine kommen, so ist es gar nicht nöthig, daß die Kunstrichter ihm den Rath geben, das Schlechtere um das Beßre fahren zu lassen. Man braucht dem Publico über den Unterschied zwischen zwey Gedichten die Augen nicht erst zu öffnen, wie

etwa, wenn es den Unterscheid zwischen zwey philosophischen Lehrgebäuden betrifft. Es merkt ihn selbst, und urtheilt mittelst der Empfindung weit richtiger, als die Kunstrichter mit allen ihren Regeln. Wer also die Bewunderung der Welt für die Aeneis vermindern, und ihr ihre Leser abspenstig machen will, der mag nur ein beßres Gedicht machen: Er mag sich höher schwingen, als Virgil und seines gleichen gethan haben; aber nicht wie der Zaunkönig, der sich auf den Rücken des Adlers setzte, um seinen Flug erst anfangen zu dürfen, wenn der Vogel Jupiters müde seyn würde, damit er ihm alsdann vorwerfen könnte, daß ihn seine Fittige weiter trügen, als den Adler. Man muß sich auf seinen eignen Schwingen erheben.

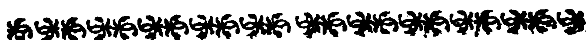
Man wähle sich also aus der neuern Geschichte ein ganz neues Subject, wobey dem Dichter die Fabeln und die poetischen Redensarten der Alten nicht zu statten kommen können; sondern wo er die ganze Erdichtung und die Poesie des Styles aus seinem eignen Genie herausholen muß. Man mache ein Heldengedicht von der Zerstörung der Ligue durch Heinrich den vierten, dessen Entwickelung natürlicher Weise die seyn würde, daß dieser Prinz sich bekehrte, und die Stadt Paris wieder zum Gehorsam brächte. Ein grosses poetisches Genie, welches alles, was dazu gehört, eine lange Erdichtung aufzustützen, aus seinem eignen Vorrathe hernehmen könnte, würde mit einem solchen Subjecte, wo es sich nicht immer hüten dürfte, auf die Spu-

ren anderer Dichter zu kommen, weit besser dran seyn, als wenn es sich eine Fabel aus der griechischen und römischen Geschichte aussuchte. An statt seine Helden von den alten Griechen oder Römern zu borgen, nehme man sie aus der Zahl unsrer Könige und Prinzen.

Homer besang nicht Schlachten der Aethiopier oder der Aegypter, sondern die Schlachten *seiner* Landsleute. **Virgil** und **Lucan** haben ihre Fabel aus der römischen Geschichte genommen. Man wage es also, Sachen zu besingen, die wir selbst vor Augen haben; unsere Schlachten, unsere Feyerlichkeiten, unsere Gebräuche. Man liefere uns poetische Beschreibungen von Gebäuden, Flüssen und Gegenden, die wir täglich vor Augen sehen, mit einem Worte von Dingen, wo wir die Nachahmung und das Urbild gegen einander halten können. Wie erhaben und wie rührend würde **Virgil** eine Erscheinung des heiligen Ludwigs beschrieben haben, welche Heinrich der vierte den Abend vor der Schlacht bey Yvri hatte, als dieser Prinz, die Ehre von dem Stamme unsers heiligen Königes, sich noch zur reformirten Kirche bekannte. Wie herrlich würde Virgil die **Tugenden** in Feyerkleidern geschildert haben, wie sie, von der **Gütigkeit** angeführt gekommen wären, diesem unsern beßten Könige die Thore seiner Stadt Paris zu eröffnen. Der Antheil, den Jedermann aus allerley Ursachen an diesem Subjecte nehmen würde, wäre ein sichrer Bürge für die Aufmerksamkeit des Publici auf die-

ses Werk. Aber sowohl gewisse Ursachen, die ich schon im ersten Theile dieses Werkes angeführt habe, als auch die Erfahrung von dem, was wirklich geschehen ist, zeigen hinlänglich, daß die Möglichkeit ein beßres Heldengedicht, als die Aeneis, im Französischen zu machen, blos eine methaphysische Möglichkeit sey; so wie es möglich ist, daß einer die Erde aus ihrer Stelle rückte, wenn man ihm einen festen Stand ausserhalb derselben geben könnte.

So lange man es nicht besser, oder wohl nicht einmal so gut als die Alten machen wird, so lange wird auch die Welt nicht aufhören, die Alten zu lesen und zu bewundern; und diese Bewunderung wird immer höher steigen, ie mehr Jahrhunderte verfliessen werden, ohne daß Jemand kömmt, der sie erreicht. Wir schätzen ihre Werke nicht deswegen so hoch, weil sie in gewissen Jahrhunderten hervorgebracht worden sind; sondern wir verehren gewisse Jahrhunderte so sehr, weil sie uns diese Werke geliefert haben. Wir bewundern die Ilias, die Aeneis und einige andre Schriften nicht darum, weil sie schon vor langer Zeit verfertigt sind, sondern weil sie Jedermann, der sie liest, bewundernswürdig findet; weil sie Jedermann zu allen Zeiten, der sie nur verstand, auch bewundert hat, und weil nun auch so viele Jahrhunderte vorübergegangen sind, ohne daß Jemand ihren Verfassern in diesen Dichtungsarten gleichgekommen ist.



Neun und dreyßigster Abschnitt.

In manchen Künsten und Wissenschaften kömmt mehr auf das Genie als auf die Kunst an; in andern hingegen hilft die Kunst mehr, als das Genie. Daraus, daß ein Jahrhundert das andere in denen von der zweyten Art übertrifft, folgt nicht, daß es dasselbe auch in denen von der erstern Art übertreffen müsse.

Man muß das, was ich itzt eben von den vortrefflichen Poeten, Geschichtschreibern und Rednern des Alterthumes sage, nicht von allen alten Scribenten verstehen. Das z. B., was die Alten in denjenigen Wissenschaften geschrieben haben, worinnen es hauptsächlich auf die Vielheit der Kenntnisse ankömmt, reicht nicht an das, was die Neuern in eben diesen Wissenschaften geschrieben haben. Wenn Jemand, der aus den physikalischen, botanischen, geographischen und astronomischen Schriften der Alten sich eine Idee von ihnen gemacht hat, weil diese Wissenschaften sein Hauptstudium sind, den Umfang ihrer Kenntnisse nicht bewundert; so befremdet mich dieses eben so wenig, als wenn ich sehe, daß einer, der seine Be-

griffe von ihnen aus ihren Werken in der Geschichte, in der Beredtsamkeit und in der Poesie bekommen hat, ganz von Hochachtung für sie eingenommen ist. Die Alten wußten in gedachten Wissenschaften viele Dinge nicht, die wir wissen; sie fielen also durch die unwiderstehliche Neigung, die allen Menschen so natürlich ist, ihre Aussprüche weiter zu erstrecken, als ihre Einsichten gehen, in vielfältige Irrthümer.

So weis heutiges Tages ein Astronomus, besser als Ptolemäus, alles was dieser wußte, und die andern Entdeckungen noch dazu, welche seit den Zeiten der Antoninen, theils durch Hülfe der Reisen, theils mittelst der Sehröhre gemacht worden sind. Ptolemäus würde, wenn er itzt wieder auf die Welt käme, gern einen Schüler auf dem Observatorio abgeben. Eben so ist es mit den Anatomisten, den Seefahrern, den Kräuterkennern, und allen denen, die sich auf Wissenschaften legen, worinnen es mehr auf das Vielwissen als auf Erfindsamkeit ankömmt. Allein es giebt auch Künste und Wissenschaften, wo diejenigen, so in spätern Zeiten kommen, keine solchen Vortheile vor ihren Vorgängern voraus haben; weil die Vollkommenheit, zu der man es darinnen bringen kann, mehr auf die Gabe der Erfindung, mehr auf das natürliche Genie desjenigen ankömmt, der in einer von denselben arbeitet, als auf den Zustand, in welchem sich diese Künste zu der Zeit befinden, da sich Jemand darinnen hervorzuthun sucht. Daher bringt es der

am weitesten darinnen, der von Natur das glücklichste Genie hat; in was für einem Zustande sich auch diejenige, auf die er sich legt, zu seiner Zeit befinden mag; wofern sie nur überhaupt schon unter einige Regeln gebracht ist, und kunstmässig getrieben wird. Er selbst würde die Kunst erfinden und die Methode einrichten können. Die Stärke seines Genies, womit er auf unzählige Dinge kömmt, die den Augen gemeiner Köpfe entfliehen, giebt ihm über die gewöhnlichen Geister, die eines Tages eben diese Kunst treiben werden, wenn sie schon zu einer weit grössern Vollkommenheit gelangt seyn wird, mehr Vortheile voraus, als diese vor ihm voraus haben können, wenn ihnen auch noch so viel neuere Entdeckungen, noch so viel neue Einsichten bekannt sind, mit denen die Kunst seit den Zeiten des erstern bereichert worden ist. Mittelmässige Geister können es bey allen den Hülfsmitteln, welche ihnen die Vollkommenheit an die Hand giebt, zu der eine von den gedachten Künsten schon gelangt ist, doch nicht so weit bringen, als ein Genie blos durch seine natürlich höhern Einsichten und Fähigkeiten.

Von dieser Art sind die Mahlerey, die Poesie, die Kunst zu kommandiren, die Musik, die Beredtsamkeit und selbst die Medicin. Man wird ein grosser General und ein grosser Redner, so bald man diese Künste mit einem dazu gehörigen Genie treibt, in was für einem Zustande man selbige auch zu der Zeit, da man sie erlernt, finden mag. Das Verdienst vortrefflicher Artisten und grosser Männer in

allen

allen eben angeführten Profeßionen richtet sich hauptsächlich nach der Grösse ihres natürlichen Genies; da hingegen das Verdienst eines Kräuterkenners, eines Naturkündigers, eines Astronomen und eines Chymisten hauptsächlich auf die grössre oder geringere Vollkommenheit ankömmt, zu welcher die Wissenschaft, auf die sich jeder von ihnen legt, durch zufällige Entdeckungen oder durch den Fleiß andrer gelangt ist. Die Geschichte bekräftigt meine Meynung in Ansehung aller der Profeßionen, wobey es vornämlich auf Genie ankömmt.

Unter den Profeßionen, die ich als solche angeführt habe, wobey das Genie das allermeiste thut, scheint die Medicin diejenige zu seyn, worinnen ein glücklicher Erfolg, mehr als in allen übrigen, von den vollkommnern oder unvollkommnern Zustande abhängt, in welchem sich diese Wissenschaft jedesmal befindet. Gleichwohl wenn man die Arzneykunst genauer untersucht, so wird man überzeugt, daß eine glückliche Praxis mehr auf das eigne Genie eines Medicus ankömmt, vermöge dessen er sich die Einsichten anderer und seine eignen Erfahrungen mehr oder weniger zu Nutze zu machen weis, als auf den Zustand, in welchem sich die Kunst zu seiner Zeit befindet.

Die drey Theile der Medicin sind: Die Kenntniß der Krankheiten, die Kenntniß der Arzeneyen, und die Geschicklichkeit, in jeder Krankheit die ge-

hörigen Arzeneyen zu brauchen. Die Entdeckungen, welche man seit des Hippokrates Zeiten in der Zergliederungskunst und in der Chymie gemacht hat, erleichtern die Kenntniß der Krankheiten ungemein. Zudem kennt man heutiges Tages sehr viele Arzeneyen, die dem Hippokrates nicht einmal dem Namen nach bekannt waren; und ihre Anzahl ist in Vergleichung mit denen, die er kannte, und von denen wir nichts mehr wissen, weit grösser. Einen Theil dieser Arzneymittel hat uns die Chymie verschafft, und den andern haben wir den Ländern zu danken, die den Europäern erst seit zwey Jahrhunderten bekannt sind. Dem ohnerachtet ist es die allgemeine Meynung unserer Aerzte, daß die Aphorismen des Hippokrates das Werk eines Mannes sind, der, im Ganzen beurtheilt, ein geschickterer Arzt war, als man sie zu unsern Zeiten findet. Ohne sich ihm gleich zu setzen, bewundern sie sein Verfahren und die Gewißheit, mit welcher er voraussagen konnte, was eine jede Krankheit für einen Lauf nehmen und wie sie sich endigen würde, ob er gleich weniger Hülfsmittel dazu hatte, als unsere heutigen Aerzte. Keiner von ihnen bedenkt sich wegen der Antwort, wenn man ihn fragt, ob er in einer schweren Krankheit sich nicht lieber dem Hippokrates, bey allen den eingeschränkten Kenntnissen, die er zu seiner Zeit haben mußte, als dem geschicktesten Medicus in Paris oder in London anvertrauen wollte. Alle ziehen den Hippokrates vor. Das macht, die Geschicklichkeit, das Temperament des Kranken, die

Beschaf-

Beschaffenheit der Luft, die gegenwärtige Witterung und die Zufälle der Krankheit zu beurtheilen und sodann die beßten Arzeneyen zu wählen, alles dieses kömmt auf das Genie an. Hippokrates war ein ausserordentliches Genie in der Medicin, und dieses gab ihm bey seinen Curen weit mehr Vortheil vor den neuern Aerzten voraus, als die neuern Entdeckungen unsern Aerzten vor dem Hippokrates voraus geben.

Man pflegt oft zu sagen: Wenn Cäsar wieder auf die Welt käme, und er sähe unser Geschütze, unsere Vestungswerke, mit einem Worte, die ganze neuere Kunst anzugreifen und sich zu vertheidigen, so würde er darüber erstaunen: Er würde, sagt man, ganz von forn anfangen müssen zu lernen, und vielleicht eine ziemliche Zeit brauchen, ehe er im Stande wäre, zweytausend Mann zu kommandiren. Ganz und gar nicht, sagte der Marschall von Vauban, der Cäsars grosses Genie um so viel besser kennen mußte, da er selbst viel Genie hatte. Cäsar, sagte er, würde in weniger als einem halben Jahre alles wissen, was wir wissen; und so bald als er nur unsere Waffen und, wenn ich so sagen mag, die Beschaffenheit unserer Pfeile und Schilde kennte, so würde er vermöge seines Genies den und jenen Gebrauch davon machen, auf den wir vielleicht noch nicht gefallen sind.

Obgleich die Mahlerkunst heutiges Tages mit einer Menge von Wahrnehmungen und Kenntnissen bereichert ist, von denen man zu Raphaels Zeiten noch nichts wußte, so sehen wir dennoch nicht, daß unsere Mahler diesem liebenswürdigen Genie gleich kommen. Gesetzt also, wir verstünden etwas mehr, als die Alten, von der Kunst, den Plan eines Gedichtes anzuordnen, und den handelnden Personen die gehörigen Sitten zu geben; so werden wir doch von ihnen übertroffen bleiben, wofern sie wirklich mehr Genie, als wir, gehabt haben; besonders da es unzweifelhaft wahr ist, daß ihre Sprachen weit geschickter zur Poesie waren, als die unsrigen sind. Wir werden vielleicht weniger Fehler machen, aber wir werden es auch nicht zu dem Grade der Vortrefflichkeit bringen, zu welchem sie es gebracht haben. Unsere Lehrlinge werden vielleicht mehr wissen, als die ihrigen, aber dafür werden unsere Meister nicht so groß seyn, als die ihrigen. „Unter den Alten, sagt einer der größten englischen „Poeten, und besonders unter denen, die in den „östlichern Welttheilen geschrieben haben, giebt es „viele solche von Natur grosse Genies. Homer „schwingt sich sehr oft so hoch, daß ihn Virgil zu „erreichen nicht fähig ist, und im alten Testamente trifft man eine Menge Stellen an, die kühner „und erhabner sind, als irgend eine im Homer.„ a)

a) Addison im 160sten Stücke des Zuschauers.

In der That, Racine scheint in der Athalja blos deswegen ein größrer Poet als in seinen andern Trauerspielen zu seyn, weil ihn das biblische Subject zu der Freyheit berechtigte, seine Verse mit den kühnsten Figuren und mit den prächtigsten Bildern der heiligen Schrift auszuschmücken, da er hingegen in seinen weltlichen Stücken dieses nur mit der größten Mäßigung hatte thun dürfen. In dem Munde der Personen in der Athalja hörte man den morgenländischen Styl mit Ehrerbietung, und er entzückte. Der englische Verfasser, den ich eben angeführt habe, sagt: Wir können correcter seyn, als die Alten, aber wir können nicht erhabner seyn. Ich weis nicht wie es kömmt, daß alle grossen Dichter unter den Neuern das, was die Alten verfertigt haben, einmüthig so weit über ihre eignen Werke setzen. Gewißlich man legt ein offenbares Geständniß ab, daß man unfähig sey, in dem Geschmacke der Alten zu schreiben, wenn man sich Mühe giebt, sie herunter zu setzen. b) Quintilian sagt, Seneca habe von den grossen Scribenten, die vor ihm gewesen waren, unaufhörlich übels geredet, weil er wohl

b) Quos ille non destiterat incessere, cum diuersi sibi conscius generis placere se in dicendo posse iis quibus illi placerent, diffideret. *Quint.* Inst. L. X.

wohl sah, daß seine eignen Werke und die ihrigen in einem so verschiednem Geschmacke wären, daß die einen von beyden seinen Zeitverwandten misfallen müßten. In der That konnte die mit falschwitzigen und zugespitzten Einfällen ganz vollgepfropfte Schreibart des Seneca, welche ein Anzeichen von der bevorstehenden Abnahme der Geister war, den Römern nicht gefallen, so lange sie noch den edeln und simpeln Styl der Scribenten aus dem Zeitalter des Augustus bewunderten.







